

Elisabeth Helming
Florian Straus

... Immer diese Angst zu haben: Du machst alles falsch ...

Aufarbeitungsstudie zum St. Josefsheim in
Ludwigsburg-Hoheneck

Endbericht



... Immer diese Angst zu haben: Du machst alles falsch ...

Aufarbeitungsstudie zum St. Josefsheim in Ludwigsburg-Hoheneck

**Autor*innen: Elisabeth Helming
Dr. Florian Straus**

München, Mai 2022

**Institut für Praxisforschung und Projektberatung
Ringseisstr. 8
80337 München
www.ipp-muenchen.de**

Inhalt

Einleitung	8
1. Auftrag, Design und Durchführung.....	10
1.1. Beauftragung	10
1.2. Zentrale Untersuchungsfragen	11
1.3. Design und Arbeitspakete.....	11
1.4. Begleitgruppe und Treffen mit Ehemaligen.....	13
1.5. Methodik.....	14
1.6. Zeitschiene	15
2. Zum Hintergrund und zur Geschichte des Josefsheims.....	16
2.1. Der Orden damals und heute: Kinderheime als Gründungsidee.....	16
2.2. Konzeptionelle Grundlagen	18
2.3. Entwicklung des St. Josefsheims/Ludwigsburg-Hoheneck	21
2.4. Weitere Entwicklung.....	25
2.5. Ende und Abwicklung des St. Josefheims Ludwigsburg/Hoheneck.....	27
3. Kapitel: Woher kamen die Kinder?	29
3.1. Zugangswege ins Heim und Gründe für die Unterbringung	29
3.2. Rolle der Eltern	32
3.3. Geschwister	38
3.3.1. Geschwisterbeziehungen als Unterstützung	38
3.3.2. Regeln im Heim als Grenzen möglicher Unterstützung.....	40
3.3.3. Trennung von Geschwistern in unterschiedliche Gruppen	40
3.3.4. Nicht voneinander wissen.....	41
3.3.5. Trennung von Geschwistern als Strafe	42
3.3.6. Kämpfen um die Aufrechterhaltung von Beziehungen	43
3.3.7. Bedeutung von Geschwisterbeziehungen im erwachsenen Leben	44
3.3.8. Schmerz um Geschwister, die im Leben gescheitert sind	44
In Memoriam: Mein kleiner Bruder.....	45
4. Kapitel: Psychische und körperliche Gewalterfahrungen im Josefsheim	49
4.1. Vernachlässigung	49
4.1.1. Was versteht man unter Vernachlässigung?	49
4.1.2. Die Säuglings- und Kleinkindergruppe	50

4.1.3.	Vorenthalten sozialer Bindung	54
4.1.4.	Vorenthalten von Vertrauenspersonen.....	57
4.1.5.	Vorenthalten von Fürsorge bei Krankheiten	59
4.1.6.	Vorenthalten der Möglichkeit eigener Entscheidungen im streng geregelten Alltag.....	61
4.1.7.	Vorenthalten von Unterstützung in Bezug auf schulische Bildung.....	64
4.2.	Psychische/emotionale Gewalt	67
4.2.1.	Wie wird psychische/emotionale Gewalt definiert?	67
4.2.2.	Doppelte Abwertung: „Ihr werdet wie eure Eltern“.....	68
4.2.3.	Auch kleine Stiche brennen: Lächerlich machen im Alltagsleben	70
4.2.4.	Bettnässen – Anlass zu Beschämung und Strafe	70
4.2.5.	Beziehungen zu anderen Kindern.....	72
4.2.6.	Bestrafen durch Ausgrenzung aus der Gruppe.....	74
4.2.7.	Kein persönlicher Raum	77
4.2.8.	Beschämung durch Kleidung aus zweiter Hand.....	82
4.2.9.	Religiöse „Zwangs“-Erziehung	83
4.2.10.	Eingeschränkte Außenkontakte zu Gleichaltrigen außerhalb vom Heim	85
4.2.11.	Vorenthalten von Bildungschancen.....	87
4.2.12.	Kontaktfamilien.....	90
4.2.13.	Angst als Grundgefühl.....	91
4.3.	Physische Gewalt	93
4.3.1.	Essenszwang: Essen als Machtprobe	93
4.3.2.	Ruhigstellen mit Medikamenten/Alkohol.....	95
4.3.4.	Geschlagen werden	96
4.3.5.	Zeugenschaft von Gewalt	98
4.4.	Sexuelle Gewalterfahrungen im St. Josefsheim.....	101
4.4.1.	Körperfeindlichkeit und sexualisierte Aufmerksamkeit	101
4.4.2.	Sexuelle Gewalt und sexuelle Grenzverletzungen an Jungen	103
4.4.3.	Sexuelle Ausbeutung durch eine Erzieherin	105
4.4.4.	Sexuelle Gewalt an Mädchen durch einen Priester.....	106
4.5.	Bewältigungs- und „Überlebens“-Strategien.....	109
4.5.1.	Anpassung.....	109
4.5.2.	Rückzug und Resignation	109
4.5.3.	Aggressives Verhalten.....	111
4.5.4.	Weglaufen.....	113

5.	Kapitel: Nach dem Josefsheim	115
5.1.	Abschied vom Josefsheim	115
5.2.	Zurück zur Familie	116
5.3.	Erfahrungen in weiteren Heimen	117
5.4.	Pflegefamilien	119
5.5.	Verselbstständigung – Leben ohne Netz und doppelten Boden	123
5.6.	Was hat die Bewältigung der Zeit nach dem Heim erleichtert?	126
5.6.1.	Soziale Beziehungen	126
5.6.2.	Erste Erfahrungen im Arbeitsleben.....	128
5.6.3.	Eigene Kinder	130
6.	Kapitel: Folgen der Heimsozialisation im Lebensverlauf – Geschichten des Überlebens	132
6.1.	Berufsleben.....	132
6.2.	Beziehungsleben.....	134
6.3.	Psychische und somatische Vulnerabilität.....	137
6.4.	Therapeutische Unterstützung	138
7.	Kapitel: Zur Rolle der öffentlichen Jugendhilfe	141
7.1.	Einleitung	141
7.2.	Wie haben die Befragten die Jugendhilfe bzw. die Jugendämter erlebt?	141
7.2.1.	Wenig Wissen und kaum konkretere Erfahrungen.....	141
7.2.2.	Nicht unterstützend und eher abwertend.....	143
7.3.	Das Problem der (fehlenden) Akteneinsicht – gelöschte Identitäten?	144
7.4.	Jugendhilfe und ihre Gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nach dem Krieg bis 1990.....	145
7.5.	Das Josefsheim aus Sicht der Jugendhelfemitarbeiter*innen	147
7.6.	Mitschuld der Jugendhilfe – die Forderung nach Aufarbeitung	151
8.	Kapitel: Aufdeckung und Aufarbeitung	152
8.1.	Lange Jahre des Ignorierens von Hinweisen auf Missstände	152
8.1.1.	Die Praktikantinnen 1974 – 1975	152
8.1.2.	Jugendamt/öffentliche Jugendhilfe	154
8.2.	Die Vorwürfe werden öffentlich	156
8.3.	Aufarbeitung	157
8.3.1.	Verantwortungsübernahme und Organisation von Entschädigungsleistungen.....	158
8.3.2.	Betroffenenbeteiligung und Unterstützung bei der Vernetzung und Selbstorganisation	158
8.3.3.	Individuelle Aufarbeitung	159

8.3.4.	Erinnerungskultur	159
9.	Fazit und Empfehlungen	161
9.1.	30 Jahre massiver Machtmissbrauch.....	161
9.2.	Empfehlungen – Die Aufarbeitung ist durch den Bericht nicht abgeschlossen.....	164
9.2.1.	Weitere Aufarbeitungsschritte im Orden	164
9.2.2.	Und die Jugendhilfe?	165
9.2.3.	Und die Gesellschaft	167
10.	Literatur	168

Einleitung

Etwa 700.000 bis 800.000 Kinder und Jugendliche lebten in der Zeit von 1949 bis 1975 in Heimen in der Bundesrepublik Deutschland. Überwiegend befanden sich diese Heime in kirchlicher Hand (65 %). Zu diesen gehört auch das St. Josefsheim in Ludwigsburg-Hoheneck. Zu vielen dieser Heime gab es Vorwürfe, die von Gewalt, Missbrauch und Vernachlässigung sprachen. Es hat sehr lange gedauert bis diese gehört wurden. Erst im Frühjahr 2006 wurden verschiedene Petitionen zum Thema Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren in der alten Bundesrepublik“ beim Deutschen Bundestag eingereicht. Der Petitionsausschuss fasst die Inhalte der Petition folgendermaßen zusammen „Mit der Petition wird die Situation von Kindern und Jugendlichen, die in den Jahren 1949 bis 1975 in der Bundesrepublik Deutschland in verschiedenen öffentlichen Erziehungsheimen untergebracht waren, kritisiert. Es wird vorgetragen, dass viele der in den Heimen untergebrachten 14- bis 21-jährigen Fürsorgezöglinge unter missbräuchlichen Erziehungsmethoden wie entwürdigenden Bestrafungen, willkürlichem Einsperren und vollständiger Entmündigung durch die Erzieher gelitten hätten.“ (AGJ 2010, S. 1). Gefordert werden in der Petition Entschädigung, eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Thematik und eine Entschuldigung des Deutschen Bundestages. „Ein Jahr später nahmen der Fonds Heimerziehung und die Anlaufstellen in den einzelnen Bundesländern ihre Arbeit auf“ (Caspari u.a. 2021, S. 2).¹

Problematisch war in Bezug auf den Fonds, aus dem über die Beratungs- und Anlaufstellen Entschädigungsleistungen ausgezahlt wurde, dass er bis 2016 befristet war, d.h., dass man nur bis 2016 Anträge stellen konnte. Viele der ehemaligen Heimkinder erfuhren erst nach Ablauf der Frist vom Fonds und der Möglichkeit, eine Entschädigungsleistung zu erhalten; so auch etliche der in diesem Aufarbeitungsbericht interviewten Betroffenen aus Kinderheim St. Josef in Ludwigsburg-Hoheneck. Ein weiteres Problem war, dass die Berichte der jeweiligen Länder, in denen Anlaufstellen existierten, nur übergreifende Ergebnisse darstellen konnten. Die konkrete Aufarbeitung der Geschehnisse eines einzelnen Heims muss jeweils eigens erfolgen. Leider gibt es im Vergleich zu den prominenten Einrichtungen mit Eliteschüler*innen (wie Ettal, Odenwaldschule, Canisiuskolleg) viel zu wenig solcher Aufarbeitungsstudien. Auch diesbezüglich sind Kinder und Jugendliche aus der stationären Jugendhilfe noch einmal doppelt benachteiligt.

Umso erfreulicher ist es, dass sich der Orden der Karmelittinnen entschlossen hat, die ihm vorgetragenen Vorwürfe zu seiner Einrichtung St. Josefsheim extern untersuchen zu lassen und die Ergebnisse hiermit der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auch wurden uns sämtliche Unterlagen – soweit vorhanden – zugänglich gemacht und der Fortgang der Untersuchung stets unterstützt. Dafür möchten wir uns bei dem Träger und namentlich Sr. Edith Riedle bedanken. Vor allem aber gebührt der Dank der Begleitgruppe, die von Beginn bis zum Ende dieses Projekt tatkräftig unterstützt hat und auch ein wichtiges Bindeglied zu allen anderen Ehemaligen war, die sich besonders für diese Aufarbeitung eingesetzt haben. Ein besonderer Dank gilt natürlich allen Personen, die wir befragen konnten, insbesondere den ehemaligen Kindern und Jugendlichen, die den Mut hatten, uns von ihren Missbrauchs- und Misshandlungserfahrungen zu berichten.

¹ https://www.fonds-heimerziehung.de/fileadmin/de.fonds-heimerziehung/content.de/dokumente/RTH_Abschlussbericht.pdf, Abruf 19.4.2022, <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/familie/chancen-und-teilhabe-fuer-familien/fonds-heimerziehung/fonds-heimerziehung-137670>, Abruf 19.04.2022 ; siehe dazu auch Caspari u.a. 2021.

Die Lektüre einer Aufarbeitungsstudie ist für viele nicht einfach. Ihre Aufgabe ist es nicht, die vielen Seiten des Heimlebens und damit auch schöne Kindheitserfahrungen, die es zweifellos auch im Josefsheim gegeben hat, darzustellen. Die Aufgabe ist es zu prüfen, ob und welche Gewaltformen sich im Untersuchungszeitraum im Josefsheim ereignet haben und wie diese Gewalttaten möglich wurden bzw. warum es nicht gelang, sie früher zu unterbinden. Aufarbeitungsstudien berichten damit vom Leid und den oft lebenslangen Folgen für die Betroffenen. Für nicht wenige war es dabei das erste Mal, dass sie sich diesen Erinnerungen stellen und diese öffentlich darstellen. Auch dafür möchten wir uns bei allen unseren Gesprächspartner*innen bedanken. Ohne diese Offenheit wäre eine solche Studie nicht möglich.

München, Mai 2022

Dipl. Soz. Elisabeth Helming

Dr. Florian Straus

1. Auftrag, Design und Durchführung

Im folgenden Kapitel geht es darum, wie es zu dieser Studie kam, welches Design, d.h. welche Kombination von methodischen Zugängen wir gewählt haben, und wie die Studie durchgeführt wurde.

1.1. Beauftragung

Seit Ende 2018/Anfang 2019 gab es Vorwürfe ehemaliger Heimkinder aus Ludwigsburg-Hoheneck, die Nonnen des Karmelitinnen-Ordens, die das Josefsheim bis 1992 betrieben haben, hätten die Kinder regelmäßig geschlagen, mit harten Strafen gedemütigt und sehr lieblos behandelt. Ehemalige Heimkinder klagten über die psychischen Folgen ihres Heimaufenthaltes.

Da das Vertrauen in eine Aufarbeitung der Geschehnisse allein zwischen Heimkindern und dem Kloster bzw. kirchlichen Institutionen bei vielen Ehemaligen nicht ausreichend vorhanden war, wurde eine unabhängige Aufklärung außerhalb der Kirchenhierarchien gefordert und das Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP) um Unterstützung gebeten. Die Beauftragung des IPP erfolgte dabei in zwei Schritten.

Im ersten Schritt ging es um eine **erste Klärung** dessen, was vorgefallen war. Das IPP in München übernahm für einen Zeitraum von drei Wochen die Aufgabe, eine unabhängige Anlaufstelle aufzubauen und zu betreuen. Bei dieser konnten sich Opfer und Zeitzeugen telefonisch und/oder per E-Mail melden. Ziel war es, erste Berichte über ihre Zeit in Hoheneck und das, was sie erlebt haben, zu sammeln und systematisiert aufzubereiten. Insgesamt hatten sich 30 Personen bei der Anlaufstelle gemeldet (per Telefon oder Mail bzw. Post). Von diesen 30 Meldungen konnten 29 in die weitere Analyse eingehen. In der Bewertung der Quantität und Qualität der Vorfälle kam das IPP 2019 zu dem Ergebnis, dass die berichteten Ereignisse als so gravierend gelten, dass sie ausführlich und systematisch aufgearbeitet werden sollten.

„Die Ergebnisse der Anlaufstelle stellen das Josefsheim in die Reihe jener Heime, die ihrem eigenen Auftrag, vor allem aber dem Betreuungs- und Schutzauftrag für stationäre Einrichtungen nicht nachgekommen sind. Diese Bewertung gilt nicht nur unter heutigen Standards, sondern, wie die Ergebnisse des Runden Tisches Heimerziehung gezeigt haben, auch für die Zeit vor 1975. Auch davor wurden Menschenrechte und die im Grundgesetz garantierte Würde des Menschen missachtet.“ (Busch/Straus 2019, 20)

Im Nachgang zur Arbeit der Anlaufstelle wurden zusätzlich weitere Vorwürfe u.a. durch einen Zeitungsbericht öffentlich. Danach soll es in den 70er-Jahren systematischen sexuellen Missbrauch durch einen Pfarrer gegeben haben, der bis Ende der 70er Jahre an der Dreieinigkeitskirche tätig war. Nach kurzen Verhandlungen wurde eine qualitative Aufarbeitungsstudie, die im Weiteren ausführlich dargestellt wird, beschlossen und im Herbst 2019 mit einer geplanten Laufzeit von zwei Jahren auf den Weg gebracht. Folgende sechs Fragen standen im Zentrum der Studie:

1.2. Zentrale Untersuchungsfragen

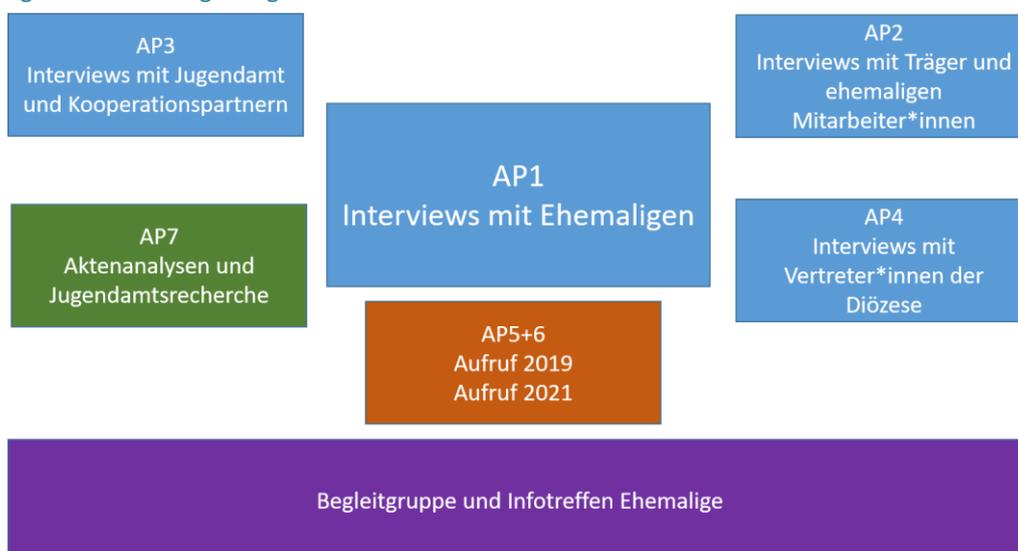
1. Welches Ausmaß an Gewalt innerhalb des Josefsheims lässt sich innerhalb welcher Zeiträume belegen? Gibt es neben den bisher bekannten Fällen weitere Vorwürfe gegen ehemalige Mitarbeiter*innen des Josefsheims?
2. Wie steht es um den Vorwurf des sexuellen Missbrauchs durch den Pfarrer Metzler? Gibt es Hinweise, dass dieser im Zusammenhang mit dem Josefsheim verübt wurde bzw. haben die Schwestern von dem Missbrauch Kenntnis gehabt?
3. Welche Folgen hatte die erlittene Gewalt für den späteren Lebensverlauf der Betroffenen?
4. Handelt es sich um Übergriffe einzelner Mitarbeiter*innen oder gibt es institutionelle Erklärungsfaktoren? Gab es Phasen, in denen der Träger seine Heimpädagogik kritisch reflektiert und im Heimalltag verändert hat?
5. Wie war und ist der Umgang des Trägers mit den Vorwürfen? Gibt es neben dem bekannt gewordenen Beispiel einer möglichen Aufdeckung noch weitere? Falls ja, welche Umstände haben eine Aufdeckung jeweils verhindert?
6. Welche Erwartungen und Möglichkeiten gibt es für einen Dialog zwischen Opfern und dem Kloster mit dem Ziel einer anerkennenden Aufarbeitung des Geschehenen?

Die gewählte Laufzeit von zwei Jahren konnte aufgrund der seit Februar 2020 herrschenden Coronapandemie nicht aufrechterhalten werden. Die verschiedenen Phasen der Pandemie haben bei fast allen Arbeitspaketen zu Verzögerungen geführt. Letztlich konnten aber alle Pakete durchgeführt werden und es kam bei der ursprünglich geplanten Qualität und Quantität der Studie zu keinerlei Abstrichen.

1.3. Design und Arbeitspakete

Wie die folgende Abbildung des Designs der Studie zeigt, stehen im Mittelpunkt die Interviews mit den ehemaligen Kindern und Jugendlichen. Darum gruppieren sich die weiteren sechs Arbeitspakete, sowie die zu Beginn des Projekts eingerichtete Begleitgruppe

Abbildung 1 Untersuchungsdesign:



AP1: Interviews mit betroffenen ehemaligen Kindern und Jugendlichen

(geplant: 20 – 30 Interviews)

Im Arbeitspaket 1 wurden **27 Interviews** mit betroffenen ehemaligen Kindern, darunter 16 Frauen und 11 Männer, durchgeführt. Die ausführlichen Interviews (2 – 4stündig) sind die Grundlage für die Beantwortung der im Konzept für die Studie genannten Fragen. Die qualitativen Interviews waren leitfadengestützt mit ausführlichen narrativen Teilen. Der Leitfaden wurde aufgrund der Expertise in einem früheren Projekt des IPP, der „begleitenden Studie zur Bayerischen Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder“ erarbeitet. Ausgewertet wurde mit Hilfe des Programms MAXQDA. 14 Ehemalige waren jeweils mit mindestens einem Geschwisterkind untergebracht. Die Bereitschaft zum Interview war wie bei vielen Aufarbeitungsprojekten sehr hoch.²

AP2: Interviews mit Vertreter*innen des Trägers und ehemaligen Mitarbeiterinnen

(geplant: 5 – 10 Interviews)

Auch mit **sieben ehemaligen Mitarbeiterinnen** konnten Interviews geführt werden. Hierbei ging es darum, die Perspektive von weltlichen Mitarbeiterinnen auf das Heim und den Umgang mit den Kindern zu eruieren. Ergänzend dazu gab es ein Gespräch mit Sr. R., eine der am längsten im Josefsheim tätigen Schwestern in der Kinderarbeit und spätere Oberin im St. Josefsheim; des Weiteren mit Sr. Edith Riedle, momentane Leitung des St. Josefsheims in Ludwigsburg und mit Sr. Karla Marija, momentane Generaloberin. Ziel dieser Interviews war es, Auskünfte zu erhalten über die Einbindung des Heims in das Kloster und die verantwortlichen Strukturen.

AP3: Interviews mit Vertreter*innen von Kooperationseinrichtungen und des Jugendamts

(geplant: 3 – 5 Interviews)

Zu den Fragen, warum eine frühzeitige Aufdeckung der Geschehnisse im Heim scheiterte und wie das Jugendamt und außenstehende Kooperationseinrichtungen das Josefsheim bewerteten, wurden **fünf Interviews** geführt.

AP4: Interviews mit Vertreter*innen der Diözese

Die Fragen der Aufdeckung bzw. möglicher Vertuschung insbesondere des Vorwurfs der sexuellen Gewalt gegen einen Priester betreffen auch die Diözese Rottenburg-Stuttgart. Zwar wurden keine Interviews geführt; die Mitarbeiterin des IPP konnte aber teilnehmen an zwei Gesprächen mit der Kommission sexueller Missbrauch und ehemaligen Betroffenen aus dem St. Josefsheim. Zudem ergaben sich aufgrund des Aufrufs des IPP Gespräche mit einer Reihe von Zeitzeuginnen aus der Stadtpfarrei Ludwigsburg, die ebenfalls Hinweise auf sexuelle Gewaltausübung durch den Priester gaben.

² Reichen die 27 Interviews aus, um für die Gesamtgruppe der über 500 Kinder und Jugendlichen Aussagen zu treffen? Nein, wenn es um Detailerfahrungen geht, da gibt es sicherlich noch zahlreiche negative wie positive Facetten des Heimalltags, die nicht beschrieben sind. Ja, wenn es um die Beantwortung der zentralen Forschungsfragen geht: Der lange Zeitraum und die mehrmaligen Aufrufe in verschiedenen Medien und Orten der Öffentlichkeit haben ehemaligen Heimkindern ausreichend Zeit und Möglichkeiten gegeben, sich zu Wort zu melden. Für die Bewertung der Plausibilität der Angaben ist auch zu sehen, dass die Interviews einen langen Zeitraum abdecken, an dem die im Weiteren beschriebenen Erfahrungen gemacht wurden. Für die Bewertung wichtig ist, dass die Erfahrungen institutioneller Gewalt für einen sehr langen Zeitraum immer wieder ähnlich beschrieben werden. Auffallend ist auch, dass im Vergleich zu anderen Aufarbeitungsstudien des IPP sich sehr wenige Zeitzeugen gemeldet haben, die überwiegend nur positive Erfahrungen beschreiben wollten.

AP5 und AP6: Aufrufe

Die bis zum Projektbeginn im Herbst 2019 und während des Projekts erfolgten Aufrufe haben drei Wege beschritten: über das Internet, über *Veröffentlichungen* der einschlägigen Presse und über Mundpropaganda. Dies wurde ergänzt durch einen weiteren *Aufruf* in einschlägigen Print-Medien und einen Anschlag im Kloster. Auch wurden im letzten Aufruf alle Hausarztpraxen und psychologisch-therapeutischen Praxen in der Umgebung von Ludwigsburg-Hoheneck angeschrieben mit der Bitte, den Aufruf als Flyer auszulegen. Hier wurden vor allem **zehn Zeitzeuginnen** per Telefon erreicht, mit denen kurze Gespräche geführt werden konnten.

AP7: Aktenanalysen und Jugendamtsrecherche

Im St. Josefsheim selber waren fast alle relevanten Akten inzwischen vernichtet worden. Dennoch gibt es noch das Belegbuch, in dem die Aufenthaltsdaten, Eltern, Impfungen und Krankheiten der Kinder vermerkt sind. Den Betroffenen konnten die jeweils die betreffende halbe Seite zu ihrem Aufenthalt zur Verfügung gestellt werden. Auch für die Aufarbeitung war auf der Basis des Belegbuchs präzise nachvollziehbar, in welchem Alter, zu welcher Zeit und wie lange die Befragten im St. Josefsheim gelebt haben. Zudem gibt es Personaltabellen der die Kinder im Heim betreuenden Schwestern und Oberschwestern, die von der Auftraggeberin dem Projekt überlassen wurden und die mit den Belegdaten verknüpft werden können.

Zudem wurden neben dem Jugendamt Ludwigsburg alle weiteren Jugendämter im Umkreis des Landkreises angeschrieben und um Unterstützung bei der Aktenrecherche gebeten. In Ludwigsburg und in Stuttgart wurden entsprechende Unterlagen gefunden.

Des Weiteren konnte im Landesarchiv Baden-Württemberg in Ludwigsburg Akten der Heimaufsicht des Landeswohlfahrtsverbandes eingesehen werden; durch die die Geschichte und Entwicklung des Heims aus der Perspektive der öffentlichen Jugendhilfe rekonstruiert werden konnte. Hier wird z.B. nachvollziehbar, welche berufliche Qualifikation die Schwestern hatten, welche Konflikte es mit dem Heim gab usw..

In Kooperation mit den Jugendämtern Ludwigsburg, Stuttgart und dem Landesarchiv Baden-Württemberg standen – aufgrund der Einwilligung von Betroffenen – letztlich **11 Teil-Jugendhilfeakten** zur Auswertung zur Verfügung, in denen die Sichtweise der Jugendämter auf die Unterbringung (aus den Augen – aus dem Sinn!) und die (fast) non-existente Kooperation mit dem Josefsheim deutlich wird.

1.4. Begleitgruppe und Treffen mit Ehemaligen

Die Begleitgruppe unterstützte die Arbeit des IPP durch ihr Wissen und ihre Vernetzungsressourcen. Die Begleitgruppenmitglieder blieben während der gesamten Laufzeit konstant, da aufgrund der Zahl der Termine eine Vertretungsregelung nicht sinnvoll erschien. Die Begleitgruppe wurde über alle wichtigen Schritte des Projekts informiert und diese wurden in der Begleitgruppe besprochen. Ebenso wurden Veranstaltungen zum Projekt in der Begleitgruppe vorbesprochen.

Die Begleitgruppe zum Projekt setzte sich zusammen aus sechs Personen³:

- Monja HR., Betroffene
- Bernd K., Betroffener
- Sr. Edith Riedle als Vertreterin des Ordens
- Gerburg Crone, Stabsstelle Schutz vor sexuellem Missbrauch, Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Stuttgart
- Dr. Florian Straus, IPP
- Elisabeth Helming, IPP

Es gab insgesamt sieben Termine:

- 14.02. 2020
- 24.09. 2020
- 11.03. 2021
- 09.06. 2021
- 07.12. 2021
- 09.05. 2022

Zwischentreffen mit Ehemaligen, St. Josefsheim Ludwigsburg/Hoheneck, 9.7.2021

In der Begleitgruppe wurde vereinbart, dass es neben den Treffen der Begleitgruppe auch ein weiteres geben sollte, bei dem alle interessierten Ehemaligen den Stand der Studie erfahren konnten. Bei diesem Treffen mit ehemaligen betroffenen Kindern und Jugendlichen wurden alle bisher Befragten nach Ludwigsburg/Hoheneck in das ehemalige Kinderheim eingeladen. Ziel des Treffens war, sowohl einen Austausch der Ehemaligen untereinander zu ermöglichen, als auch über den Stand des Projektes zu informieren.

1.5. Methodik

Die mit diesem Projekt verbundene Hauptintention bestand in einer multiperspektivischen Rekonstruktion biografischer und historischer Sachverhalte. Multiperspektivische Zugänge sind in der Lage, Entstehungs- und Verdeckungszusammenhänge im Kontext institutioneller Gewalt offen zu legen und Erklärungen dafür zu liefern, weshalb insbesondere verschiedene Formen von Gewalt über lange Zeit nicht aufgedeckt wurden bzw. zu keinen wirksamen institutionellen Reaktionen führten, die einen nachhaltigen Schutz von Kindern und Jugendlichen und weiteren Betroffenen gewährleisten hätten können. Die qualitative Methodik erlaubte einen Einblick in die Sichtweisen der unterschiedlichen Akteur*innen. Mit den halbstrukturierten Leitfäden wurde einerseits eine gewisse Vergleichbarkeit der Erzählungen der Befragten hergestellt; sie konnten aber ebenso ihre jeweils subjektiven Erfahrungen und Bewertungen einbringen. Die Berichte erlauben so auch unterschiedliche Perspektiven auf die „Welt im Heim“ und auf individuelle als auch soziale Ressourcen, die den weiteren Lebenslauf strukturiert haben.

Die **Auswertung** der Transkripte der Audioaufnahmen erfolgte in einer textnahen Codierung; ausgewertet wurde mit Hilfe des Programms MAXQDA. Um einen sorgsamsten Datenschutz zu gewährleisten, haben wir die in der Originalversion des Berichts noch mit Code-Namen und Zeilennummern des Transkripts gekennzeichneten Zitate hier weitergehend anonymisiert.

³ Die Betroffenen haben darum gebeten, dass ihr Name nicht veröffentlicht wird. Frau Crone arbeitet heute im Kompetenzteam Verbandsentwicklung/Prävention, Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

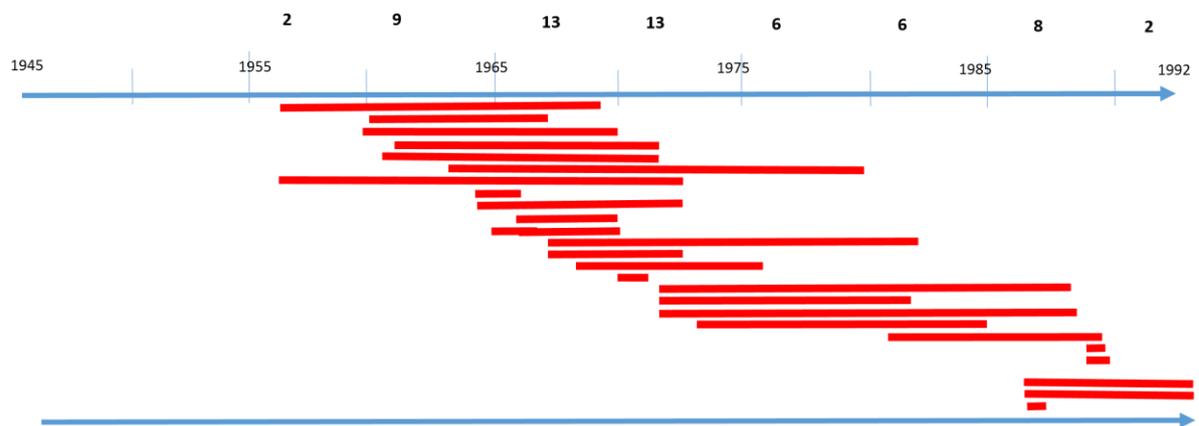
Aufarbeitungsstudien haben einen besonderen Charakter in der ausführlichen Darstellung der Quellen. Sie kombinieren die Standards qualitativer Sozialforschung und historischer Analysen. Dies zeigt sich u.a. daran, dass die zitierten Interviewpassagen länger sind, als es in klassischen Studien der qualitativen Sozialforschung üblich ist. Auch war es uns ein Anliegen alle Interviewten „zu Wort“ kommen zu lassen.

1.6. Zeitschiene

Zeitlich angesiedelt sind die Interviews im Zeitraum von den späten 50er Jahren bis zur Schließung des Heims 1992. Die Grafik zeigt, dass wir insbesondere für die Zeit von 1965 bis 1992 eine sehr gute Informationsbasis haben, vor allem aber für die Jahre 1965 bis 1975 über sehr viele Einzelerzählungen verfügen, die die im weiteren beschriebenen Sachverhalte stets aus der Perspektive von über zehn Ehemaligen belegen können.

Abbildung 2

Zeit im Josefsheim / Interviewpartner*innen



2. Zum Hintergrund und zur Geschichte des Josefsheims

2.1. Der Orden damals und heute: Kinderheime als Gründungsidee

Der Orden wurde gegründet von Anna Maria Tauscher (1855 – 1888), die in einer lutherischen Pastorenfamilie in der Mark Brandenburg aufgewachsen ist (vgl. dazu ihre Selbstbiographie: Tauscher van den Bosch 1954). Sie konvertierte 1888 zum Katholizismus und wird noch heute vom Orden sehr verehrt; 2006 wurde sie seliggesprochen. Sie nannte sich Maria Theresa vom hl. Joseph, daher auch der Name der Kinderheime: St. Josefsheime.

„1891 gründete sie das erste St.-Josefs-Heim für heimatlose Kinder in Berlin. Seit 1893 schlossen sich ihr Mitarbeiterinnen an, die sich wie sie selbst für das Ordensleben berufen fühlten. 1897 gab es schon sieben weitere St.-Josefs-Heime in Berlin, Graupen (Böhmen), Marschen (Böhmen) und Vechta. Maria Tauscher gründete in Deutschland, England, Schweiz, Italien, Ungarn, Österreich und Nordamerika weitere Heime. Sie war dabei nicht wählerisch in der Auswahl der Gebäude, sondern nahm wegen der Dringlichkeit der Not von einem alten Dominikanerkloster (St. Katharinen (Halberstadt)) bis zu einer Baracke (in Danzig) jede Möglichkeit wahr, Waisenkinder von der Straße zu holen und zu betreuen. ... Später wurden auch Altenheime gegründet, da die Situation der alten Menschen in den Industriestädten ebenso schlecht war wie die der Kinder. An die Kinderheime wurden häufig Kindergärten und Horte angeschlossen.“

(https://de.wikipedia.org/wiki/Karmelitinnen_vom_Göttlichen_Herzen_Jesu, Abruf 10.01.2022).

(vgl. dazu auch Budnowski 1985; Tauscher van den Bosch 1954).

Neu und innovativ war das Konzept der Familienanalogie: Zwar gab es z.B. im St. Josefsheim lange Zeit die Säuglings- und die Kleinkindgruppe (siehe unten), aber in den zwei weiteren Gruppen waren die Kinder altersgemischt. Teilweise lebten Geschwisterkinder in der gleichen Gruppe, was gegenseitige Unterstützung bedeutet hat; teilweise waren sie aber auch in getrennten Gruppen untergebracht, mit wenig Kontakt untereinander (siehe unten, Kapitel 3.3, Geschwister). Jungen sollten ab dem 14. Lebensjahr – laut der Erziehungsregeln des Ordens – das Heim verlassen; Mädchen sollten bis zum 16. Lebensjahr bleiben können.

1898 ging die Ordensgründerin mit ihren Schwestern in die Niederlande nach Sittard, wo 1924 das Generalmutterhaus eröffnet wurde, in dem nach wie vor Schwestern aus aller Welt leben und in dem Gäste im „Besinnungshaus“ empfangen werden können. Auch das Gründungshaus in Berlin ist noch im Besitz des Ordens. Maria Tauscher muss eine sehr charismatische Person gewesen sein, es gelang ihr, den Orden in etlichen Ländern zu etablieren und Kinderheime zu gründen. Neben der Arbeit mit Kindern unterhielt der Orden Altenheime und war pastoral tätig, d.h. in der so genannten Seelsorge. Seit der Gründung in Berlin gab es insgesamt an 123 Orten in unterschiedlichen Ländern Niederlassungen, Stiftungen des Ordens. Kinderheime gibt es aktuell noch drei (eins in den USA, zwei in Kroatien); in Kamerun und Nigeria arbeiten noch Schwestern des Ordens im Gesundheitsbereich oder in Kindergärten und leisten pastorale Arbeit, so Generaloberin Marija Karla im Gespräch⁴.

In Sittard im Generalmutterhaus gibt es einen Raum als kleines Museum, in dem die Lebensgeschichte der Ordensgründerin und Informationen zur Verbreitung des Ordens gegeben werden (siehe auch <https://carmeldcj.org/provinces/>, Abruf 10.1.2022).

⁴ Mündliche Mitteilung, 18.10.2021, Sittard



Abbildung 3 Weltweite Verbreitung des Ordens

Abbildung 4 : Heime und sonstige Liegenschaften des Ordens

Stichtingen/Stiftungen /Foundations Carmel DCJ		
1	Berlin-Pappelallee (D)	1891
2	Berlin-Orientenburg (D)	1892-1893
3	Berlin-Weissensee (D)	1893-1962
4	Berlin-Schöneberg (D)	1894-1905
5	Berlin-Anhaltstraße (D)	1897-1908
6	Graupen (Böhmen)	1897-1950
7	Marschen (Böhmen)	1897-1900
8	Vechta (Oldenburg)	1897-2001
9	Sittard (NL)	1898
10	Brux (Böhmen)	1900-1948
11	Tilburg (NL)	1900-1972
12	Maldon (GB)	1901-1921
13	Dumnow (GB)	1901-1910
14	Schlieren (CH)	1902-1913
15	Cremona (I)	1903
16	Rocca di Papa (I)	1904
17	Berlin-Charlottenburg (D)	1905-2004
18	Berlin-Neukölln (D)	1905-2004
19	Ujpest-Megyey (H)	1907-1950
20	Budapest-Kobanya (H)	1908-1950
21	Sz. Lőrinc (H)	1908-1950
22	Erzsebetfalva (H)	1908-1950
23	Hermetwil (CH)	1908-1931
24	Wien-Kaiserebersdorf (A)	1911-1974
25	Wien-Tölgergasse (A)	1911
26	Milwaukee S. Pierce-Str. (USA)	1912-1918
27	Toronto (Can)	1913
28	East Chicago (USA)	1913
29	Dietikon (CH)	1913-2005
30	Superior (USA)	1913-1915
31	San Antonio I (USA)	1914-1990
32	Meriton (Can)	1914-1920
33	Hammond (USA)	1915-1998
34	Gyon (HE)	1915-1950
35	Milwaukee-Wauwatosa (USA)	1916
36	Leiden (NL)	1916-1966
37	Wildhaus (CH)	1917-1970
38	Amsterdam (NL)	1917-1991
39	Hrv. Leskovac (HRV)	1919
40	Frankfurt/Oder (D)	1917-1979
41	Kenosha (USA)	1917-1969
42	Kenosha-Süd (USA)	1917
43	Milwaukee-West Allis (USA)	1918-1996
44	San Antonio II (USA)	1918
45	Düsseldorf (D)	1918-1928
46	Danzig Deutsche PL)	1918-1964
47	Haarlem-Blomendal (NL)	1918-1976
48	Detroit (USA)	1919-2005
49	Altstätten (CH)	1919-1931
50	St. Charles (USA)	1920-2002
51	St. Catharines (Can)	1920
52	Halberstadt I (1920)	1920
53	Mödling (A)	1920-2004
54	Birkenwerder (D)	1920-1987
55	Halberstadt II (D)	1921-2002
56	München (D)	1921-2013
57	Wöllershof (D)	1921-1924
58	Chudalajary (Mex)	1922-1926
59	Eschweiler (D)	1923-1974
60	Zagreb (HRV)	1925
61	Corpus Christi I (USA)	1925-2003
62	Lehmen (D)	1926-1974
63	Neuss (D)	1928-2011
64	Offenbach (D)	1928-2000
65	Leipzig-Leutzsch (D)	1930-1980
66	Engelshof (D)	1930-1970
67	Hoheneck (D)	1930
68	Riverside (USA)	1930-1988
69	Kirkwood (USA)	1933
70	Bethula (H)	1937-1950
71	Welland (Can)	1938-1959
72	La Mesa (USA)	1938
73	Pensacola (USA)	1939-1987
74	Prilaz-Porecje (HRV)	1940
75	Cyönere (H)	1942-1950
76	Hewe (D)	1944-1950
77	Bamberg-Gaustadt (D)	1945-1996
78	Vogelshang (NL)	1945
79	Puerto Cabezas (Nic)	1947-1978
80	Jefferson City (USA)	1950-2005
81	Grand Rapids (USA)	1951
82	Medicine Hat (Can)	1951-2013
83	Clusone (I)	1952
84	Mississauga (Can)	1952
85	Owensboro (USA)	1953-2003
86	Gaglianò (I)	1953-1971
87	Superior (USA)	1954
88	Corpus Christi II (USA)	1954
89	Reem (I)	1959-1984
90	Köln-Deilbrück (D)	1960
91	Famat (HRV)	1962
92	Bluefields (Nic)	1967
93	Belle (HRV)	1967-1988
94	Unterinsich (D)	1968-2011
95	Kreuth (D)	1969
96	Shawanski Brod (HRV)	1975
97	Mannjug (Nic)	1977
98	Sremac-Sv. Nedjelja (HRV)	1979
99	Spitt (HRV)	1982
100	Marselbo (Ven)	1985-2002
101	Maastricht (NL)	1985
102	Jacret (Bras)	1986-1987
103	La Chaire (Ven)	1989
104	São José dos Campos (Bras)	1991
105	Gabela Polje (HRV)	1992
106	Palhova (Bras)	1993
107	Czarnoból (H)	1995
108	Tibati (Kamerun)	1996
109	Bihac (HRV)	1996-2002
110	Santa Barbara (Ven)	1998-2002
111	Lyon (Fr)	2000
112	Tipitapa (Nic)	2001
113	Aureyri (Jap)	2001-2012
114	Chatuba (Bras)	2002
115	San Mateo (Nic)	2002
116	Umanzo (Nigeria)	2002
117	Paraiso S. Antonio (Nic)	2002
118	Harbin (Ch)	2002
119	San Salvador (El Salvador)	2005-2006
120	Tegernsee (Bras)	2006
121	Budapest (H)	2009-2014
122	Palermo (It)	2011
123	Marenhio (China)	2011

St. Josefsheim,
Ludwigsburg-Hoheneck

Zwei Jahreszahlen hinter einem Namen bedeuten: Der Orden hat jegliche Tätigkeit an diesem Ort aufgegeben. Eine Jahreszahl: Der Orden ist noch tätig oder hat noch Liegenschaften. Das St. Josefsheim Ludwigsburg-Hoheneck hat die Nr. 67.

2.2. Konzeptionelle Grundlagen

Der Orden versteht sich als kontemplativer Orden: „Kontemplation hat zum Ziel, dass unser ganzes Sein immer mehr ergriffen wird von der Liebe Gottes. In Zeiten der Stille versuchen wir, uns einzuüben in das stille Verweilen bei Gott, in die Betrachtung des Lebens Jesu und in die Meditation seines Wortes. So wächst unsere innere Verbundenheit mit Gott, die dann hineinwirkt in all unsere verschiedenen Aktivitäten.“ (<https://carmeldcj.org/de/spiritualitaet/> Abruf 10.1.2022).

Die Kontemplation soll sich auch in der Aktivität realisieren; Aktivität und Spiritualität sollen als Einheit gesehen werden. Ob das so gelingt ist, ist eine andere Frage. Gerade die von den Schwestern

einzuhaltenden Zeiten der Stille waren wohl nicht so gut zu vereinbaren mit der Arbeit mit Kindern: Von Ehemaligen aus dem Josefsheim in Ludwigsburg-Hoheneck wird berichtet, wie irritierend es gewesen ist, wenn die Gruppenschwester zwar anwesend war, aber nicht mehr ansprechbar, d.h. ihnen nur schweigend begegnete. Man verstand das Schweigen nicht, fühlte sich tendenziell eingeschüchtert, abgewiesen, nicht gesehen, „bestraft“ für etwas, von dem man nicht wusste, was es sein könnte. Ein Ehemaliger erzählt:

„Das Schweigegelübde für drei, vier, fünf Tage, da durften die überhaupt nichts sagen. Da konntest du zu der Schwester hingehen und sagen, du, Schwester, schau mal, ich hab das und das gemalt oder so, da kam keine Reaktion. Also nicht mal, hey, das hast du toll gemacht oder so, die durften nicht mit uns reden. Und die haben dann eben gestikuliert und gesagt, du, hm oder dementsprechende Gesten. Ja, als Kind kommt dir das halt schon befremdlich vor, wenn du eine Person da hast, die eigentlich allein praktisch in der Kinderfamilie, in der Gruppe für die zwölf Kinder momentan aufseherische Pflichten hat und allein ist und ein Kind auf sie zugeht, dass es ... nicht gesehen wird. Sondern da hätten sie auch ihre Madonnenstatue hinstellen können, zu der gibt's auch Geschichten.“⁵ (Mann, 70er Jahre)

Auch von den Kindern wird in den Regeln für die Erziehung der Kinder in den St. Josefsheimen ebenfalls an etlichen Stellen Schweigen verlangt:

„Nie darf im Schlafzimmer gesprochen werden. Stillschweigend kleiden sich die Kinder an ...“ (Regel 5, S. 4).

„Leise und schweigend“ gehen die Kinder zur hl. Messe. (Regel 11, S.7), schweigend gehen sie zur Schule (Regel 14, S. 7).

„Während der Mahlzeit darf kein Kind sprechen“ (Regel 20, S.9). „Schweigend packen die Kinder ihre Bücher fort“ (nach den Hausaufgaben, Regel 27, S. 11). „Schweigend gehen die Kinder zur Kapelle und schweigend kehren sie in ihre Zimmer zurück (Regel 33, S. 13).

Nach dem Abendgebet gehen die Kinder leise und schweigend in ihre Schlafzimmer. (Regel 39, S. 16). Dass das in den Jahren, von denen in diesem Bericht hauptsächlich die Rede ist, nicht in der Form durchgehalten werden konnte, versteht sich von selbst. Dennoch durfte z.B. während der Mahlzeiten nicht gesprochen werden:

„Und während den Mahlzeiten wurde nicht gesprochen. Wenn gesprochen wurde, dann haben die den Teller genommen mit dem Besteck und haben das dann raus in den Flur, und dann mussten wir draußen auf dem Flur essen“. (Frau, 70er/80er Jahre).

Auch im Schlafraum durfte nicht mehr gesprochen werden; falls Kinder doch wagten, miteinander zu flüstern, liefen sie Gefahr, mit bloßen Füßen im Gang im Dunkeln stehen zu müssen.

„Die Schwester saß draußen. Dann kam sie zweimal rein, ja, wenn ihr jetzt nicht ruhig seid, dann kommt einer raus. So. Dann haben wir halt weiter gebabbelt, dann ist sie reingekommen, dann hat sie immer meistens mich genommen, ... Und ich hab dann wieder barfußig eine halbe Stunde im Flur stehen dürfen. Und das Licht war aber aus. ... Ich hab da Geräusche gehört, ich hab mir in die Hosen geschissen, weil ich gedacht hab, was weiß ich, wer jetzt kommt. Und das ist für mich absoluter psychologischer Terror. ... Licht ausmachen bei einem Kind. Wo man so und so weiß, der hat Angst. Und man macht es trotzdem. Und nach einer halben Stunde ist sie rausgekommen, und da hieß es nur, hast du es dir jetzt überlegt? Ja gut, was sollst du darauf antworten, weil wenn ich Nein gesagt hätte, musste ich ja wieder eine halbe Stunde stehen. Na klar hab ich Ja gesagt. Dann bin ich ins Bett, und irgendwann warst du halt weg.“ (Mann, 79er/80er Jahre).

⁵ Alle wörtlichen Zitate aus den Interviews wurden der besseren Lesbarkeit halber sprachlich geglättet.

In den Erziehungsregeln spiegelt sich – und auch in den Erzählungen der interviewten Ehemaligen – eine von den Kindern geforderte Haltung des Dienens und Gehorchens, die ja auch von den Schwestern des Ordens verlangt wird, es gilt, „die Kinder an Ordnung, Sauberkeit und Sparsamkeit zu gewöhnen; erzieht sie (die Dienerin des göttlichen Herzens) doch Handwerker, Arbeiter oder Frauen und Mädchen für diese Stände oder Dienstmädchen“ (Regel 76, S. 26f).

Die große Bedeutung von Ordnung wird von Betroffenen bestätigt, die in der Zeit im Josefsheim waren, von der in diesem Bericht die Rede ist:

„Und ein Schuhkarton, und da waren deine Strumpfhosen drin, und da wurde gekuckt, dass die Strumpfhose wirklich akribisch zusammengelegt war. Also selbst die Dreijährigen konnten eine Strumpfhose perfekt zusammenlegen.“

(Frau, 70er Jahre).

Wenn die Ordnung nicht so war, wie es von den Schwestern erwartet wurde,

„dann wurde der Schrank ausgeräumt, und dann bist du sonntagnachmittags vor diesem Schrank gesessen und hast ihn eingeräumt, bis die Schwester beschlossen hat, dass es jetzt in Ordnung ist. ... Und die anderen durften dann zum Spielen raus in den Park.“ (Frau, 70er Jahre).

Zu dieser Ausrichtung passt auch die Regel, dass Kinder immer beschäftigt werden müssen:

„Sobald die Kinder aus der Schule kommen, werden sie angehalten, ihre Ämter zu besorgen, wie Reinigen des Geschirrs, der Zimmer, Flure, Treppen usw. Die Mädchen werden stricken, stopfen, nähen usw.; die Knaben mit Sägearbeiten beschäftigt; niemals darf ein Kind müßig umherstehen.“ (Regel 19, S. 8; Regel 28, S. 11).

Die Erziehungsregeln sehen einen sehr durchstrukturierten Alltag der Kinder vor; die Kinder müssen an „Pflichttreue“ gewöhnt werden (Regel 48, S. 17).

„Es ist alles so durchgetaktet und so strikt und ... Also bei den Nonnen kamen wir uns immer als Störfaktor vor in ihrem Alltag und so nach dem Gefühl: Wir sind Nonnen, wir gehören eigentlich ins Kloster, und wir sind zum Beten da, und Kinder machen wir nur zusätzlich. Wir waren ja auch nur froh, wenn die (Gruppenschwester) weg war, dann zum Beten ging oder sonst wohin, keine Ahnung, wenn sie bloß nicht in der Gruppe war.“ (Mann, 60er Jahre)

Am wichtigsten ist die religiöse Erziehung: „Unser apostolisches Leben besteht in der Arbeit für die **Rettung der Seelen** als Wiedergutmachung für das Göttliche Herz Jesu. Unsere Apostolate zielen darauf ab, den Wunsch der seligen Maria Teresa zu erfüllen, das kontemplative Leben des Karmel in das direkte Apostolat einzubringen. Wir sind geistliche Mütter, die den Seelen im Göttlichen Herzen Jesu ein Zuhause bieten. Da der Karmel vom Göttlichen Herzen Jesu eine internationale Kongregation ist, sind diese Heime – Waisenhäuser, Seniorenheime, Kindertagesstätten, etc. – an die Bedürfnisse der Menschen anzupassen, denen wir dienen; die Armen und Verlassenen erhalten stets unsere besondere Aufmerksamkeit. Im Geiste der seligen Maria Teresa, ist unser Apostolat nicht an physische Strukturen gebunden. **Der Hauptzweck des Karmel DCJ ist die Mission. Wir bringen das Evangelium von Jesus Christus und die Liebe des göttlichen Herzens zu jedem Menschen, dem wir begegnen.**“

<https://carmeldcj.org/de/unsere-lebensweise/> Abruf 10.1.2022; Hervorhebung d. Vf.).

Die Regeln schreiben insofern sehr genau vor, zu welchen Zeiten gebetet werden muss, beim Aufstehen, vor und nach den Mahlzeiten; auch ist ein täglicher Besuch der Messe vorgesehen.

„Weibische Weichlichkeit“, „weibische Mildherzigkeit“ soll von den Schwestern vermieden werden, es gibt – so das Regelbuch – wohl einen Ausspruch der Ordensgründerin: „Meine Töchter (die Ordensschwestern) sollen männlich sein“.

Manche Regeln schreiben jedoch auch einen liebevolleren Umgang vor: So soll Bettnässen nicht bestraft werden, sondern die Schwester soll sich der Kinder mit „Mitleiden und liebevoller Sorgsamkeit“ annehmen (Regel 34, S. 14). Bestimmte Strafen wie z.B. Entziehung von Mahlzeiten und Einsperren,

„gar in dunkle Orte“, ist „auf das allerstrengste“ verboten. (Regel 53, S. 19). Auch darf ein Kind nie „in Ärger oder Zorn gestraft werden“ (Regel 57, S. 26).

Erstaunlich – weil im St. Josefsheim Ludwigsburg/Hoheneck nicht gelebt – ist Regel 85 (S.30): „Bei der Aufnahme eines Kindes soll auf das liebevollste notiert werden“, was über die Lebensgeschichte und die Familie des Kindes in Erfahrung zu bringen ist, nicht nur sollen Informationen zu den Eltern, sondern auch zu Großeltern und Verwandten festgehalten werden. Auch soll die Abteilungsschwester versuchen, die Kinder „immer mit Liebe für ihre armen Eltern zu erfüllen“ – d.h. auch von den Eltern sei „nichts Schlechtes zu verzeichnen“ (Regel 81, S. 28).

Auch wenn das Regelwerk weder in positiver noch negativer Hinsicht hundertprozentig umgesetzt wurde in der Zeit, von der in diesem Bericht die Rede ist, ist darin doch in gewisser Weise ein konzeptioneller Hintergrund zu sehen: sei es in der religiösen Erziehung, die von vielen Ehemaligen als „Zwangserziehung“ angesehen wurde (vgl. Kap. 4.2), sei es in der strikten Regulierung des Alltags und in vielen weiteren „Kleinigkeiten“: sei es dem Beharren auf Ordnung und Sauberkeit, die in den Regeln immer wieder als „mustergültige Ordnung“, als „vollkommene Ordnung“ usw. thematisiert wird, sei es, dass die Schlafzimmer tagsüber verschlossen wurden usw., sei es, dass insbesondere die Schulkinder unter altmodischer, gebrauchter Kleidung litten. Die Abteilungsschwester soll zwar dafür sorgen, dass die Kinder *nett* gekleidet sind, „doch hüte sie sich vor Eitelkeit dabei, besonders bei den Mädchen, die durch Eitelkeit und Putz in die größten Sünden nachher geraten können“ (Regel 67, S. 24).

Aber auch die von Ehemaligen berichtete und so empfundene soziale Abwertung ist als Tonfall in den Regeln angelegt, eine gewisse Überheblichkeit gegenüber „*Minderbemittelten*“. Könnte auch die von den Ehemaligen beklagte mangelnde Fürsorglichkeit und Zuwendung einen Grund in den Aussagen haben, dass die Schwestern ja keine „weibische Mildherzigkeit“ zeigen sollen?

Ab 1976 wird vom Landeswohlfahrtsverband Baden-Württemberg (Heimaufsicht) mehrfach ein neues Konzept angemahnt, das unter Einbezug der Fachberatung der Caritas erarbeitet werden soll. Eine erste Version wird 1978 abgegeben (siehe weiter unten). Überarbeitungen dieses Konzepts, die vom Landeswohlfahrtsverband gefordert werden, konnten die Jugendhilfe nicht wirklich überzeugen. Folgt man den Erzählungen der Befragten, hat sich die Grundhaltung des Heims in den Jahren nur wenig geändert, auch wenn es eine gewisse Öffnung gab – etwa ab Mitte der 80er Jahre (zur Diskussion um ein Konzept vgl. nächsten Abschnitt).

2.3. Entwicklung des St. Josefsheims/Ludwigsburg-Hoheneck⁶

Das Josefsheim in Ludwigsburg-Hoheneck wird 1930 gegründet. In einem Brief an die Zentraleitung für Wohltätigkeit in Württemberg wird um Befreiung von der Genehmigung zur Aufnahme von Kindern gebeten. Die zu gründende „Anstalt“ sei eine Fortsetzung des Kleinkindheims St. Antonius in Pfauhausen, das aufgelöst wird; 22 Kinder müssen neu untergebracht werden. Träger des neuen Heims ist der Verein St. Josefsheim e.V., als Spitzenverband fungiert die Caritas der Diözese Rottenburg, die auch an der Schließung des Heims in Pfauhausen und der Verlegung der Kinder beteiligt ist. Kritisch wurde zwar bemerkt, dass die in den Niederlanden beheimateten Schwestern dem „einheimischen Volkstum“ „fremd“ seien. Aber am 30. Juli 1930 wird die Befreiung erteilt. Während des Krieges wurde aus dem Kinderheim ein Spital für verwundete Soldaten. Der nächste Hinweis auf das

⁶ Die Darstellung folgt den im Landesarchiv Baden-Württemberg in Ludwigsburg vorhandenen Akten des Landeswohlfahrtsverbandes, Bestand: EL 90 V; Bestellnummer: Bü 1177 – 1179; unter Einbezug von Aussagen in Interviews mit Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe, ehemaligen Mitarbeiterinnen und Praktikantinnen und ehemaligen Bewohnerinnen des Heims.

Kinderheim findet sich in den Akten des Landesarchivs Baden-Württemberg von 1954 in Form einer Satzung des Trägervereins, in der die Zielgruppe folgendermaßen definiert wird:

„Kinder minderbemittelter Volkskreise, denen eine wahre Häuslichkeit geboten werden soll; Unterweisung Jugendlicher und anderer Minderbemittelter in allen Hand- und Hausarbeiten“.

Es gibt eine Zeitzeugin, die sich aufgrund eines Aufrufs in der Ludwigsburger Zeitung gemeldet hat und die mit ihrer Familie gegenüber vom Heim gewohnt hat. Sie sei in den 50iger Jahren immer ins Kloster geflüchtet, weil sie von den Eltern geschlagen wurde. Auch im Heim wurde geschlagen, aber das sei halt die Zeit gewesen. Die zu der Zeit im Heim lebende Sr. G. sei nett zu ihr gewesen. Anscheinend war das Heim in der 50iger Jahren noch nicht so geschlossen wie später. In vielen Interviews aus den 70iger Jahren wird dann berichtet, dass die dort lebenden Kinder kaum Kontakte oder Freundschaften nach außen hatten. So erzählt eine ehemalige Praktikantin:

„Es gibt keine Kontakte nach außen, wir hatten nie, nie Besuch von Kindern aus Hoheneck. Die hatten keine Freundschaften nach außen, die sind nirgendwo hingegangen, die waren so – ja? Völlig. ... also in unserer Zeit (1974 – 1975) nicht! Der einzige Kontakt war zu uns Vorpraktikantinnen, deren Außenkontakt; oder mal zu Klassenkameradinnen, aber nur auf dem Schulweg.“

Ein Betroffener, der Mitte der 50er bis Mitte der 60er Jahre im Heim gelebt hat, die ersten zwei Lebensjahre aufgewachsen ist bei einer offensichtlich liebevollen alleinerziehenden Mutter, zu der er auch weiterhin intensiven Kontakt hatte und der die Ferien auf einem Bauernhof bei Verwandten verbringen durfte, hat insbesondere den Park und eine Clique von vier Jungen in positiver Erinnerung.

„Also was wir auf dem Schulweg so alles angestellt haben – wir mussten nicht sofort ... Das konnte man eh so nicht sagen. Wir sind unten hochgelaufen, und dann sind wir meistens hinten rum gelaufen, wo es so den Berg runtergeht. Da sind so Gärten, und da gibt's eine Steige, und da sind wir immer hoch, also nicht den normalen Weg, irgendwo, wo's halt interessant ist. Und Sie haben den Park ja gesehen. Ich mein, der Park ist für Kinder, also mit Grotte, mit was weiß ich was, ist halt einfach ein Spielplatz, ein großer. Wir sind auch rumgeklettert. Ich denk mir auch manchmal, also da hätte so viel passieren können, so viel!, und wir durften trotzdem. ... ja, die Jungs waren halt immer zusammen unterwegs. Wir waren so ein bisschen eine verschworene Gemeinschaft, da haben wir so alles angestellt. ... Und wirklich, dieser Park war uns ideal, muss man ganz klar sagen. Das ist so.“ (Mann, 50er/60er Jahre) – auch wenn er Essenszwang, Ohrfeigen und sonstige strenge Regeln erwähnt.

Bei einer Besichtigung durch den Landeswohlfahrtsverband wird 1958 die Überbelegung des Heims und die damit einhergehende Raumsituation kritisiert; es wird ein Neubau beschlossen. Für diesen Neubau erhält der Orden einen Zuschuss von 52.000 DM.

Von 1958 bis 1984 arbeitet Schwester R. im St. Josefsheim, eine der zentralen Personen in diesem Kinderheim – die Schwester, die dort am längsten tätig ist und von Mitarbeiterinnen als sehr mächtig wahrgenommen, aber auch von den Kindern sozusagen als böser Geist des Heims gesehen wird:

„Ich weiß, dass kein Mensch wirklich böse ist. Aber die Schwester R. hab ich so empfunden. Vor der hatte ich Angst, und die hab ich als böse empfunden einfach. Die war unnötig böse, und die hatte womöglich auch noch Spaß dran. Die hat das als gut empfunden, die hat sich damit identifiziert, würd ich sagen.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Aber R. hatte auch – wie berichtet wird – ihre bevorzugten Lieblinge unter den Kindern, denen es besser ging, die weniger bestraft wurden:

„Da gab's eine N., die lebt heut nicht mehr, mit der hatte ich auch noch lange Kontakt. Die war das Liebling von der R.; also die N. hat quasi alles gekriegt. ... so diese Bevorzugungen. ... Die lebt nicht mehr, die hat sich das Leben genommen.“ (Frau, 60er Jahre).

1959 bittet das Heim darum, von der Pflicht befreit zu werden, für die Aufnahme von Kindern beim Jugendamt eine Erlaubnis einholen zu müssen bzw. aufgenommene Kinder zu melden. Kinder sollen auch unabhängig vom Jugendamt aufgenommen werden können, wenn bspw. Eltern eine Unterbringung wünschen. Die Erziehung „armer Kinder“ wird als Aufgabe des Heims angegeben. Diese Genehmigung wird 1960 für die Aufnahme von Klein- und Schulkindern erteilt; Anfang März wird der neue Bau eingeweiht. Die vom Landratsamt formulierte Eignungserklärung lautet:

„Das Kinderheim St. Josef einschließlich des Kindergartens und des Hortes wird von den katholischen Schwestern (Karmelitinnen vom Göttlichen Herzen Jesu) mit großer Selbstlosigkeit und Aufopferung bestens betreut.“

Nach einer Begehung 1960 wird kritisiert, dass das Bauvorhaben nicht dem genehmigten Bauplan entsprechend ausgeführt worden sei, und es werden Nachbesserungen verlangt (bspw. waren die Waschgelegenheiten anscheinend im Gang untergebracht).

Eine Hausordnung mit einem sehr strikten Zeitplan für die Kinder, die auch den allgemeinen Erziehungsregeln des Ordens für die St. Josefsheime entspricht, wird dem Landeswohlfahrtsverband ebenfalls zur Verfügung gestellt. Die Besuchszeiten von Angehörigen werden sehr streng reguliert: Sonntags von 14:00 – 17:00 Uhr, mit Ausnahme des letzten Sonntags im Monat. An Ostern, Pfingsten und Weihnachten wird Besuchszeit eingeräumt nur am 2. Feiertag von 14.00 – 17:00 Uhr.

Tätig sind 1961 vor allem Kindergärtnerinnen: Sr. C., Sr. R., Sr. B., E. Die für die Säuglinge zuständige D. ist Kinderpflegerin. Hauptsächlich werden sind es Praktikantinnen oder Erzieherinnen im Anerkennungsjahr, die die Gruppenleiterinnen ergänzen. In diesem Jahr werden 56 Kinder betreut. Hier zeichnet sich schon eine Überforderung der Betreuenden ab; die Kinder können nur „aufbewahrt“ werden. So schildert eine Erzieherin, die 1962 im Alter von 18 Jahren ihr Anerkennungsjahr im Josefsheim ableistet, die Situation im Interview folgendermaßen:

„Und, ja, (die Kinder waren) stark verängstigt und verunsichert auch, weil niemand um die Kinder sich gekümmert hat. Und es hat niemand Zeit gehabt für die Kinder. Selbst ich war dort fast den ganzen Tag alleine. Ja, die Schwester, die war damals so ... 30 bis 35 Jahre. Und die hat mich bis aufs Mittagessen den ganzen Tag allein gelassen. ... Sie musste zum Beten und ich weiß nicht, was sie alles noch getan hat. Aber sie hat mich wirklich mit diesen schwierigen Kindern, die sehr viel mehr Liebe und Förderung und Zuneigung ... dringend gebraucht hätten, hat sie mich alleingelassen. ... Wir hatten auch nie ein Gespräch, was könnten wir mal machen mit den Kindern.“

Die Gruppe bestand aus 12 Kleinkindern und sie habe kaum einen Bezug zu einem Kind aufbauen konnte, da sie sozusagen im Akkord arbeiten musste:

„Ich konnte das vor lauter Arbeit (nicht) – es ging, alle 12 Töpfchen hinstellen, nacheinander 12 Kinder drauf, dann 12 Zahnbürsten hinrichten, dann alles so Schlag auf Schlag, ging das. Weil die ersten haben dann schon wieder Theater – sich gerauft oder gebissen, ich musste das alles im Akkord machen. Und es war eine hektische Zeit und sehr, sehr schade. Ich hab das nicht angenehm gefunden, diese Anerkennungssache. Ich sollte eigentlich was lernen draus. Ich hab eigentlich nur Akkord mit Kindern gelernt. Abfertigen, abfertigen“. (Erzieherin im Anerkennungsjahr, Anfang 60er Jahre).

Die Kinder und ihr Freud und Leid wurden nie besprochen. Ordnung und Sauberkeit scheinen die wichtigsten Kriterien ihrer Arbeit. Die Gruppenschwester

„war auch gar keine Freundliche. Wenn sie kam, dann schimpfte sie bloß, dass ich die Tube Zahnpasta nicht gut eingerollt habe, ... das kann ich mich noch entsinnen. Aber mit den Kindern, dass sie fragt, was ich gemacht hab oder – das war ihr ganz egal. ... Es war nur die Ordnung, dass die Zahnbecher wieder standen und dass die Töpfchen so standen. ... Dass die Teller wieder wegkamen, dass der Tisch wieder sauber war, aber die hatten auch wenig Spielzeug.“ (Erzieherin im Anerkennungsjahr, Anfang 60er Jahre).

1967 gibt es 4 Kindergruppen: zwei so genannte „Familien“-Gruppen mit je 16 Kindern, eine Säuglings-/Kleinstkindgruppe mit 13 Kindern, eine Gruppe mit 12 Kindern im Alter von 2 – 4 Jahren. Bei der Besichtigung gibt es keine Beanstandungen.

1969 werden 58 Kinder im Alter von ¼ Jahr bis 14 Jahre in drei Gruppen und einer Säuglings- und Kleinstkinder-Gruppe betreut, ebenso 1970 und 1971. In der Säuglings- und Kleinstkindergruppe wurden Kinder bis ca. 2 Jahre aufgenommen, dann kamen sie in die Kleinkindergruppe, ab etwa dem Schulalter wurden sie in die altersgemischten Gruppen verlegt – aber das war ein Stück weit auch abhängig von der Auslastung der jeweiligen Gruppe.

1950/1951 und von 1967 – 1970 war u.a. Sr. C. im Heim tätig. Ihr Umgang mit den Kindern muss so gewalttätig gewesen sein (vgl. dazu auch Kap. 5.3), dass sie vom Provinzialhaus der Karmelitinnen von der Arbeit mit Kindern abgezogen wird, aber erst nach drei Jahren und nachdem der Orden befürchten musste, dass die Öffentlichkeit davon Kenntnis nimmt. Im Brief von Sr. L., Provinzoberin, vom Juli 1970 heißt es folgendermaßen:

„Dann musste ich Sr. M. C. sofort von den Kindern nehmen. Sr. M.A. bat mich darum, es ginge beim besten Willen nicht mehr. Die Leute, die zum Kindergarten kommen, hören alle Grobheiten von oben herunter geschrien und es geht schon in die Umgebung. Es kam ein Schreiben vom Schulrektor, der SPD ist, dass ein Kind blaue Streifen habe, das Gesicht zerkratzt und bunte Beulen habe. Auf seine Erkundigungen bei den anderen Kindern vom Haus sagten diese ebenfalls aus, dass diese von Sr. M. C. stammten, weil das Kind nicht gut essen kann. ... Dann hörten ich und Sr. B. droben vom Kinderzimmer der Sr. M. C. ein Kommando, dann Schläge usw. Dieses gab ich in der Stunde, die ich den Srn. hielt, kund und eine jede nickte bejahend, als ich sagte, die Sr. M.C. muss sofort die Abteilung verlassen. Sie war so verdutzt, dass sie nichts erwiderte. ... Im Allgemeinen sagte ich auch, ... lieber eine Gruppe aufgeben, als die Kinder leiden lassen. Sr. M.A. war zwar den nächsten Tag wieder weich und meinte, es könnte vielleicht doch noch gehen, worauf ich antwortete, wenn Sie ins Kittchen gehen wollen dafür, ja.“

An erster Stelle dafür, Sr. C. aus der Arbeit mit den Kindern zu entfernen, wird das Image des Heims angeführt; erst am Ende vom Brief geht es auch um das Leid der Kinder. Es schockiert, dass die Mitschwester im St. Josefsheim Sr. C. nicht eher Einhalt geboten haben; im Gegenteil, die damalige Oberin des St. Josefsheims – Sr. M.A. – bittet zwar zunächst darum, C. aus der Gruppenarbeit herauszunehmen, aber nimmt diese Bitte am nächsten Tag wieder zurück und möchte sie weiterhin als Gruppenschwester ihren Dienst bei den Kindern machen lassen. Das „weiche Herz“ scheint sich nur auf die Mitschwester zu beziehen, nicht auf die Kinder. Was sagt das aus über die Atmosphäre im Heim? Petra Morsbach spricht in ihrem Buch über Machtmissbrauch davon, dass Machtmissbrauch zwar immer ein Verstoß gegen die Norm sei, „aber in der Realität wird er, anders als theoretisch vorgesehen, oft einfach hingenommen. **Dann bildet sich um ihn ein Mikroklima, in dem alle so tun, als gäbe es ihn nicht, wodurch er selbst zur – geheimen – Norm wird. ... Macht verändert das Selbstbild derer, die sie innehaben.** Einige neigen dann zu Selbstüberschätzung und Rücksichtslosigkeit. Werden sie rasch genug korrigiert, kommen sie wieder zur Vernunft. ... Erst wenn die Korrektur ausbleibt, entsteht gewohnheitsmäßiger Missbrauch mit Dosissteigerung und Suchtverhalten.“ (Morsbach 2020, S. 314, Hervorhebung d.Vf.).

Von August 1973 – November 1974 läuft ein neues Anerkennungsverfahren als Heimträger. Die befristete Anerkennung erfolgt für

- die Durchführung der freiwilligen Erziehungshilfe oder der Fürsorgeerziehung

- und die Heimerziehung Minderjähriger, denen Hilfe zur Erziehung nach § 6 JWG gewährt wird; für Jungen und Mädchen im Alter von 1- 16 Jahren für insgesamt 50 Plätze.

Zum Stichtag 1.10.1974 wird die Belegung folgendermaßen aufgeführt: 27 Plätze für Kinder von 0 – 6 Jahren, 23 Plätze für Kinder bzw. Jugendliche im Alter von 6 – 16 Jahren.

1974/75 haben im Heim beschäftigte Praktikantinnen als „Whistleblowerinnen“ versucht, sowohl die Caritas als auch die Jugendhilfe auf Missstände aufmerksam zu machen, sind aber auf ganzer Linie gescheitert (vgl. dazu Kap. 8.1.1: Aufdeckung und Aufarbeitung).

2.4. Weitere Entwicklung

1976 muss ein erneuter Antrag auf Anerkennung gestellt werden. In diesem Zusammenhang wird vom Landeswohlfahrtsverband deutliche Kritik an der Größe der Gruppen geübt. Es fehle zudem ein Konzept, das unter Einbezug des entsprechenden Fachreferats der Caritas als Spitzenverband erarbeitet werden soll (aber erst 1978 wird ein erstes Konzept abgegeben, das vom Landeswohlfahrtsverband in dieser Form nicht akzeptiert wird, es folgen diverse Überarbeitungen). Auch wird ein Umbau der Zimmer von den Schlafsälen hin zu Mehrbettzimmern gefordert, für den der Orden einen Zuschuss von 40.000 DM erhält. So erinnert sich eine Fachkraft der Erziehungsberatungsstelle der Caritas Stuttgart-Rottenburg, die den Auftrag übernahm, die Schwestern des Josefsheims in Bezug auf bestimmte Kinder zu beraten, folgendermaßen:

„Es gab einen großen Schlafsaal – also es gab für Jungen und Mädchen einen großen Schlafsaal. Ich war jetzt in dem Jungen-Schlafsaal, da waren alle Jungen sozusagen in einem großen Schlafsaal. In der Mitte war so ein Kabuff, wo eine Nonne eben Nachtdienst hatte und dann irgendwie schlief oder aufwachte, und sie konnte rund rum durchs Fenster, durch so Fenster schauen, was da los – ob da was los war. Also das war wirklich sehr schockierend, weil es entsprach überhaupt nicht mehr den damaligen Zuständen, ... Also das war mein erster Eindruck, der war wirklich schockierend. Das hat sich aber dann relativ bald – ich kann nicht sagen, wann – geändert. Das mussten sie ändern, sonst hätten sie vermutlich die Lizenz entzogen bekommen. Also sie mussten das Ganze umwandeln in Mehrbettzimmer.“ (Fachkraft der Erziehungsberatungsstelle der Caritas). Da 1977 die Säuglingsabteilung geschlossen wird, ist die räumliche Veränderung auch kein so großes Problem

In einer Besprechung im Jahr 1977, an der Vertreter*innen des Landeswohlfahrtsverbandes, des Landesjugendamts, des Heims und der Caritas teilnehmen, wird eine neue Konzeption versprochen, die nach Abschluss der geplanten Umbauten erstellt werden soll.

Eine befristete Anerkennung erfolgt unter anderem mit der Auflage, dass in jeder Gruppe mindestens eine Fachkraft tätig sein soll (Sozialpädagoge, Sozialarbeiter, Heimerzieher, Erzieher). Denn nicht jede Gruppenschwester bzw. Mitarbeiterin hat eine entsprechende Ausbildung: Sr. X. bspw. ist Kinderkrankenschwester. Es gibt deshalb einen Briefwechsel mit dem Fachreferat der Caritas als Spitzenverband und dem Landeswohlfahrtsverband. Das Fachreferat der Caritas bittet darum, ihre Eignung als Gruppenleiterin anzuerkennen. Dies wird vom Landeswohlfahrtsverband schließlich befürwortet, da sie lange in der Heimerziehung tätig war, aber es wird gefordert, dass sie an Fortbildungen zur Heimerziehung teilnimmt. Sr. X. erhält schließlich die Anerkennung.

In diesem Anerkennungsverfahren wird bis zum 1.10. 1977 aufgrund der Beanstandungen die Zahl der Gruppen von vier auf drei reduziert, in denen 36 Minderjährige betreut werden können. Sr. R. wird Erziehungsleiterin, Sr. Ca. ist Heimleitung. Im Juni 1978 erinnert der Landeswohlfahrtsverband an die noch ausstehende Konzeption, die im November 1976 angefordert worden war. Eine weitere Anerkennung des Heims wird bis zur Vorlage eines Konzepts befristet auf den 31.12.1978. Am

12.12.1978 schickt Sr. R., die inzwischen Heimleiterin geworden ist, eine Konzeption und bittet um erneute Anerkennung.

Die Konzeption von 1978

Als oberste Zielvorstellung wird genannt: „Der junge Mensch soll befähigt werden, sein Leben anzunehmen, so gut als möglich zu entfalten und sich in Freiheit und Verantwortlichkeit selbst verwirklichen.“ Freiheit und Verantwortlichkeit: Es werden Schlagworte genannt, die der Praxis des strengen Reglements und der Kontrolle im Heim diametral entgegengesetzt sind. Auch in den weiteren Ausführungen des Konzepts werden Floskeln verwendet wie z.B.: Das Heim „will ihm (dem jungen Menschen) helfen, sein ‚Ich‘ zu finden und zu stärken und ihn für das ‚Du‘ und ‚Wir‘ fähig zu machen ... Im affektiven Bereich ist es unser Ziel, dass der junge Mensch Freude kennen lernt, Vertrauen zu anderen und in sich selbst findet, Leid und Trauer verarbeitet und lernt, sich selbst darzustellen.“ Derartige Worthülsen haben im Fall vom St. Josefsheim mit der gelebten Realität im Heim nichts zu tun, sie haben lediglich legitimatorische Funktion. Es wird ein Image produziert, angepasst an aktuell modische Begrifflichkeiten, an den Zeitgeist. So wird von keinem der Ehemaligen erinnert, dass es je ein „Gruppengespräch“ gegeben hätte, das „öfter im Monat“ durchgeführt werden soll und „in welchem demokratische Spielregeln eingeübt werden“ – wie im Konzept angekündigt wird. Es ist ein Grundproblem derartiger Konzepte bzw. Leitlinien, wie sie heute genannt werden, dass solche hochtönenden Worte und Absichtserklärungen nicht an der Realität gemessen und evaluiert werden. Es fehlt jeglicher Hinweis dazu, wie man denn diese hehren Ziele erreichen will.

Am 10.1.1979 wird das Heim erneut besichtigt und eine Überarbeitung des Konzepts gefordert. Insbesondere sollen die Zielvorstellungen überarbeitet und konkretisiert werden.

Nach dieser Besichtigung wird die Zahl der betreuten Kinder auf 30 reduziert. Die Erziehungsberatungsstelle der Caritas ist involviert bezüglich der Überlegungen zur Modernisierung der Erziehung in diesem Heim. Im Bericht des Landeswohlfahrtsverbandes zu dieser Besichtigung wird am Ende ein leicht skeptischer Ton angeschlagen mit der Frage, ob das Heim wirklich in der Lage sei, eine Anpassung an neue Erziehungsanforderungen zu leisten.

Am 21.8.1981 gibt es einen Aktenvermerk vom Landeswohlfahrtsverband, dass beim Fachreferat der Caritas als dem Spitzenverband die Überarbeitung und Konkretisierung des Konzepts in Erinnerung gebracht wurde und die Personalbesetzung als bedenklich angesehen wird. Die Fachberatung der Caritas antwortet, eine weitere Klärung sei noch nicht möglich gewesen. Auch von Seiten der Caritas wird die personelle Situation als unbefriedigend kritisiert. Laut Konzept sollte jede Gruppe von einer fachlich ausgebildeten Ordensschwester, einer ausgebildeten weltlichen Fachkraft und einer Praktikantin betreut werden. Aber es seien zwei Gruppen nur mit je einer Schwester und einer Praktikantin besetzt; eine Gruppe nur mit einer Schwester allein. In einem Telefonat beantwortet Schwester R. diese Kritik damit, dass es zwar 38 Bewerbungen gegeben habe, man habe aber nur eine Erzieherin im Anerkennungsjahr und eine Vorpraktikantin zusätzlich eingestellt. Gründe werden in der Akte des Landeswohlfahrtsverbandes nicht genannt, so dass nach wie vor die Gruppen personell unterbesetzt sind, zwei Gruppen mit nur je einer Ordensschwester, eine Gruppe mit einer Erzieherin im Anerkennungsjahr und einer Vorpraktikantin.

Das 1979 geforderte und im August 81 angemahnte Konzept wird ein Jahr später, im September 1982 dem Landeswohlfahrtsausschuss übersandt und im November in einer Runde mit Vertreter*innen des Heims, des Landeswohlfahrtsausschusses, der Caritas, dem Kreisjugendamt Ludwigsburg und dem Jugendamt Stuttgart besprochen. Das Kreisjugendamt möchte Unterbringungen im Josefsheim nur noch als Notunterbringung in Anspruch nehmen; denn die Kinder, auf die die in der Konzeption

genannten Kriterien zuträfen, würden in der Folge eher durch ambulante, offene, teilstationäre Behandlungsangebote versorgt werden oder in Pflegestellen untergebracht.

„Bis auf evtl. Einzelfälle ist damit insgesamt gesehen ein Bedarf für die in dem Heim angebotenen Plätze nicht gegeben. Die vorgelegte Konzeption dürfte insofern nur für die gegenwärtig dort betreuten Minderjährigen ausschlaggebend sein.“ – so die Akte. „Entsprechend dieser Konzeption soll das Heim vorläufig weiter betrieben werden. Daneben soll vordringlich abgeklärt werden, welchem Personenkreis die Heimplätze zugänglich gemacht werden können. Sofern sich ein entsprechender Bedarf nicht ergeben sollte, wird die Einrichtung mit seiner jetzigen Zweckbestimmung auf Dauer nicht zu halten sein.“

In der Akte wird vermerkt, dass die – inzwischen installierte – Zusammenarbeit mit der Caritas Erziehungsberatungsstelle für ausreichend gehalten wird; eine Fachkraft der Caritas formuliert im Interview aber auch die Grenzen der Beratung in einem geschlossenen System wie dem St. Josefsheim: „*Sie (die Schwestern) sind schon weit über den Schatten gesprungen, indem dass sie mich da so beteiligt haben. Aber dennoch ist das ja einfach eine geschlossene Ordensgemeinschaft, die haben einem letztlich nichts erzählt. ... Also bei den Nonnen war es jetzt so, die hielten sich nicht bedeckt, weil sie Konkurrenz sehen, sondern weil sie gar nicht willens, in der Lage waren oder überhaupt in ihrem Leben das vorkam, sich mit anderen als mit ihrem Orden selber auszutauschen.*“

Auch die im April 1984 leicht veränderte Konzeption des Heims kann den Landeswohlfahrtsverband nicht wirklich überzeugen. Ein Antrag auf Zuschuss zu einer neuen Kucheneinrichtung in Höhe von 53.000 DM wird vom LWV abgelehnt, es seien nur noch die Hälfte der Plätze belegt (16 statt 30), eine Verbesserung der Situation sei nicht in Sicht; die Einrichtung könnte auch in nächster Zeit geschlossen werden. In der Akte wird vermerkt:

„Oberschwester M. erklärte mit weinerlicher Stimme, dass das Heim jetzt keine Mittel mehr habe, weil von den vorhandenen 30 Kinderbetten nur 16 belegt sind“.

Im Juni 1984 gibt es in der Akte den nächsten Vermerk: Die Prognosen für das Kinderheim seien recht ungünstig; das Jugendamt Ludwigsburg belege nur ungern. Zudem wird vermehrt wahrgenommen, dass die Schwestern große Schwierigkeiten hätten, mit älteren Kindern eine Beziehung aufrechtzuerhalten.

2.5. Ende und Abwicklung des St. Josefsheims Ludwigsburg/Hoheneck

Sr. R. verlässt 1984 St. Josefsheim in Ludwigsburg-Hoheneck angeblich aus gesundheitlichen Gründen. Sie selbst deutet im Gespräch ihre Frustration an, dass sie Hoheneck, wo sie immerhin fast dreißig Jahre lang gelebt hat, verlassen muss.⁷ Sr. X. soll ihre Nachfolgerin werden, was vom Landeswohlfahrtsverband abgelehnt wird, da es um Konzeptentwicklung gehe und eine Konsolidierung anstehe, die man Sr. X. nicht zutraue. Sr. E., die auch für die Müttererholungsstätte zuständig war, übernimmt die Leitung des Heims. Von Betroffenen wird eine Veränderung der Atmosphäre im Heim nach ihrer Ablösung konstatiert.

Im September 1984 gibt es eine neue Besprechungsrunde mit

- Provinzoberin des Ordens
- Heimleiterin bzw. Oberin
- Schwester G. (Gruppenerzieherin)
- Schwester M. (Gruppenerzieherin)
- Schwester M. (Verwaltung)
- Fachberatung der Caritas

⁷ Mündliche Mitteilung, 18.10.2021, Sittard.

- Kreisjugendamt Ludwigsburg
- Landesjugendamt

Wieder wird die Zukunft des Heims besprochen. Von 30 Plätzen sind zu diesem Zeitpunkt 20 belegt. Es gibt nur noch zwei Gruppen, beide mit zwei Erzieherinnen und einer Vorpraktikantin ausgestattet, in einer Gruppe arbeitet zusätzlich eine Erzieherin im Anerkennungsjahr. Vom Orden wird eine Umstrukturierung in Richtung Aufnahme von verhaltensgestörten Kindern vorgeschlagen, die von den weiteren Anwesenden nicht befürwortet wird. In der Akte wird notiert, es sei dennoch ein *„erklärter Wille des Heimträgers, das Heim auf Dauer zu erhalten und sich dort wie bisher der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen zu widmen.“*

Ein vom Orden beantragter Zuschuss zur Modernisierung der Küche wird befürwortet.

Noch im November 85 notieren die Akten eine Nachricht von Oberin E., dass das Kreisjugendamt Ludwigsburg vier Geschwister im Alter von 5 – 8 Jahren im Josefsheim untergebracht hat. Sr. E. nimmt an, es wird eine längerfristige Unterbringung und sieht damit die Zukunft des Heims positiv.

Es gibt zwei Gruppen mit jeweils einer Schwester (G. und M.), einer Erzieherin und einer Anerkennungspraktikantin.

In den Erzählungen der Betroffenen zeigt sich, dass es u.a. durch die weltlichen Erzieherinnen und die Anforderungen aus der Jugendhilfe Veränderungen gab: So z.B. gemeinsame Urlaube in den Bergen; man unternahm Ausflüge; es gab Unterstützung bei den Hausaufgaben. Wenn ein Kind das Heim verließ, erhielt es ein Fotoalbum mit Bildern aus der Zeit im Heim, auch eine neue Form des Umgangs. Was im Jugendamt Ludwigsburg jedoch in dieser Zeit negativ – ja als fast dramatisch – auffiel, war eine sehr hohe Fluktuation der weltlichen Erzieherinnen, wie eine Fachkraft des Jugendamts erzählt. Und die strenge Struktur des Alltags scheint sich nicht geändert zu haben, so berichtet ein Befragter aus dem Jahr 1987:

„Die waren alle immer sehr gleich, sehr streng, die Tage, mit morgens aufstehen, Betten machen – ganz, ganz, ganz wichtig! –, den Kleineren in der Gruppe helfen beim Anziehen, frühstücken gehen; dann durfte nur aufgestanden werden, wenn das Frühstück leer war. Und dann wurde ich schon zur Schule abgeholt. Und abends, wenn ich wieder zurückkam von der Schule, musste ich teilweise dann noch mal lernen. Und das war auch ziemlich streng. Und die Schwestern haben täglich sehr laut mit Jungs, aber auch mit Mädchen geschimpft, und teilweise, ja, mit Ohrfeigen oder so einem Teppichklopfer dann auch schon mal ausgeteilt. Das war auch sehr, sehr prägend.“ (Mann 80er Jahre).

Die Schwestern in Hoheneck kämpfen um den Erhalt des Kinderheims, mit Ideen wie bspw. verhaltensgestörte Kinder aufzunehmen oder die Kinder der Mütter zu betreuen, die sich im Müttererholungsheim aufhielten. Aber vom Orden selber wird gesehen, dass die inzwischen doch recht betagten Schwestern personell an ihre Grenzen gekommen sind. Die Provinzoberin entscheidet, das Heim zu schließen. Zudem wird aufgrund des wachsenden Misstrauens der öffentlichen Jugendhilfe gegenüber den erzieherischen Fähigkeiten und Möglichkeiten des St. Josefsheims die Zahl der vermittelten Kinder immer kleiner. Die noch im Heim lebenden Kinder werden in andere Heime verlegt.

3. Kapitel: Woher kamen die Kinder?

3.1. Zugangswege ins Heim und Gründe für die Unterbringung

Von 1957 bis zur Schließung des Heims 1992 lebten kurz- oder längerfristig – laut so genanntem Belegbuch⁸ – 591 Kinder im St. Josefsheim. Die Dauer des Aufenthalts war sehr unterschiedlich. So gab es vereinzelt Kinder, die von Eltern im Heim abgegeben wurden und deren Eltern den Aufenthalt privat bezahlten; meist fiel aus Gründen von Krankheit die Mutter kurzfristig aus, so der Eintrag im Belegbuch. Aber es gibt auch einen Eintrag aus dem Jahr 1958: „Die Mutter brachte das Kind, weil sie arbeiten geht!“ (und dabei ist sie verheiratet!) Diese Kinder blieben meist nicht sehr lange im St. Josefsheim. Soweit es Angaben dazu gibt, sind es etwa 10 % der Kinder, bei denen die Eltern selber den Aufenthalt bezahlten. Bei allen anderen Kindern wird als Zahlstelle eine öffentliche Behörde genannt: Sozialamt/Jugendamt. Der „Durchlauf“ insbesondere bei den kleinen Kindern war hoch; ab und zu liest man im Belegbuch bei den Säuglingen: Wurde adoptiert.

Alle befragten Ehemaligen kamen vermittelt über die Kinder- und Jugendhilfe in das Josefsheim; teilweise bereits aus anderen Säuglings- bzw. Kinderheimen, Kinderkliniken oder auch Mutter-Kind-Einrichtungen.

Weder in den dem Projekt zur Verfügung stehenden Akten noch im so genannten „Belegbuch“ werden Gründe für die Unterbringung der Kinder genannt. Die Befragten selber wissen wenig dazu, warum sie im Heim aufwachsen müssen; selbst als Erwachsene haben sie nicht wirklich Einblick in die damalige Situation ihrer Väter und Mütter, sondern sind auf Vermutungen angewiesen. Manche Kinder wussten jahrelang nicht, wann sie ins Heim kamen und warum:

„Und meine leibliche Mutter, von der hab ich nicht erfahren können, was wirklich mit mir als Kind passiert ist. Also schon die entscheidende Frage eben auch für mich, die immer im Raum stand, wann bin ich denn eigentlich ins Kinderheim gekommen? Das hab ich erst durch die Belegakte (erfahren).“ (Frau, 60er Jahre).

Trennung und Scheidung der Eltern war z.B. ein Anlass dafür, dass Kinder im Heim leben mussten.

„Aber ich weiß, dass unsere Eltern damals meinen Bruder und mich dann dort nach Hoheneck hingefahren haben, und (wir) sind dann durch so einen Eingangsbereich gefahren, großes Tor, dann nach hinten zum Haupthaus ...; und dann sind wir da halt hingekommen mit unseren Koffern. So surreal hatte es was von Urlaub wegen den Koffern, als Kind, aber trotzdem eben auch was von Abschied, ne? Also weil man wusste ja, man ist dann unter der Woche immer dort, teils auch am Wochenende – weil ich noch weiß, dass meine Eltern damals gesagt haben, ja, aber jedes Wochenende (Besuch bei oder von den Eltern) geht nicht. ... da man sich sonst nicht richtig integrieren könnte. ... Und deswegen war natürlich die Verabschiedung schon prägend, schmerzhaft, ja, also wenn man da abgegeben wird. Natürlich, Vater, Mutter streicheln einem übers Haar und sagen, du machst das schon ... Das wird dann alles gut, und sie brauchen die Zeit, und ihr müsst jetzt auch stark sein.“ (Mann, 80er Jahre).

⁸ Das Belegbuch ist die einzige Unterlage, die im St. Josefsheim zum Aufenthalt der Kinder noch aufgefunden werden konnte. Es enthält pro Kind etwa eine Viertelseite mit Angaben zu Geburtsdaten der Kinder, Aufenthaltsdaten, gegebenenfalls durchgeführten Impfungen während des Aufenthalts, Krankheiten der Kinder. Nicht immer werden Angaben gemacht, von wem das Kind gebracht wurde und wohin es nach dem Aufenthalt geht. Angaben zu den Eltern, beinhalten – falls verfügbar – deren Arbeitsstelle, Aufenthaltsort, ihre Krankenversicherung. Immer wird auch die Zahlstelle genannt – nur in den allerletzten Jahren nicht mehr.

Vätern traute man nicht zu – bzw. sie es sich selbst auch nicht – für die Kinder zu sorgen, wenn die Mutter aus diversen Gründen ausfiel (Alkohol, psychische oder körperliche Krankheit); an Unterstützung für sie oder die Mütter dachte man ebenfalls nicht.

„Sie (Mutter) war dann auch damals, so wie ich das aus den Unterlagen rauslese, ... in einer Klinik, und man hat also schnell eine Unterkunft gesucht. Und mein Vater hat uns nicht gekriegt. Mein Vater ist oder war – er lebt ja auch nicht mehr – Alkoholiker, und wenn er getrunken hat, dann ist er sehr aggressiv geworden und auch meiner Mutter gegenüber sehr gewalttätig“ (Frau, 70er/80er Jahre). Häufig wird Alkoholabhängigkeit beider Eltern oder eines Elternteils genannt. Bildungsbenachteiligung, Flucht und die traumatischen Folgen, Gewalt in den ehelichen Beziehungen, Armut, kein fester Wohnsitz – in den Erzählungen der Befragten gibt es viele Hinweise auf eine große Zahl solcher problematischen Familiensituationen.

„Ich mein, dass der Grund war, dass meine Mutter überfordert war mit so vielen Kindern. Es gab die zwei großen Brüder, mich, dann gab's ja noch eine Schwester. Gibt's da auch noch. Die ist ja dann auch... in eine Pflegefamilie gekommen. Und mit Sicherheit auch – ich weiß nicht, ob's damals schon Alkoholprobleme gab, wahrscheinlich auch schon. Weil, ja, ich kann mich später erinnern, dass wir bei ihr waren und es da schon Probleme gab; also dass mein Vater dann gekommen ist und gesagt hat: Ja, ich muss mich heut um euch kümmern.“ (Mann, 80er Jahre).

Viele der im Heim untergebrachten Kinder hatten alleinerziehende Mütter; bei einigen war und blieb die Vaterschaft ungeklärt. Bis 1970 stand ein von einer alleinerziehenden Mutter geborenes Kind automatisch unter Amtsvormundschaft, d.h. das Jugendamt konnte entscheiden, ob das Kind bei der Mutter leben darf oder nicht. Alleinerziehen war grundsätzlich ein Makel, man traute es den Frauen nicht zu – und diese sich selbst auch nicht – für ihren Lebensunterhalt und ein Kind zu sorgen. Viele der Mütter hatten, so deuten es die Erzählungen der Befragten an, schwierige Lebensgeschichten hinter sich, wie z. B. diese Befragte berichtet:

„Meine Mutter selbst, weiß ich nur, dass sie unter sehr schwierigen Bedingungen aufgewachsen ist. Ich glaub, ihre Mutter ist an der Geburt gestorben, der Vater im Krieg; und dann (ist sie) bei der Stiefmutter schlecht behandelt (worden) ... Also meine Mutter hat ein schlechtes Leben ..., ein schwieriges Leben gehabt, einen schlechten Start; war dann quasi mit 26 schwanger mit mir, hatte keine Eltern, hatte keine Hilfe. Die einzigen Bezugspersonen, die sie hatte, waren diese Tanten, meine Großtanten, Tante X. und Tante Y. hauptsächlich. Und Tante X. hat reagiert, als sie gehört hat, dass sie mit mir schwanger ist, hat sie ihr einen Stuhl über dem Kopf kaputtgeschlagen.“ (Frau, 60er/70er Jahre).

„Mein Vater hat ... laut der Akte Depression gehabt und (war) Alkoholiker. Und meine Mutter, die war damals 20, wo sie mich bekommen hat, die war selber im Heim, in so einem Waisenheim, wie man das früher hatte“ (Frau, 70er Jahre).

Wie viel Gewalt die Mütter möglicherweise auf verschiedenen Ebenen erfahren hatten, kann nur geraten werden; der 2. Weltkrieg war noch nicht lange zu Ende.

„Weil meine Mutter ist eine sehr unselbstständige Frau, die hat im Krieg einen Schock erlitten. Da ist ein Soldat ins Zimmer gekommen, und da hat sie sich so erschrocken, dass sie praktisch ihre Sprache verloren hat. Sie hat auch erst mit sechs Jahren wieder angefangen zu sprechen; und man hat ihr in dieser Zeit sehr viel abgenommen“. (Frau, 70er/80er Jahre).

Arbeitsplätze in den amerikanischen Kasernen, in Cafés und Kneipen, Alkoholprobleme, psychische Krankheit, häufig wechselnde Partnerbeziehungen auf der Suche nach Anerkennung und Liebe (bzw. was man dafür hält), verweisen des Weiteren hin auf prekäre biographische Lebensgeschichten der Mütter.

„Oma und Opa hatten einen kleinen Bauernhof im Dorf, und sie war die Älteste von insgesamt ... zwölf ... Also elf haben es überlebt, und sie war die Älteste und hat mir später mal irgendwann gesagt: Ja, da gab's ja keine Liebe. Und sie war immer auf der Suche nach Liebe und hat das wahrscheinlich mit Sex verwechselt oder wie auch immer. ... Und wenn man natürlich so die Geschichte kennt in so einem kleinen Dorf, Bauern, ein paar Kühe, Armut, und dann lauter Geschwister. ... und sie war dann halt, ja, nicht nur die große Schwester, sondern dann wahrscheinlich auch die Mutter. Die musste halt gucken, dass es läuft, dass die Geschwister unter Kontrolle sind. Und das war bestimmt auch nicht leicht für sie.“ (Frau, 60er Jahre).

Auch auf mögliche sexuelle Gewalterfahrungen könnte man aus Berichten schließen, wenn eine Mutter überhaupt Probleme hat mit Berührung:

„Aber auch unsere Mutter, ne? Also wenn ich sie dann besucht hab, die stand immer ganz steif da, lächelte, ... Ich hab sie dann mal später in den Arm ..., aber da war sie auch nur ganz steif immer. Sie konnte das einfach nicht.“ (Frau, 60er Jahre).

Unterstützung für die Frauen, ihre Elternschaft verantwortlich zu leben, gab es nicht. Wenn z.B. in einer Akte lobend erwähnt wird, dass die Mutter regelmäßig ins Kinderheim zum Stillen ihres Babys kommt, wird dies zwar eine „erfreuliche Tatsache“ genannt, aber es gibt keinerlei Bemühung, ansonsten die Mutter-Kind-Beziehung zu fördern. Eher wird in dieser Akte z.B. bedauernd festgehalten, dass die Mutter nicht bereit ist, ihr Kind zur Adoption freizugeben.

„Ja, es ist halt so, meine Mutter stammt von einem Bauernhof raus. Sie hat praktisch ihren Vater gepflegt und ... wo die Brüder im Krieg waren, hat sie praktisch den Hof gemacht. Und dann ist einer vom Krieg zurückgekommen, der hat dann geheiratet, und dann war sie praktisch überflüssig. Und dann ist sie halt in einen anderen Hof ... und dann hat sie eine Ausbildung gemacht als Bedienung. Ja, und dann ist sie halt bei den Amis gelandet. Und damals war ... ein uneheliches Kind, das war halt ganz schlimm. Dann – ja, ... die im Heim haben immer gesagt, dass meine Mutter immer so stur ist und mich nicht zur Adoption freigibt. Also ich hab damals gar nicht gewusst, was das ist.“ (Frau, 60er Jahre).

Einige der Mütter brachten nichtehelich mehrere Kinder zur Welt; jedes weitere Kind bewies der Jugendhilfe ihre Unfähigkeit. So eine Befragte:

„Bei mir und bei meinem Bruder ... war's dann, glaub ich, klar, dass unsere Mutter uns nicht behalten durfte, weil sie schon bewiesen hatte, dass sie dazu nicht in der Lage ist, Kinder großzuziehen.“ (Frau, 60er Jahre).⁹

Von vielen Müttern wird gesagt, sie seien psychisch krank; Väter werden eher nicht in die Verantwortung genommen. Wie in der folgenden Textpassage deutlich wird, war man in der Jugendhilfe überzeugt, das Heim würde sich schon kümmern. Ein Betroffener formuliert folgendermaßen:

„Und uns (ihm und seiner Schwester) wurde eben gesagt, die Mutter ist eben psychisch krank, litt unter Schizophrenie. Und deswegen könnte sie sich um uns nicht kümmern. Und damals war eben die Auffassung, dass eben unehelich geborene Kinder für die Gesellschaft ... ein No-Go waren und die eben dann gesagt haben, also nicht nur...gesundheitlichen Gesichtspunkten, sondern auch moralisch-ethischen Gesichtspunkten nehmen wir ihr jetzt einfach mal die Kinder weg. So. Das vermute ich eben, dass ich dann dorthin gekommen bin in das Heim. Und dann hat man eben einfach gesagt, ja, da ist er jetzt drinnen und, ja, die kümmern sich drum. Und, ja, dann wurde man alleingelassen, auf gut Deutsch. Ja, was soll ich sagen. Wie gesagt, ich bin da eben als Säugling da aufgewachsen.“ (Mann, 70er Jahre).

⁹ Vgl. dazu den meines Erachtens großartigen Film „Ladybird, Ladybird“ (1994) von Ken Loach, der dieses Thema verhandelt.

Viele der Befragten sind im wahrsten Sinn des Wortes im Heim aufgewachsen; 18 der befragten ehemaligen Heimkinder haben fünf Jahre und länger im Heim gelebt; 13 davon acht Jahre und länger, acht Kinder lebten sogar zehn und mehr Jahre im Josefsheim – heute undenkbar!

Die Devise der Jugendhilfe war: Kind muss untergebracht werden, Eltern füllen ihre Elternrolle nicht aus, haben nicht die Kompetenz, ein Kind großzuziehen, also Heimunterbringung, alles gut. Eine ehemalige Mitarbeiterin im Jugendamt formuliert folgendermaßen:

„Aber sowas, da hat man nicht drüber nachgedacht, das war halt so. ... Also ich musste gucken, dass ich durchkomm. Aber für die Familien war's teilweise ... grob fahrlässig fast. Aber dann hatten wir das JWG (Jugendwohlfahrtsgesetz). ... Ich hab ein Kind ins Heim gebracht und dann nie mehr gesehen. Nie mehr, nie mehr im Josefsheim. Die Hilfeplanung kam ja erst mit dem KJHG (Kinder- und Jugendhilfegesetz vom 28.6.1990). Es gab keine Hilfeplanung. Ich hab das Kind ins Heim gebracht, das Kind kannte das Jugendamt nicht, also mich nicht. Und dann hat man das Kind irgendwann entlassen, und es kann sein, dass ich ein Kind zehn Jahre nicht gesehen habe. Ja, das könnte hinhauen.“ (Mitarbeiterin im Jugendamt).

3.2. Rolle der Eltern

Für die Jugendhilfe

Bis noch in die 80iger Jahre hinein werden Eltern eher als Störende wahrgenommen. Sie gelten in der Mehrzahl als inkompetent, was die Erziehung betrifft, das Heim dagegen hat kompetentes Erziehungspersonal – so die Überzeugung. In den Akten geht es um die Eltern, aber in der Mehrzahl der Akten um Unterhaltszahlungen von Vätern. Es wird weder eine Perspektive der Unterbringung formuliert oder gar eine Rückführungsoption in Betracht gezogen, noch geht es darum, wie man die Eltern-Kind-Beziehung insgesamt, z.B. den Besuch der Eltern, fördern kann. In manchen Akten mutet der Umgang mit insbesondere nichtehelichen Müttern abwertend an, besonders wenn die Mütter wechselnde sexuelle Beziehungen leben.

Für das Heim

Wie schon im Kapitel 2 erwähnt, gibt es in den Erziehungsregeln des Ordens die Regel 85: (S.30): „Bei der Aufnahme eines Kindes soll auf das liebevollste notiert werden“, was über die Lebensgeschichte und der Familie des Kindes in Erfahrung zu bringen ist, nicht nur von den Eltern, sondern auch von den Großeltern und Verwandten. Auch soll die Abteilungsschwester versuchen, die Kinder „immer mit Liebe für ihre armen Eltern zu erfüllen“ – d.h. auch von den Eltern „nichts schlechtes zu verzeichnen“ (Regel 81, S. 28). Diese zwei Regeln wären ein wichtiger pädagogischer Ausgangspunkt: Sie beinhalten einen gewissen Respekt gegenüber den Eltern und deren prekärer Lebenssituation, auch wenn sie nicht die in dieser Gesellschaft „funktionierenden“ Personen sind, die ihr Leben und die Erziehung der Kinder zumindest einigermaßen meistern (vgl. dazu Kappeler 1999).

Wesentliche Ziele in Bezug auf die Kinder sind bei einer solchen Haltung: Aufrechterhaltung der emotionalen Bindung an die Herkunftsfamilie und damit Unterstützung von Kontinuität im Lebenslauf und Zugang zu den eigenen „Wurzeln“. Studien haben gezeigt, dass es wichtig ist für Kinder, Details über ihre Geburtsfamilie zu wissen, um sich selbst »vollständig« zu fühlen und ihre Neugier und ihr Interesse an der eigenen Herkunfts-Identität zu befriedigen. Kinder – und Erwachsene – identifizieren sich mit ihrer Herkunft, sei es positiv oder negativ, was auch eine Form der Identifikation ist (vgl. dazu Helming; Wiemann; Ris, 2011a sowie Helming; Küfner; Kindler (2011).

Die oben genannte Regel wurde im St. Josefsheim nur selten beachtet. Von den meisten Kindern wird berichtet, dass insbesondere ihre Mütter abgewertet werden, wenn sie z.B. alleinerziehend waren. So erzählt eine Mitarbeiterin, wie der Brief einer Mutter an ein Kind von der Gruppenschwester vor

allen Kindern vorgelesen und lächerlich gemacht wird; das Kind wird bloßgestellt. Dies ist eine Form emotionaler Gewalt: Was damit erreicht werden kann, ist eine tiefe Scham des Kindes in Bezug auf seine Herkunft – und damit sich selbst und seine Existenz. Vor allem befragte Frauen erinnern, dass sie häufig Abwertungen hören: „Du wirst wie Deine Mutter – Du landest auf dem Strich“ usw. (vgl. dazu ausführlich Kap. 5.2 zu Emotionaler Gewalt).

So erzählt eine Befragte z.B., dass ihre alleinstehende Mutter sich viel Mühe gegeben hat, sie zu besuchen.

„Ja, die hat sich meistens dann irgendwo ein Zimmer genommen. Und dann war sie ein paar Tage da. ... Ja, das hat sie schon gemacht. ... Ja. Ja. Also sie hat ja als Bedienung fast nie Zeit gehabt.“ (Frau, 60er Jahre).

Ihre Mutter sei jedoch von den Nonnen abgewertet worden:

„Ja, die waren ja ganz gegen sie, also ... Und dann haben sie gesagt, ja, ich bin genauso stur wie meine Mutter, die haben sie ja dann wieder immer so ... schlechtgemacht. Und wenn sie dann mal gekommen ist und mich besucht hat, oder sie hat mir dann irgendwas gekauft, das haben sie mir dann weggenommen. Ja. Da hat sie mir mal eine Barbiepuppe gebracht, die hat einen Busen gehabt, das – mei, als Kind versteht man das doch gar nicht. Hat man halt alles weg.“ (Frau, 60er Jahre).

Ein anderer Befragter schildert, dass er bei einem Besuch der Eltern mit ihnen Eis essen gegangen ist und danach das Wechselgeld behalten durfte, das ihm jedoch abends aus der Tasche fiel und sofort von der Gruppenschwester kassiert wurde:

„Ich glaub, wir waren Eis essen oder sonstiges, und dann durft ich das Rückgeld behalten. Und das hatt ich noch in der Hosentasche. Und wenn man dort hingekommen ist oder abends hat man seine Klamotten über den Stuhl gelegt. Und dann fiel halt dieses Restgeld ... aus der Tasche. Ich hab da auch nicht mehr dran gedacht. Und dann hat mich grad die Schwester ... an den Ohren hochgezogen: Was mir einfallen würde, Geld hat hier nichts zu suchen, so nach dem Motto: Wir legen Wert auf andere Werte, und das gibt's hier nicht, mit Geld. Ja, genau.“ (Mann, 60er Jahre).

Auch telefonische Kontakte mit den Eltern wurden anscheinend nicht wirklich gerne gesehen und immer sehr kurz gehalten, mit der Begründung, sonst würden Leitungen zu sehr belegt, die auch das nachbarliche Müttergenesungsheim einschlossen:

„Also dieser Kontakt auch zu den Angehörigen wurde immer sehr kurz gehalten. Ob die Leitung jetzt tatsächlich belegt war, nur weil ich zehn Minuten mit meiner Mutter telefoniert hab, ist fraglich. Man kann Leitungen abzweigen. Also ich glaub's jetzt mal nicht, aber es hieß dann immer, man müsste das Telefongespräch wieder beenden, weil die Gespräche der Mütter (im Muttergenesungsheim) waren immer wichtiger wie wir Kinder.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Eltern stören eher den streng getakteten Ablauf des Alltags. Besuchskontakte an den Wochenenden werden nur alle zwei Wochen erlaubt, selbst in den letzten Jahren des Heims, Ende der 80iger Jahre:

„Also ich kann mich grad so an Besuchswochenenden erinnern ... dass wir immer draufhin gefiebert haben dann, wenn das Wochenende kam. Ich mein, alle zwei Wochen war das so rum ... Also da hab ich auch ein paar Erinnerungen, wo ich halt echt traurig war jedes Mal und auch geweint hab, warum ich jetzt wieder weg muss von meiner Mutter und von meinem Vater.“ (Mann, 80er Jahre).

Besuchskontakte bedeuten für manche Kinder einen Freudenfunken im sonst recht grauen und strengen Alltag des Heims:

„Der (Vater) kam zu Besuch auch immer mit, und da kann ich mich dran erinnern, weil immer wenn er kam, wenn ich wusste, dass er kam, hab ich mich tierisch gefreut und hab immer nach ihm Ausschau gehalten Und dann wollte ich immer, wenn er dann kam, wollte ich immer zu meinem Vater hoch um den Hals.“ ... (Frau, 70er Jahre).

Von einer Mutter wird erzählt, dass sie darum kämpfen musste, ihre eine Tochter alle zwei Wochen am Wochenende zu sich zu holen; die zweite Tochter musste dagegen im Heim bleiben:

„Aber, ja, meine Mutter kam – nach zwei Monaten durfte sie mich erst besuchen. Und da durfte sie mich dann auch alle vierzehn Tage holen. Hätte sie nicht dürfen, aber meine Mutter ist da auch sehr ein Rebell drin, also die hat da alles Mögliche gemacht mich auch alle vierzehn Tage zu holen. ...Sie hat mich samstags geholt, und sonntags musste sie mich am Nachmittag bringen. ... Erstens mal war das (zurück ins Heim nach dem Besuch) hart, und zweitens: Sie durfte immer nur mich holen, ihre andere Tochter nicht. Die hat sie nicht gekriegt, obwohl sie sie mitnehmen wollte. Sie hatte sie nicht gekriegt. Das wusste ich nicht, das hab ich in den Akten jetzt gelesen, gell. ... Und das ist, find ich, schon ziemlich hart: zu wissen, sie holt mich alle vierzehn Tage und würde gern ihre andere auch holen und hat sie nicht gekriegt.“ (Frau, 70er Jahre).

Verbote von Besuchskontakten werden gemäß den Erzählungen teilweise auch willkürlich als Druckmittel und Drohung eingesetzt, um Kinder zum gehorsamen Funktionieren zu bringen, insbesondere wenn sie eine gute Beziehung zu den Eltern haben und sich sehr auf die Besuche freuen:

„Da hatte ich Angst, dass es natürlich dann auch eskaliert, beziehungsweise man hat mir ja ganz klar gesagt dort, auch von der Schwester: Wenn das so weitergeht, dann werden wir dafür sorgen, dass du deine Eltern – oder ihre eure Eltern – über einen längeren Zeitraum nicht seht.“ (Mann, 80er Jahre). Begründet wurde ein nicht so häufiger und unregelmäßiger Besuch vom Heim z.B. damit, dass es den Kindern im Heim ja gut gehe, Elternbesuch sei nicht notwendig.

„Die kamen und haben mich mal abgeholt zum Spazierengehen und Reden und zum Beispiel zum Eisessen, und dann ein anderes Mal meinen Bruder alleine, und einmal zusammen. ...Nein, in meiner Erinnerung nicht regelmäßig, was sehr, sehr schmerzhaft ist. Aber die Schwestern haben uns ..., beziehungsweise mir gesagt, das liegt daran, dass es uns hier gut geht. Und dann brauchen die mich nicht so häufig zu besuchen. Und wenn wir nicht brav genug sind, dann wird es noch weniger. ... Weil es uns ja gut genug geht, brauchen wir das nicht öfter. Und weil wir nicht immer brav waren, wird das auch nicht öfter.“ (Mann, 80er Jahre).

Auch wird berichtet von einem Besuchsverbot für den Vater, wobei die Schwester die Kinder anlügt, er habe gar nicht kommen wollen. Die Befragte hat ihn daraufhin nie wieder gesehen:

„Jawoll, der (Vater) ist auch zu Besuch gekommen. Und das wurde aber vom St. Josefsheim dann untersagt, weil unsere Eltern waren getrennt, und jeder hat ja seinen neuen Partner gehabt, also meine Mutter einen neuen Mann, er eine neue Frau. Und er kam zu Besuch, ich hab den gesehen, und dann hab ich auch gleich meine Schwester geholt, weil wir wussten ja, wir müssen uns an die Türe stellen, dann sind wir abgeholt worden und sind ins Besucherzimmer gebracht worden. Und wir haben an der Türe gewartet, und es ist keiner gekommen. Und irgendwann bin ich dann wieder ans Fenster zurück, und dann hab ich gesehen, dass er geht, dass er heult, und das war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen hab. ... die Schwester ... hat zu uns gesagt, unser Vater wollte uns nicht sehen, der hat uns nur was vorbeigebracht, aber die Mama D. (D., zuständig für die Säuglingsgruppe) hat uns die Wahrheit gesagt.“ (Frau, 70er Jahre).

Auch andere Befragte erzählen davon, wie schrecklich es war, nicht besucht zu werden, mit wie viel Sehnsucht man am Fenster saß und sah, wie andere Kinder von Eltern am Nachmittag abgeholt wurden:

„Ja, also ich weiß noch, dass ich mich dran erinnern kann, dass wir am Fenster – also wir hatten ja so große Fenster und eine sehr, sehr tiefe Fensterbank. Und das war so auch für meinen Bruder und für mich immer so ein Platz, an dem wir sehr häufig gesessen sind; weil mein Bruder und ich, wir sind immer übrig geblieben. Also wir sind nicht wie alle anderen Kinder immer abgeholt worden und durften zu Angehörigen. Wir waren immer allein. Also diese Fensterbank war so dieser Punkt, wo man auf

die Straße geschaut hat und immer gesehen hat, dass Kinder abgeholt wurden. Und wir haben halt immer zugekuckt.“ (Frau 70er/80er Jahre).

Eine weitere Interviewte musste ihren Kontakt zum Vater ganz heimlich aufnehmen, da er vom Heim abgelehnt wurde. Statt dass sie gelobt wird für ihre erstaunliche Initiative, bekam sie Ärger dafür, dass sie sich im Alter von 12 Jahren heimlich mit ihm trifft:

„Ich hab ihn kennengelernt, als ich zwölf war, da haben wir den Kontakt aufgebaut. Wir wussten, dass er vom Heim abgelehnt wurde, wir haben das heimlich gemacht. Wir haben dann im Telefonbuch geguckt, ob er drin steht, und haben eine Telefonnummer gefunden und haben angerufen; haben dann so den Kontakt aufgebaut. Dann hatten wir ein Treffen vereinbart, das war auch von unserer Seite her heimlich, weil wir haben abgewartet, bis die Schwester in Exerzitien war, und haben uns dann sonntags abholen lassen. Und das war ein Riesentheater hinterher, das gab Mordskrach, dass wir das eigenständig in die Wege geleitet haben.“ (Frau, Mann, 70er/80er Jahre).

Es wird aber paradoxerweise auch von erzwungenen Kontakten berichtet, wobei ein Kind nicht an den Wochenenden zur Mutter will, weil es u.a. dort von den Bekannten der Mutter sexuelle Übergriffe erfährt. Dies berichtet das Kind der Gruppenschwester, bittet sie darum, dass Jugendamt dazu zu bewegen, Besuchskontakte auszusetzen, aber es scheint keine Reaktion darauf zu geben; es muss dennoch zur Mutter; das Kind wird im Regen stehen gelassen.

„Und da hat man alle 14 Tage – hab ich zu meiner Mutter gehen müssen. Ich hab immer gesagt, ich will nicht. Ich hab mich auch dann immer, wo ich gewusst hab, ich werde abgeholt – da haben sie mich erstmal eine Stunde lang suchen müssen, ... – ich hab mich versteckt. Dann haben sie mich gefunden, dann bin ich zu meiner Mutter mit, und dann dürfen Sie sich das ausmalen, was ich mir dann daheim hab anhören dürfen, weil ich mich versteckt hab. Da ging erstmal, bumm, da hab ich erstmal eine abgekriegt, weil ich mich versteckt hab, weil ich nicht wollte, ja. ... Das hab ich auch im Heim gesagt. Ja, man hat es zur Kenntnis genommen. Ach nee, man hat es aufgeschrieben. Was alles aufgeschrieben worden ist in diesem Buch, das ist Wahnsinn gewesen. (lacht) Und ich als Kind hab ja Hoffnung gehabt auf das Buch, das Buch war meine Hoffnung, dass das Jugendamt das dann liest und das, was die Schwester reingeschrieben hat, dass die dann dementsprechend auf Gesetzwegen oder was weiß ich, dann einfach sagen, das geht nicht, dass er zu der Mutter – nicht mal das Besuchsrecht. Und Besuchsrecht dann bitte mit dem Jugendamt zusammen. Nix, nix, nix. Nix.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Eine weitere Befragte erzählt von einem Wochenend-Besuch bei der Mutter, bei dem weder die seit Kleinkindzeit in der Einrichtung lebenden Geschwister noch die Mutter wissen, was man miteinander anfangen soll. Die Kinder werden nicht begleitet und fühlen sich völlig ungeschützt bei einer ihnen letztlich Fremden. Ein anderes Kind wird anscheinend trotz Warnung des Jugendamtes vor häuslicher Gewalt zwischen Mutter und ihrem Lebensgefährten nach Hause geschickt und muss miterleben, wie die Mutter vom Lebensgefährten getötet wird.

Aber es wird auch von guten Erfahrungen berichtet, die Eltern hatten einen guten Draht zur Gruppenschwester, als die Kinder aufgrund der psychischen Erkrankung und eines Krankenhausaufenthaltes der Mutter im Heim untergebracht waren und regelmäßig am Wochenende nicht nur Besuchskontakte hatten, sondern nach Hause gehen durften:

„Ich glaub, sogar jedes Wochenende zum Schluss, das weiß ich gar nicht mehr genau, durften wir aber auch immer heim. Also da ist auch nie was verwehrt worden oder sonst irgendwas. Und meine Eltern sind dann auch immer gekommen, also die haben uns auch besucht. ... Und die hatten auch einen guten Draht zur Schwester M.. Also das war so der Dreh- und Angelpunkt.“ (Frau, 80er Jahre).

Bedeutung der Eltern für die Kinder

Welche konkrete Bedeutung haben die Eltern für die Kinder, die im Josefsheim gelebt haben? Zu diesem Punkt fächert sich der ganze Spielraum der Möglichkeiten menschlicher Beziehungen und Emotionen auf, die hier nicht in aller Ausführlichkeit und Differenziertheit dargestellt werden können.

Es gab liebevolle Eltern, die von den Kindern sehr vermisst wurden und die ihre Kinder nur aus momentaner Notsituation heraus ins Heim gegeben haben, Eltern, denen ihre Kinder längst verziehen haben, die einfach nur froh waren, nach dem Heim wieder zuhause zu leben:

Es gab die Mütter, die aufgrund ihrer Lebensgeschichte nicht in der Lage waren, für die Kinder zu sorgen und bei den Kindern eine große Frage offenließen: „Warum musste ich im Heim leben“? Es gibt Zeiten, in denen man nichts mit ihnen zu tun haben will, dann doch zu verstehen versucht:

„Ich hab immer versucht, sie zu verstehen, so in meinem Rahmen, dann irgendwann später, als mein Groll, als mein Zorn weg war. Und dann hab ich versucht, mit ihr zu kommunizieren und sie halt zu verstehen, warum und wie so etwas passiert. ... Es gab Jahre, da wollt ich überhaupt nichts von ihr wissen. Da fand ich sie nur schrecklich. Und irgendwann hab ich mich dann halt auf die Suche gemacht, weil auch die Verwandtschaft nichts gesagt hat. Die haben dann noch mehr geschwiegen als sie. Und dann hab ich mir gedacht, ich geh mal auf sie zu und versuche mit ihr in Kontakt zu treten. Mal gucken, wie sich's ergibt. Sie hat mich auch zwischendurch immer mal wieder aufgeregt, aber das ist normal. Also für mich war sie nie eine Mutter, aber ich habe versucht, sie zu respektieren, sagen wir mal so.“ (Frau, 60er Jahre).

Aber es bleibt auch eine große Wut und Enttäuschung und Schmerz über diese Eltern, vor allem die Mütter:

„Weil unsere Mutter ein Miststück war, also entschuldigen Sie die Ausdrucksweise. ... Aber na ja, acht Kinder auf die Welt gesetzt und keins behalten. Und das ist für mich also – also ... ich konnte es nie verstehen. Und auf die Frage warum, hat sie uns auch keine Antwort gegeben. Aber was ich halt mitgekriegt hab, war das ihr Lebenswandel. Also sie war immer – also sie hat immer in Bahnhofskneipen gearbeitet“ – (Frau, 70er Jahre).

Aber nach außen werden sie manchmal verteidigt, gerade auch gegen sehr abwertende Urteile aus dem Umfeld der Verwandtschaft:

„Ich wollt meine Mutter nicht bloßstellen. Ich wusste, meine – meine Tante hat ja immer gesagt, meine Mutter ist ein Assi, ein Freak, versoffenes, ... Und ich wollt meine Mutter nicht bloßstellen. Es war nichts anderes. Weil a) wollt ich meiner Tante nicht rechtgeben, dann wusste ich doch selber, dass die Frau (ihre Mutter) im Heim war, und dann war das doch ein Elendsbündel. Was hätte ich denn da draufhauen müssen. Hätt nichts gebracht.“ (Frau, 70er Jahre).

Aber wenn Kinder jahrelang – von sehr frühem Alter an – im Heim untergebracht sind, Besuchskontakte spärlich bis kaum stattfinden, bleibt auch manchmal eine Fremdheit, die kaum zu überwinden ist; man hat gefremdelt, denn Unterstützung zur Förderung der Beziehung von Kind und Eltern gab es überhaupt nicht – im Gegenteil, wie schon weiter oben ausgeführt:

„Sie sehen das da, sie hat Besuchszeit bei mir bekommen im Heim, aber ich hab gefremdelt, auch da schon.“ (Frau, 60er Jahre).

„Also ich wusste, es ist meine Mutter, aber ... Ich weiß nicht, ich kenn das Gefühl nicht für eine Mutter. Ich kann das nicht beschreiben. Für mich ist das heute noch eine fremde Frau, zu der ich keine Emotionen aufbauen kann. Für mich ist da einfach eine fremde Verwandte, die mich besucht hat, obwohl ich immer gewusst hab, es ist meine Mutter. Man hat uns ja im Heim erklärt, es ist eine arme kranke Frau, die uns nicht nehmen kann. Nur aus dem Grund sind wir im Heim.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Bei den spärlichen Besuchskontakten kann man die Mutter nicht wirklich kennenlernen und auch nicht entscheiden, ob die Abwertung der Mutter durch die Schwestern der Realität entspricht; eine Bindung im Sinne der Bindungstheorie¹⁰ konnte man sowieso nicht entwickeln:

„Ja, man weiß es ja gar nicht, weil in dem Moment ist ja meine Mutter auch eine fremde Frau gewesen, die wo halt auch bloß kommt und dann wieder geht. Ich hab's ja gar nicht einschätzen können, ob die jetzt stur oder freundlich oder wie überhaupt ihr Charakter ist. Das kann man da gar nicht sagen. (Frau, 60er Jahre).

Auch wenn eine alleinstehende Mutter sofort, nachdem die gesetzliche Vormundschaft 1970 aufgehoben wurde, sie selbst also qua Gesetz Vormund geworden ist, ihr inzwischen 12jähriges Kind aus dem Heim zu sich holt, nach 10 Jahren, die es dort gelebt, bleibt die Fremdheit und es bleibt ein Schuldgefühl, *„weil dass man so zu seiner Mutter ist“*:

„Und dann hat mich meine Mama gleich mitgenommen. Dann haben sie (die Schwestern) sich erst mal aufgeregt, ich hab gar nicht gewusst, um was es überhaupt geht. ‚Kannst gleich mitgehen, die holt dich, und dann bist fort.‘ So halt. ... Ich glaub, dass meine Mutter viel mit denen auch gestritten hat. Aber ich muss halt auch sagen, es war für mich trotz allem, wo ich dann aus dem Heim draußen war, eine fremde Person. Und es war ja trotzdem eine fremde Frau. Es hat einfach das – so eine Mutter-Kind – nicht so aufgebaut. Weil da war ich wahrscheinlich zu alt, weil da bin ich schon in die Pubertät gekommen, und dann war das sowieso – dann ist die Zeit zu kurz gewesen. (Frau, 60er Jahre). Man fühlt sich unverstanden von den Müttern, die letztlich auch keine Erziehungserfahrung haben, nicht wirklich wissen, wie sie ihr Elternsein leben können:

„Und ich weiß nur, dass – ja, sie hat auch – sie hat versucht, an mir rumzuerziehen, das weiß ich noch. Das fand ich – deswegen also auch schon unangenehm, von ihr abgeholt zu werden, weil ich genau wusste, was jetzt wiederkommt. Also das darfst du nicht und jenes darfst du nicht.“ (Frau, 60er Jahre).
„Und ich war meine Mutter nicht gewöhnt auf Dauer. Und ich hab mich halt sehr unverstanden manchmal gefühlt. Ich hab halt oft das Gefühl gehabt, dass sie das nur macht (Kind nach 12 Jahren Heimaufenthalt zu sich holen), um halt den äußeren Schein zu wahren.“ (Frau, 70er Jahre).

Im folgenden Zitat wird der Zwiespalt, die Ambivalenz gegenüber den Herkunftseltern und der Herkunftsfamilie sehr klarsichtig formuliert, der dann doch bleibt – vor allem nach sehr langem Aufenthalt im Heim:

„Nach dem Tod vom Vater hab ich einen Anruf bekommen, dass er gestorben ist, und dann hab ich mir gedacht, ja, ich war auch immer, was das betrifft, immer im Zwiespalt. Auf der einen Seite hab ich mir gedacht, war immer Wut und Zorn, die haben nichts verdient, die sollen mich in Ruhe lassen, die brauchen von mir nichts zu wissen. Und auf der anderen Seite war immer so der Gedanke, ja, aber es ist deine Familie, das ist deine Mutter, das ist dein Vater, da kannst du doch nicht – die haben doch

¹⁰ Die Bindungstheorie fasst Erkenntnisse aus Entwicklungspsychologie und Bindungsforschung zusammen, die unter anderem belegen, dass Menschen ein angeborenes Bedürfnis haben, enge und von intensiven Gefühlen geprägte Beziehungen zu Mitmenschen aufzubauen. Diese Konzeption wurde von dem britischen Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby, dem schottischen Psychoanalytiker James Robertson und der US-amerikanisch-kanadischen Psychologin Mary Ainsworth entwickelt. Bereits in den 60iger und 70iger Jahren waren die Grundlagen der Bindungstheorie bekannt; die moderne Bindungstheorie hat inzwischen eine hohe Akzeptanz erfahren (für eine Forschungsübersicht vgl. Grossmann u.a. 1989). Das Konzept „Bindung“ bezeichnet den Vertrauensaspekt der Beziehung eines Kindes zu den Eltern bzw. zu anderen Personen, die es über längere Zeit beständig umsorgen. „Die vom Kind erlebte Seite seiner Bindungsbeziehungen wird als »emotionale Sicherheit« bezeichnet und lässt sich verstehen als Ausmaß des erfahrungs- und situationsabhängigen Vertrauens eines Kindes in die Sicherheit seiner nahen Umgebung, insbesondere die Zugänglichkeit der Bindungspersonen, sowie deren Fähigkeit, ihm bzw. ihr bei emotionaler Belastung Unterstützung und Schutz zu gewähren.“ (Kindler u.a. 2011, S.137).

auch irgendwie – und auch da hab ich mich dann wieder hinreißen lassen und hab gesagt, gut, dann gehst du übers Wochenende dahin.“ (Mann, 80er Jahre).

Es bleibt bei manchen dennoch die geheime Hoffnung, irgendwann wieder in der Familie, mit den Eltern leben zu können¹¹:

Auch als Jugendlicher teilweise, da hab ich immer dran gedacht eigentlich: Ja, irgendwann wird es ja ..., werden wir ja zurückkommen. Mein Vater ... gut, weil irgendwann dann die Mutter gestorben war ... Hat man schon eigentlich gewusst, jetzt wird's schwierig. Also ... Aber dann hat man trotzdem gehofft, ah ja, man könnte ja trotzdem irgendwie zum Vater dann noch. Ich hab immer gehofft, dass wir irgendwann zurückkommen, ja. Da wurde aber auch gesagt, dass ich mal wieder ...: Ja, irgendwann wirst du zurückkommen. (Mann, 80er Jahre)

3.3. Geschwister

Für die Jugendhilfe war das St. Josefsheim ein wichtiger Kooperationspartner, da im Heim auch Geschwister aufgenommen wurden. Wie aber konnten diese Beziehungen im St. Josefsheim gelebt werden?

3.3.1. Geschwisterbeziehungen als Unterstützung

Geschwisterbeziehungen gehören zu den wichtigsten Beziehungen im Leben von Menschen; für die meisten Menschen sind Geschwisterbeziehungen die am längsten dauernden Beziehungen im Leben. Biologische Geschwister kann man nicht wählen, die Beziehung nicht aufkündigen, sie existiert auch dann, wenn sich Geschwister getrennt haben oder getrennt worden sind. „Geschwister, die gemeinsam aufwachsen, verbringen schon früh sehr viel mehr Zeit miteinander als mit den Eltern“ (Leitner/Loch/Sting, 2011, S. 10).

Geschwister bieten nicht zu unterschätzende Bindungsbeziehungen für Kinder, die jedoch vielfältigen Einflüssen unterliegen. „Geschwisterbeziehungen stellen im Kontext des sozialen Netzwerks einer Person ein ‚intimes Beziehungssystem‘ mit einer je spezifischen Binnenstruktur und einem je eigenen Grad der Abgrenzung gegenüber der Außenwelt dar (Walper u.a. 2009, S. 14), das sich durch ein hohes Maß an Komplexität und Variabilität auszeichnet“ (Leitner/Loch/Sting 2011, S. 11).

Geschwisterbeziehungen haben eine große Bedeutung über das ganze Leben hinweg. Im Allgemeinen ist ein eher U-förmiger Verlauf zu beobachten: Von Nähe in der Kindheit zu wachsender Distanz im Jugend- und Erwachsenenalter bis hin zu wieder größerer Verbundenheit im Alter. Insofern können Geschwister durchaus eine Ressource darstellen, wenn sie erwachsen sind, und der Schaden, der durch eine Trennung von Geschwistern entsteht, kann den Verlust einer lebenslangen und nahen unterstützenden Beziehung bedeuten (vgl. dazu Mullender 1999; Petri/Radix/Wolf 2013). Beziehungen zu den leiblichen Geschwistern nach der Fremdunterbringung können zudem dazu beitragen, dass Kinder, die im Heim leben,

- einen Sinn für die eigene Geschichte aufrechterhalten
- sich selbst und ihre Erfahrungen besser verstehen. Geschwister können zur Linderung von Angst, Verlust und Verwirrung beitragen, die mit der Trennung von der Familie verbunden sind.

¹¹ Auch heute noch äußern die meisten Kinder, die entweder in Heimen oder in Pflegefamilien leben, dass sie eigentlich bei den Eltern aufwachsen möchten, „keine anderen Eltern, aber Eltern anders“ – auch wenn Heimerziehung und Pflegekinderhilfe sich heute wesentlich stärker um eine Orientierung am Kindeswohl und um Aufrechterhaltung der Beziehungen zu Eltern bemühen.

- Sie können einander helfen, sich an schwierige Situationen anzupassen, sie kennen einander, möglicherweise ist die Gegenwart eines Geschwisterkindes gerade zu Beginn des Lebens im Heim der einzige vorhersagbare Faktor im Leben des untergebrachten Kindes.

So drückt es ein Befragter aus:

„Die schlechten Erinnerungen, oder wenn ich an die Zeit denk, ist das, glaub ich, eher die Trennung von der Mutter gewesen und dass man halt ins Heim gekommen ist. Aber ich denk mal, so unterbewusst hat mich meine Schwester da schon aufgefangen, dass ich da halt doch nicht alleine bin. Ja“.
(Mann, 80er Jahre)

Befragte, die gemeinsam mit einem Bruder/einer Schwester in der gleichen Gruppe im Heim leben konnten, schildern die Unterstützung, die dies bedeutet hat: man war vertraut miteinander, fühlte sich zugehörig zu jemandem, konnte sich aufeinander verlassen; es war ein Stück „Heimat“, Familie neben der nicht gewählten Gruppe, in der man leben musste:

„... aber dadurch, dass wir ja zusammen waren, war ja der Zusammenhalt auch immer da. ... Ich glaube, es wär schlimmer gewesen, wenn wir getrennt gewesen wären. Ich glaub, allein schon, wenn wir in zwei Gruppen gewesen wären, das wär, glaub ich, auch schon schlimm gewesen, könnt ich mir vorstellen; wenn er in einer anderen Gruppe gewesen wär wie ich. Aber war ja nicht, wir waren ja immer zusammen.“ (Frau, 80er Jahre).

Auch ein zweiter Befragter erzählt davon, dass er sich auf den Bruder verlassen konnte:

I: *„Hat es Ihnen geholfen, dass Sie mit Ihrem Bruder zusammen ...“*

A: *Ja, mit Sicherheit. ... Ja, und wir haben gewusst, wenn was ist, da kann man sich immer verlassen. Das hat man schon gewusst, auch wenn man sich halt immer geärgert hat und ... Aber wenn's drum ging, dann konnte man sich schon aufeinander verlassen.“* (Mann, 80er Jahre).

Der Bruder formuliert unabhängig davon ähnlich:

„Also meine Brüder waren mein ein und alles, ehrlich, weil die waren rund um die Uhr um mich. Und deshalb war's auch so traurig, dass mein großer Bruder zu meiner Mutter durfte, als das Heim geschlossen worden ist, und wir halt nicht. Und, ja, wir sind halt ... Wie gesagt, mein kleiner Bruder und ich durften dann halt in die Außenwohngruppe.“ (Mann, 80er Jahre).

Man hilft einander, indem z.B. die Schwester heimlich das isst, was das Geschwister nicht schafft, so den Essenszwang unterläuft und die Schwester davor beschützt, bis spät abends vor dem nicht geleerten Teller sitzen zu müssen:

„Das mit dem Essenszwang in Hoheneck war auch ganz extrem schlimm. Und Rosenkohl, ich hab mich so übergeben auf den Rosenkohl, dass ich bis abends sitzenbleiben musste, bis mein Rosenkohl weg war. Und ... und da hat mir oft meine Schwester geholfen beim Essen. Wenn ich irgendwas nicht runtergekriegt hab, wo wir das dann wirklich immer ganz schnell und heimlich gemacht haben, dass sie mir das vom Teller genommen hat ...“ (Frau, 70er Jahre).

Kleinere Geschwisterkinder konnten sich von den größeren beschützt fühlen:

„Oder sie hat mich auch viel beschützt. Also ich hab immer so das Gefühl in Erinnerung, wo sie mich dann irgendwo in Schutz genommen hat. Und das war dann schon ein bisschen ein Segen.“ (Mann, 70er Jahre).

Oder umgekehrt: Als ältere Schwester fühlt man sich verantwortlich für den kleinen Bruder, der sich andererseits damit bedankt, dass er seine Schwester z.B. mit Grimassen aufzuheitern versucht:

„Ich hatte immer das Bedürfnis, ihn zu beschützen. Also dieses: Ich hab einen kleinen Bruder und ich schau nach ihm, war bis vor fünf Jahren zu seinem Tod immer in mir drin“. (Frau, 70er/80er Jahre).

3.3.2. Regeln im Heim als Grenzen möglicher Unterstützung

Aber die Beziehung zum Geschwister darf die vorgeschriebene Ordnung nicht stören, die Regeln nicht verletzen, selbst dann nicht, wenn es um Trauer geht:

„Und ich weiß noch, dass 1974 an Weihnachten meine Oma gestorben ist, also die Mutter von meiner Mutter. Und das hat man uns dann mitgeteilt. Und ich weiß, dass mein Bruder geweint hat. Und ich wollte ihn trösten, und das durft ich nicht. Der hat sich also abends in dieses Bett, in dieses Kissen reingeweint, und ich war die ganze Nacht wach und konnte nicht schlafen, weil ich ihn nicht trösten durfte. Weil, es war ja dieser große Raum mit diesen vielen Betten, und dass jemand anders sein Bett verlässt, das kam ja schon mal gar nicht infrage, und schon gar nicht ein Mädchen zu einem Jungen, obwohl wir Geschwister waren. Also ich durfte ihn nicht trösten.““ (Frau, 70er/80er Jahre).

3.3.3. Trennung von Geschwistern in unterschiedliche Gruppen

Geschwisterbeziehungen wurden nicht wirklich gefördert im St. Josefsheim:

Zum G., der eben sehr viel (jünger war) ... hab ich versucht, ihn dann schon auch zu schützen, Schuhe zu binden oder dies oder das, Handreichungen zu machen oder zu verteidigen: ... Aber das wurde nicht als so was anerkannt und gesehen. ... Wurde ignoriert.“ (Frau, 60er Jahre).

Trennung der Geschwister und deren Leben in unterschiedlichen Gruppen war durchaus an der Tagesordnung:

„Ich wollte zu meinem Bruder in die andere Gruppe, da haben mich die nicht reingelassen. Ich hing immer sehr an meinem Bruder.“ (Frau, 60er Jahre).

Anscheinend hatte die Familienanalogie des Konzepts ihre Grenzen, wenn gemeinsames Leben von Geschwistern in einer Gruppe aus verschiedenen Gründen nicht genehm war, sondern bezog sich im Großen und Ganzen darauf, dass die Gruppen sich aus älteren und jüngeren Kindern zusammensetzten. Dies war auch eine Arbeitserleichterung für die Gruppenschwestern und ihre Helferinnen, denn die älteren Kinder wurden stark herangezogen dazu, den Jüngeren z.B. beim Anziehen und Betten machen zu helfen.

Geschwister im Säuglings- und Kleinkindalter wurden bspw. in der Säuglings- und Kleinstkindgruppe untergebracht (vgl. dazu Kap. 5.1, Abschnitt zur Säuglingsgruppe) und man sah den kleinen Bruder erst wieder bei Besuchen der Eltern oder wenn er dann in einer der regulären Gruppen lebte:

„Meinen Bruder hab ich ja ..., okay, den hab ich gar nicht mehr gesehen eigentlich. Der war ja bei der Mama D. (D., Betreuerin der Säuglingsgruppe) da drüben. Es wurde mir auch natürlich nicht gesagt, warum und weshalb, wo mein Bruder ist. Nur mein großer Bruder war ja da.“ (Mann, 80er Jahre).

„Und das war die Säuglingsschwester (D.), die meinen Bruder genommen hat; weil wir wurden gleich getrennt, weil mein Bruder war noch zu klein.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

3.3.4. Nicht voneinander wissen

So berichtet eine Ehemalige, dass sie lange gar nicht wusste, dass ihre ältere Schwester auch im Heim lebte, sie „ahnte“ es nur:

„Weil die A., die muss hier mit mir aufgewachsen sein. Das hab ich schon immer gehnt, ... die muss hier aufgewachsen sein mit mir¹² ... Ich hatte keinen bewussten Kontakt. Also ich weiß das nur ganz vage, dass der Name immer mal wieder hier gefallen ist. Aber als Kind hab ich das wahrscheinlich gar nicht richtig zuordnen können, Halb- oder leibliche Schwester, man weiß das bis heute noch nicht.“ (Frau, 60er Jahre).¹³

Auch im folgenden Interviewzitat wird berichtet, dass man von einem Geschwister nichts wusste und dass das Heim es auch nicht für wichtig hielt, die Geschwister einander vorzustellen.

„I: Und Ihre Schwester? A: War auch von klein auf (im St. Josefsheim), aber erst mit drei Jahren ist sie hingekommen, ich hab die gar nicht gekannt über Jahre! Meine Schwester, die hab ich erst, glaub ich, mit zehn kennengelernt. ... Ja, die haben nie mir erzählt, dass es meine Schwester ist. ... Ich war in der Babygruppe, und sie war schon in der anderen Gruppe, wo größere Kinder waren. Deswegen haben wir uns auch nicht wirklich kennengelernt. ... Aber später ja, wie wir in der Pubertät waren, haben wir uns verstanden, wie ich auch rausgeflogen bin (aus dem Heim). Da, zu Hause ging's dann wieder.“ (Frau, 60er Jahre).

Es gab Fälle, in denen man es für nicht notwendig hielt, die Kinder z.B. zu informieren, wenn das Geschwisterkind z.B. adoptiert wurde oder in eine Pflegefamilie kam, was vom Befragten als schmerzhaftes Auseinanderreißen empfunden wird:

„Meine Schwester M.. war ja in dem gleichen Heim, in dem ich ja auch war, also in Hoheneck, ist eineinhalb Jahre älter als ich, allerdings nicht in der gleichen Gruppe. Das ist auch, wo sie adoptiert wurde, das weiß ich auch noch, den Tag, wie der verlaufen ist. Wie sie abgeholt worden ist ... Der Mann, der sie eben adoptiert hat, der kam ja durch den Park mit dem ... VW Käfer, kam er da durchs Tor. Und dann durfte ich dem auf dem Schoß sitzen und das Auto lenken. ... Ja, und hab davon nichts gewusst, dass er meine Schwester mitnimmt. ... Warum konnte man uns nicht zusammenlassen? Selbst in dem Heim, als wir nicht adoptiert waren, wurden wir getrennt.“ (Mann, 70er Jahre).

Auch bei einer größeren Geschwistergruppe, die im St. Josefsheim lebte, wussten die Einzelnen nicht unbedingt voneinander; so einer der Befragten, der als Säugling ins Kinderheim kam, anfangs in die Säuglings- und Kleinkindgruppe aufgenommen wurde und später mit der Schwester in einer Gruppe war:

„Man hat uns quasi zusammengehalten (als Geschwister in das gleiche Heim gebracht), obwohl ich damals im Kinderheim gar nicht wusste, dass ich Geschwister hatte. ... Man hat uns mal danebenge stellt und hat gesagt, so, das ist deine Schwester. Aber als Kind hatten wir viele Schwestern, Bekannte, kleine Kinder, ... , die (Schwester) kenn ich vom Sehen, na gut, und wir gehören irgendwie zusammen. Das hat man nicht verstanden. Wissen Sie, wenn Sie keinen Bund haben, keine Verbindung zu einer Familie, dann ist Ihnen das auch utopisch, sowas dann. Und dann plötzlich sagt man, man hat da eine Schwester. Ja, toll. Man kann nichts damit anfangen.“ (Mann, 60er Jahre).

Seine Schwester nennt das „Raub“, sie seien ihrer Geschwisterbeziehungen beraubt worden: *„Aber das Thema Geschwister, das beschäftigte mich immer wieder, weil es so ungerecht war, wie wir da so behandelt wurden als Geschwister, es nicht zu wissen, ..., und was es für Auswirkungen hat, Geschwister zu sein und nicht nur diese fremde Frau als Mutter zu haben, sondern dass wir doch da*

¹² Das Belegbuch bestätigt diese Annahme.

¹³ Sie hat als Erwachsene versucht, diese Schwester zu finden und tatsächlich Kontakt mit ihr aufgenommen; es ist ihr sehr wichtig, über den Geschwisterkontakt ein Gefühl für familiäre Zugehörigkeit zu entwickeln.

sensibilisiert werden sollten und müssten, dass wir eine Geschichte haben, eine gemeinsame. Der sind wir beraubt worden letztlich, ja“. (Frau, 60er Jahre).

Man kann so kein inneres Bild von Familienbeziehungen und Zugehörigkeit entwickeln:

„Also ich muss nachdenken, ich war Grundschule, schätze ich mal, und Kindergartenkind, da ist sie in einem weißen Kleid mit einer Tante abgeholt worden. Da hab ich zum ersten Mal gehört: Das ist deine Schwester, die darf jetzt das Kinderheim verlassen. Da ist die Tante da, und die nimmt sie mit. Vorher wusste ich nicht, dass das meine Schwester ist. Wir wussten nur, wir sind alle zusammengewürfelt und leben zusammen. Genau. Also das war so die erste Erinnerung. Und meine jüngeren Geschwister, da hab ich auch erst im Zusammenhang mit Besuchen von der Mutter erfahren: Wir waren zusammen alle bei der fremden Frau im Bauch quasi, ne? deshalb sind wir Geschwister. Zu der Frau müssen wir Mutter sagen. Und die kam sehr selten.“ (Frau, 60er Jahre).

3.3.5. Trennung von Geschwistern als Strafe

Auch als Strafe werden Geschwister getrennt, die sich anfangs in den ersten Tagen im Heim gegenseitig darin stützen, die fremde Situation zu verstehen und zu verarbeiten. Teils, um die „Integration“ im Heim zu fördern – wobei Forschung z.B. zu Pflegekindern gezeigt hat, dass eine Integration in eine neue Familie – oder hier in eine Gruppe - eher besser gelingt, wenn Geschwister sich zusammen der neuen Situation stellen (vgl. dazu Helming 2014; Kindler 2011):

„Es war eben auch so, dass dieser Zweierverbund zwischen meinem Bruder und mir auseinanderzogen wurde, weil wir natürlich dann die ersten paar Tage ... natürlich mehr untereinander gesprochen oder zusammen waren; die uns da natürlich versuchten, in alle Gruppen zu integrieren. Und da hat man uns da auseinandergesogen, sodass man sich maximal halt noch beim Frühstück oder im Mittagssaal getroffen hat, je nachdem, beim Frühstück in der Regel, ja, oder gegebenenfalls bei Freizeitveranstaltungen draußen. ... Also es gab schon eine Sitzordnung dann. Also man wollte dann auch nicht, dass mein Bruder bei mir sitzt, und solche Geschichten. ... Und dafür war ich dann nicht brav genug.“ (Mann, 80er Jahre).

Der Bruder ergänzt:

„Wir mein Bruder und ich wurden getrennt, aber mit voller Absicht. ... Ja, weil uns, beziehungsweise mir, gesagt wurde, ich bin nicht brav genug, beziehungsweise zu laut, und mache ständig Ärger. Und man trennt ja dann als Erstes immer Familie, weil sonst noch mehr Ärger da ist. Meinen Bruder ... den sah ich dann nur beim Frühstück oder beim Essen und teilweise bei Freizeit draußen im Park. (Mann, 80er Jahre).

Selbst nachdem eine Ehemalige das Heim verlassen hat, wird ihr verboten, zu ihrem Bruder Kontakt zu halten, ihm zum Geburtstag zu gratulieren, da sie sozusagen im Zorn gegangen ist bzw. wurde:

„Wo ich rausgekommen bin! Im gleichen Jahr hab ich meinem Bruder zum Geburtstag gratulieren wollen, durfte ich nicht mit ihm sprechen. Da hab ich angerufen, hab gesagt, ja, ich hätte gern mit dem B. gesprochen. Wer dran ist, ja, seine Schwester. Moment, und dann kam Schwester G. rein und hat gemeint gehabt, du bist der Teufel in Person, du kriegst deinen Bruder nicht.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Jede Form von Bindungsbeziehungen der Kinder wird im St. Josefsheim tendenziell missachtet und gering geschätzt, sei es zu Mitarbeiterinnen, zu Eltern, zu Geschwistern oder auch in tieferen Freundschaften, wie von mehreren Ehemaligen in Interviews erzählt wird: „Aber so tiefe Freundschaften und sich so unterhalten oder zusammen zu spielen lange Zeit, wurde nicht gern gesehen, hab ich bis heute das Gefühl. (Mann, 80er Jahre).

3.3.6. Kämpfen um die Aufrechterhaltung von Beziehungen

Kinder verstehen die Bedeutung von Bindungsbeziehungen sehr gut – besser als vielleicht die Kinder- und Jugendhilfe sie verstanden hat. Sie kämpfen darum, zusammenbleiben zu dürfen, z.B. nach dem Aufenthalt im St. Josefsheim:

„ ... und dann wollten die zuerst meine Schwester alleine nach M. (neues Heim) bringen, aber dann hat mein Vater interveniert und auch meine Schwester, und so konnten wir dann doch zusammen dorthin. Und das war aber grauenhaft, die Vorstellung, wenn die uns getrennt hätten und ich da (im Josefsheim) geblieben wäre und meine Schwester woanders – schon allein der Gedanke, dass man auf solche Gedanken kommt, Geschwisterkinder zu trennen. Aber es scheint nicht unüblich gewesen zu sein. (Mann, 60er Jahre).

Seine Schwester ergänzt:

„Die wollten mich dann verlegen, aber ohne meinen Bruder. Und dann hab ich gesagt: Papa, der wird geschlagen, und ich will mit A. in das andere neue Heim zusammen. Und da hat er sich, glaub ich, der Papa, durchgesetzt, und dann kamen wir zusammen in ein anderes Heim.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine Befragte erzählt, dass der Vater sich nach vielen Jahren gemeldet hat und ihren Bruder zu sich nehmen wollte. Das Jugendamt – eine der wenigen Situationen von denen berichtet wird, dass ein Kind gefragt wird, was es möchte – kommt und fragt die ältere Schwester, ob sie damit einverstanden ist, was sie davon hält.

„Und dann war ich ganz ruhig. Innerlich hab ich nur gedacht: Und ich? Wieso will mein Vater nur seinen Sohn, aber nicht mich? Muss ich jetzt hier bleiben und mein Bruder geht weg? Dann muss ich mich ja von meinem Bruder trennen. Wo kommt der hin? Zu einem Menschen, den er ja gar nicht kennt. ... Und dann hab ich gesagt: Mein Bruder bleibt bei mir ... Und dann hab ich nur gesagt: Der kennt uns nicht. Und ich geb meinen Bruder nicht her. Und ich hab (ihm davon erzählt und) gesagt, nix, du bleibst bei mir. ... “ Das fand er gut. Weil das in dem Moment für ihn die Geborgenheit war, die er gebraucht hat. Wenn ich jetzt gesagt hätte: Und du gehst!, dann wär das für ihn wahrscheinlich ein Untergang gewesen“. (Frau, 70er/80er Jahre).

Der ständige Wechsel von anderen Kindern, aber auch Mitarbeiterinnen löst letztlich große Verlustangst aus:

„Es ist für ein kleines Kind eine große Belastung zu wissen, es könnte ja ein Kind wegkommen. Ich mein, wir haben ja immer wieder mal mitgekriegt, dass Kinder nicht nur gekommen sind, sondern auch gegangen sind. Und wir haben ja als Kinder nicht gewusst, warum die jetzt gehen. ... Nein, dann waren wieder welche da, und dann hat man mit denen zusammen gelebt, und dann war wieder eins weg. Und warum, wussten wir ja nicht. Also es gab ja zu damaliger Zeit viele Adoptionen, aber viele haben ja dann auch die Kinder wieder rausgeholt, weil dann die Eltern wieder irgendwo ihr Recht eingefordert haben. Und diese Kinder kamen nie wieder zurück. Man hat dann irgendwann Jahre später mitbekommen, dass die dann in anderen Heimen aufgewachsen sind. Also die kamen nie wieder in dasselbe Heim zurück. Ich sag das mit einem Oberbegriff: Jeder von uns hat Verlustangst, einen Menschen zu verlieren, der einem wichtig war oder der ein Teil von einem selber war.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Dennoch gibt es in den Erzählungen Hinweise darauf, dass Kinder, die im Heim zumindest zu einem Geschwisterkind eine tiefere Bindungsbeziehung entwickeln konnten, im Erwachsenenleben weniger Schwierigkeiten hatten mit Partnerschaften oder im Verhältnis zu eigenen Kindern z.B., also damit, im späteren Leben tragfähige Bindungen einzugehen.

3.3.7. Bedeutung von Geschwisterbeziehungen im erwachsenen Leben

Auch wenn man älter wird, können Geschwister eine Ressource darstellen; besonders, wenn man sonst niemanden hat. So erzählt ein Ehemaliger, dass er verzweifelt in einer psychiatrischen Klinik lag, vollgepumpt mit Medikamenten und nicht wusste, wie weiter, wohin.

„Ich hatte ja niemanden. An wen sollte ich mich wenden? Ich bin allein auf der Welt, ich hatte schon jahrelang keinen Kontakt mehr zu meiner leiblichen Schwester (die eine Zeitlang mit ihm im St. Josefsheim war und dann in eine Pflegefamilie kam). ... und dann auf einmal schellt das Telefon. War meine Schwester dran. Hab ich gesagt, wie kommst du hierher. Ja, ich bin angerufen worden, vom sozialen Dienst. Der soziale Dienst, die haben (recherchiert) aha, der war mal da im Kinderheim usw., da gibt's doch eine leibliche Schwester, und ist der ganzen Sache nachgegangen und hat dann eben meine Schwester ausfindig gemacht. Die B. ist dann gleich auf die Barrikaden gegangen gut Deutsch, ist ins Krankenhaus marschiert, hier, das ist mein Bruder, den nehme ich jetzt mit.“ (Mann, 70er Jahre).

Dieser Befragte konnte nach dem Krankenhaus eine Zeitlang bei ihr unterkommen, bis er wieder auf die Füße kam. In unseren Interviews gibt es auch erwachsene Ehemalige, die nach „verloren gegangenen“ Geschwistern suchen, die z.B. adoptiert wurden. Und wir haben Fälle, wo es erst nach vielen Jahren gelang, wieder einen Kontakt herzustellen, der im Josefsheim abgerissen war.

3.3.8. Schmerz um Geschwister, die im Leben gescheitert sind

In den Erzählungen der Befragten tauchen immer wieder auch die Namen von Geschwistern auf, die im Leben gescheitert sind, die früh gestorben sind, aufgrund von Suizid, Drogenabhängigkeit, Alkoholabhängigkeit, Krankheit. Die Vulnerabilität, die gravierende Verletzlichkeit, die sich in darin zeigt, macht sehr betroffen. Diese ehemaligen Heimkinder aus dem St. Josefsheim konnten die harten Erfahrungen aufgrund von Vernachlässigung, emotionaler und körperlicher Gewalt nicht bewältigen.

„Und heut lebt die I. gar nimmer, also die Schwester von der B., Drogen, Alkohol.“ (Frau, 70er Jahre).

Für die überlebenden Geschwister ist der Verlust mit großem Schmerz und tiefer Trauer verbunden.

„Der (ältere Bruder) durfte nach der Schließung (des Josefsheims) zu meiner Mutter. I: Und der ist mit siebzehn verstorben. A: Ja. Überdosis. (Mann, 80er Jahre).“

In Memoriam: Mein kleiner Bruder

Im Folgenden haben wir ein Beispiel aufgenommen, indem die Schwester die Geschichte ihres verstorbenen Bruders erzählt, mit dem sie jahrelang im Josefsheim gelebt hat. Während sie ihrem Leben nach dem Heim eine positive Wendung geben kann, gelingt dies dem Bruder nicht. Die Geschichte dieser beiden Geschwister zeigt zudem die Schuldgefühle auf, die die überlebenden Geschwister bis heute vielfach begleiten.

Ich hatte immer das Bedürfnis, ihn zu beschützen. Bis zu seinem Tod im Jahr 2014 war das ein starkes Gefühl in mir. Nach seinem Tod habe ich mich lange Zeit noch gefragt, ob ich nicht genug auf ihn aufgepasst habe und den Punkt versäumt habe, ihm doch noch Hoffnung auf sein Leben zu geben.

Er war ein sehr dürrer, großer und schlaksiger Junge und durch sein Aussehen anfällig für Mobbing. Er war sehr sensibel und somit verletzlich. Das perfekte Opfer.

Im Grunde haben wir von Anfang an diese Rolle gehabt, diese Opferrolle. Für uns Heimkinder war es immer interessant zu sehen, dass andere uns gegenüber immer gemerkt haben, dass wir aus der Parkstraße sind, dass wir aus dem Kloster kommen. Ich habe mal zu anderen Kindern gesagt, wir tragen bestimmt so ein Kainsmal, sonst würden andere nicht schon von weitem erkennen, dass wir Heimkinder sind. Warum andere es gleich gewusst haben oder was es ausgelöst hat, keine Ahnung. Aber andere haben immer gewusst, ja, das ist ein Kind aus dem Kloster und das andere nicht.

Ich habe das Kinderheim 1987 verlassen. Mein Bruder war noch ein Jahr länger im St. Josefsheim dort. Damals kam das „Betreute Wohnen“ vom Jugendamt auf und mein Bruder hat diesen Weg in die Selbständigkeit gewählt. Er durfte sich eine kleine Wohnung mieten; die wurde dann auch mitfinanziert. Im Gegenzug kam einmal in der Woche ein Sozialarbeiter bei ihm vorbei und hat kontrolliert, ob er mit seinem Leben in der Freiheit zurechtkommt und überleben kann.

Er hat die Realschule beendet, aber ohne Abschluss. Sein Schulabschluss ist mit dem der Hauptschule gleichgestellt. Er hat an den Prüfungen teilgenommen, aber nicht an den mündlichen Prüfungen. Und so war es auch wieder mit der Ausbildung. Er bekam eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann in demselben Ausbildungsbetrieb wie ich. Das viele Stehen ist ihm aber nicht bekommen und es wurde ihm innerbetrieblich die Umschulung als Bürokaufmann angeboten. Zu den Prüfungen ist er wieder nicht erschienen. Also wieder keinen Abschluss. Er wollte eigentlich Krankenpfleger werden. In früher Kindheit sogar Feuerwehrmann. Aber durch seine (kaputten) Knie hat er kein Gesundheitszeugnis gekriegt. Altenpfleger käme nicht in Frage hat man gesagt: Ja, wie soll er alte Leute pflegen, wenn er ja aufgrund seiner Knie die Menschen gar nicht bewegen kann.

Und er hat dann, 89, als die Wende kam, gemeint, er müsste das große Geld verdienen. Durch den Lehrbetrieb, in dem wir waren, hat er ja mitbekommen, wie das ist, wenn man Ware ordert und verkauft. Da hat er gemeint, er müsste in den neuen Bundesländern das gleiche machen. Aber er hatte ja kein Startkapital und gar nichts. Also er hat

sich komplett hoch verschuldet, hat sich auch nicht versichert und keine Rücklagen gebildet. Also er konnte die Löcher finanziell gar nicht mehr stopfen, die er noch größer aufgerissen hat, und hat den Fehler begangen und hat einen Geldboten überfallen. Das war mein Hochzeitsgeschenk. Ich habe am Tag meiner kirchlichen Trauung erfahren, dass mein Bruder nicht zur Hochzeit kommt, weil er in U-Haft sitzt. Dort habe ich ihn dann besucht und kurz drauf hat er seine Verhandlung bekommen. Er hat – muss ich überlegen –, ich glaub, fünfeinhalb Jahre gekriegt. Er kam nach Ravensburg und ist frühzeitig entlassen worden wegen guter Führung, dann aber wieder rückfällig geworden und hat den Rest von der Strafe absitzen müssen, die zur Bewährung ausgestanden ist, und weil er ja bei seinem Rückfall praktisch von jemandem anders das Auto gestohlen hat. Das war eine neue Straftat, und er hat eine zusätzliche Strafe, also noch mal eine Haftverlängerung bekommen. Also wurde er erst nach zehn Jahren entlassen. Er ist mit 21 ins Gefängnis gekommen; vier Wochen später ist er 22 geworden. Und mit 32 ist er entlassen worden. Ich hatte immer brieflichen Kontakt zu meinem Bruder, auch während seiner Inhaftierung; zum Schluss eigentlich nur noch mit dem Rektor, weil er mir geschrieben hat, dass mein Bruder keinen Kontakt mehr zur Außenwelt wünscht.

Vier Wochen nach seinem 30igsten Geburtstag bekam ich von meiner Stiefschwester, die Vollzugsbeamtin auf dem Hohenasperg ist, dem Gefängnis Krankenhaus, einen Anruf. Sie hat mir gesagt, dass mein Bruder eingeliefert wurde. Er hat versucht, sich das Leben zu nehmen, aber man hat ihn gefunden. Ich habe dann auch erfahren, dass es nicht der erste Suizidversuch war. Das habe ich meinem Mann mitgeteilt, und hat er gesagt: Das gibt's nicht. Das hast du doch erst geträumt. Also zu meinem Bruder war immer eine enge Verbindung, immer.

Im Gefängnis hat er dann eine Schreinerlehre nachgemacht. Und die hat er auch bestanden. Nach seiner Entlassung hat er noch sehr viel mit Holz gemacht.

Nach seinem Tod habe ich erst in seinen Sachen gesehen, dass er ein Doppelleben geführt hat. Er hat sich im Internet mit einem anderen Namen präsentiert, wie er tatsächlich heißt, also auch die Flucht in ein anderes Leben.

Mein Bruder ist auch Alkoholiker gewesen, wie unser Vater. Mein Bruder hat gemerkt, dass er sich mit jedem Schluck Alkohol freier und lockerer fühlt, dass seine Last leichter wird. Leider hat er dann auch Drogen genommen – jetzt nicht gespritzt, aber er hat Marihuana geraucht; **ein Typ Mensch, der ein Leben lang auf der Suche nach Anerkennung, Geborgenheit und Liebe war.** Er hat sich dann durch sein Engagement und durch seine Hilfe die Aufmerksamkeit geholt, die er für sich gebraucht hat, aber immer gespürt, dass das „danke schön“, was er bekommen hat, nicht für ihn ausreichend war. Aber er brauchte das für sich immer wieder, diese Bestätigung.

Gleich nach seiner Entlassung wollte er in Stuttgart Fuß fassen. Er hat versucht, seine negativen Erfahrungen aus der Kindheit und seines Gefängnisaufenthalts positiv zu wenden – er wollte als Streetworker arbeiten. Und diese Chance hat man ihm aber nicht gegeben, weil er keine soziale Ausbildung hatte. Er war praktisch nur ein ehemaliger Knasti, und so einem kann man keine Jugendlichen anvertrauen. Er ging dann nach Heilbronn, wo er auch wieder versucht hat, mit Jugendlichen Kontakt aufzunehmen, um zu

sagen: Leute, so geht's nicht. Er hat auch immer wieder vom Arbeitsamt die Aufforderung bekommen, dass er sich einen Job suchen soll; und das hat er auch gemacht, weil er wieder zurück ins normale Leben wollte. Aber er hat relativ schnell gemerkt, dass Unternehmen die Subventionierung durch das Arbeitsamt ausnutzen, ihn beschäftigen und ihn nicht übernehmen, sondern wieder kündigen. Er hat auch ein Fernsehteam damit beauftragt, ihn zu filmen, wie er mit ehemaligen russlanddeutschen Jugendlichen einen Ausflug in den Schwarzwald gemacht hat. Das ist dann ausgestrahlt worden. Er hat mich da immer mit einbezogen und wollte mir damit zeigen, dass er sich sinnvoll beschäftigt und nichts anstellt.

Er hat dann bei einem Rentner Unterschlupf gefunden, der ihm ein lebenslanges Wohnrecht gegeben hat – mein Bruder war schwul. Ich habe ihn mal gefragt hab, warum er eigentlich keine Familie gründet, und dann hat er gesagt: ‚Weißt du, ich kann keine Familie gründen unter den gegebenen Voraussetzungen, der Vater ist Alkoholiker, die Mutter ist schon immer ein Mensch, die sich selbst verletzt, um der Verantwortung davonzulaufen. Dann komm ich auf die Welt, und wahrscheinlich habe ich beide Konstellationen geerbt‘. Er hat immer zu mir gesagt: ‚So stark wie du bin ich nicht.‘ Und, es wäre verantwortungslos, eine Familie zu gründen, denn er möchte seine Gene nicht an ein hilfloses Kind vererben, und dieses Kind muss sich auseinandersetzen mit den Problemen, die er schon allein mit sich hat. Und er hat keine Bindung zu einer Frau aufbauen können, weil er gesagt hat, ich bin einfach geschädigt. Er hat dann versucht, die Liebe bei Männern zu finden. Dieser Rentner, zu dem habe ich heute noch Kontakt, der hat ihn wirklich geliebt. Wenn wir über den Tod von meinem Bruder reden, dann heult er und sagt immer: ‚Sag mir, wo habe ich den Moment verpasst, wo ich ihm hätte helfen können?‘ Unglaublich, aber er gibt sich die Schuld, dass es so weit gekommen ist. Dann sag ich, es gibt keinen Schuldigen. Er war Alkoholiker und ist an den Folgen vom Alkoholmissbrauch gestorben. Er hatte eine Bauchspeicheldrüsenentzündung und hat sich selbst noch in die Klinik gefahren, weil er starke Bauchschmerzen hat. Und dann haben sie zu ihm gesagt: ‚Wir geben Sie in ein künstliches Koma, es steht nicht gut um Sie, wir wissen nicht, ob wir Ihnen helfen können.‘ In einem Anruf haben sie es mir erklärt, und ich habe gesagt, ich kenn die Folgen vom Alkoholmissbrauch, es ist nicht der erste Alkoholiker, mit dem ich zu tun habe. Dabei dachte ich, er hätte es so langsam alles im Griff. Sein Arbeitgeber hatte ihm eine zweite Chance gegeben und mein Bruder war ihm so unendlich dankbar dafür. Er war Hausmeister für 3 Objekte und hatte aber immer das Gefühl, dafür nicht genügend geschätzt zu werden.

Vor seinem Tod war er noch wegen einer Lungenentzündung im Krankenhaus. Hier hat er mit offenen Karten gespielt und mittgeteilt, dass er Alkoholiker ist und die Situation für einen Entzug nutzen möchte. Anschließend kam er zur Erholung in die Kur, weil die Lunge geschädigt war. Zusätzlich hatte aus dem Gefängnis eine Lebererkrankung mitgebracht. Also er hätte eigentlich eh behandelt werden müssen.

Nach seiner Kur wollte sein Chef, dass er zu den Anonymen Alkoholikern geht. Wenn er die Bescheinigung bekäme und ihm Teilnahme bestätigt würde, dann könne er zurückkommen. Er könne meinen Bruder als Alkoholiker nicht mehr beschäftigen, denn es wäre verantwortungslos mitanzusehen, wenn einer mit genügend Promille auf der Leiter steht.

Für meinen Bruder war das eine Ohrfeige: Ich darf nicht mehr zurück. Ich habe ihm gesagt: ‚Doch, du darfst doch! Bring doch deinem Chef einfach diese Bescheinigung, und

du darfst morgen wieder zurück!“ Aber mein Bruder war zutiefst enttäuscht. Er hat wieder mit dem Trinken angefangen und sehr schnell wieder zu seinem Pegel gefunden. Leider hatte er Kontakte zu Menschen, die ihn mit starken Spirituosen versorgt haben. Er lag 3 Wochen im Koma und ist im Alter von 44 Jahren verstorben. Das Klinikum hat mich noch gefragt, ob ich angerufen werden möchte, wenn der Tod eingetroffen ist und ich sagte ja. Es war ein Montag und ich bin um 4.10 Uhr aufgewacht. Um 6 Uhr bekam ich den Anruf, dass mein Bruder um 4.10 Uhr verstorben ist. Meine Antwort war: „Ich weiß, vielen Dank für den Anruf“.

Mein kleiner Bruder,

die Aufarbeitung kostet uns alle immense Kraft und Geduld. Wir müssen uns hier unserer Vergangenheit stellen und die Vorwürfe beweisen. Aus ein paar ehemaligen Heimkindern wurde eine ganze Gruppe, unterstützt von ehemaligen Mitarbeitern. Berichte zu Misshandlungen und sexuellen Übergriffen erscheinen in der Zeitung und werden von allen gelesen. Du hättest deine wahre Freude daran. Wir stehen kurz vor dem Abschluss und ich hoffe für jeden einzelnen von uns, dass er seine Vergangenheit verarbeiten kann, gerade weil man die Möglichkeit bekommen hat, endlich einmal darüber reden zu können und gehört zu werden.

Ich habe dich lieb kleiner Bruder, du fehlst mir und bist jeden Tag in meinen Gedanken.

Deine große Schwester

Diese Aufarbeitung mache ich für meinen Bruder. Er hat als erster von uns allen bereits vor vielen Jahren im Kloster die Vorwürfe vorgetragen. Er wurde vom Gelände verwiesen und bekam Hausverbot. Dass viele ehemalige Heimkinder ihre Erlebnisse nicht verarbeiten konnten und früh verstorben sind, interessiert den Orden nicht. Diese Menschen hätten die typischen Anzeichen eines Heimkindes und nicht genügend Willensstärke gehabt, ein geordnetes Leben zu führen. Dafür könne der Orden nichts und möchte sich zu den Verstorbenen auch nicht äußern.

Aufarbeitung orientiert sich in der Regel an den Erzählungen der Überlebenden. Das Schicksal und die Geschichte der verstorbenen Kinder und Jugendlichen, vor allem auch jener, die Suizid begangen haben, bleiben außen vor. Sie angemessen zu würdigen, ist in vielen Aufarbeitungsprozessen ein ungelöstes Problem.

4. Kapitel: Psychische und körperliche Gewalterfahrungen im Josefsheim

4.1. Vernachlässigung

4.1.1. Was versteht man unter Vernachlässigung?

Vernachlässigung – die manchmal auch Deprivation genannt wird – bezieht sich auf die Abwesenheit von ausreichender Aufmerksamkeit, Antwortverhalten und Schutz, die dem Alter und den Bedürfnissen von Kindern angemessen sind.“ - so eine Definition in einem Papier der renommierten Harvard Universität, National Scientific Council on the Developing Child 2012, S. 2, S. 2, Übersetzung d. Vf.). In dem Papier werden vier Stufen der Vernachlässigung unterschieden:

- a. Gelegentliche Unaufmerksamkeit für Kinder,
- b. chronisches Nichtbeachten ihrer Bedürfnisse,
- c. gravierende Vernachlässigung im familialen Kontext,
- d. Vernachlässigung in einem institutionellen Kontext, die folgendermaßen definiert wird: viele Kinder, wenige Fürsorge-Personen, keine individuellen Erwachsenen-Kind-Beziehungen, die verlässlich sind und den Kindern Zuwendung geben. „Den grundlegenden Überlebensnotwendigkeiten wird Rechnung getragen, aber das Fehlen von individualisiertem Antwortverhalten von Erwachsenen kann zu schwerwiegenden Beeinträchtigungen der kognitiven, physischen und psychosozialen Entwicklung führen.“ (Ebd. S. 3, Übersetzung d.Vf.)

Vernachlässigung hat mehrere Aspekte: körperliche, erzieherische, emotionale, kognitive. Es bedeutet, dass grundlegenden menschlichen Bedürfnissen von Kindern nicht in ausreichendem Maß Rechnung getragen wird. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts wurde erkannt und wissenschaftlich nachgewiesen, dass das Fehlen emotionaler Zuwendung und sozialer und kognitiver Anregung Aspekte von Vernachlässigung sind und Kinder in ihrer Entwicklung schwerwiegend gefährden, auch wenn sie körperlich gut versorgt werden (vgl. Galm/Hees/Kindler 2016).

„Sowohl die Beziehung vermittelnden als auch die Freude vermittelnden neuronalen Systeme sind mit unseren Stress-Reaktionssystemen verbunden, daher ist der Austausch mit geliebten Menschen unser mächtigster Stress-Regulationsmechanismus. Säuglinge sind zunächst nicht nur deshalb auf die Menschen in ihrer Umgebung angewiesen, um ihren Hunger zu stillen, sondern auch, um die Angst vor der Ohnmacht zu lindern.“ (Perry /Szalavitz 2008, S. 102).

Vernachlässigung ist also die andauernde Unterlassung fürsorglichen Handelns, das zur Sicherstellung der physischen und psychischen Versorgung des Kindes notwendig ist. Kinder werden chronisch unterversorgt, ihre Lebensbedürfnisse werden nachhaltig nicht berücksichtigt und missachtet. Dies hemmt, beeinträchtigt und schädigt die körperliche, geistige und seelische Entwicklung (siehe dazu Schone u.a. 1997).

Grundbedürfnisse werden folgendermaßen definiert:

- a. Bedürfnis nach sozialer Bindung und Verbundenheit (Nähe, Empathie, Wertschätzung, Verfügbarkeit, Verlässlichkeit)
- b. Bedürfnis nach psychosozialen Wachstum (kognitive, emotionale und soziale Anregungen; Ermutigung, Anerkennung, Anregungsreiche soziale und materielle Umwelt, angemessene Erfahrungsräume) (Galm/Hees/Kindler 2016 S. 37).

- c. Grundlegende Versorgung und Schutz (körperliche Bedürfnisse wie ausreichende Ernährung, angemessener Wach- und Ruherhythmus, Schutz vor Gewalt und anderen physischen und psychischen Grenzverletzungen, Krankheiten, Gefahren)

Kinder, die im St. Josefsheim aufgenommen wurden, kommen häufig aus Familien, in denen sie bereits Vernachlässigung erfahren haben. Gerade diese Mädchen und Jungen hätten einen besonderen Anspruch darauf, durch die Jugendhilfe als Vertreterin der Gesellschaft darin unterstützt zu werden, dass ihnen neue Verwirklichungschancen ermöglicht werden.

Die Erzählungen der Befragten weisen jedoch darauf hin, dass im St. Josefsheim fast alle Kinder Aspekte von Vernachlässigung erfahren haben, wie in den folgenden Abschnitten und Kapiteln detailliert ausgeführt wird. „Vielmehr zeigt sich eine Erziehung, die darauf ausgelegt ist, die untergeordnete Position von Heimkindern in der Gesellschaft zu perpetuieren und Verwirklichungschancen einzuschränken“ (Caspari u.a. 2021, S. 193).

4.1.2. Die Säuglings- und Kleinkindergruppe

Für die Jugendhilfe war das Heim auch insofern eine Einrichtung, die gerne in Anspruch genommen wurde, als auch Säuglinge und Kleinkinder bis zum Alter von etwa 2 - 3 Jahren in einer Säuglings- und Kleinkindergruppe untergebracht werden konnten. Eine ehemalige Mitarbeiterin im Jugendamt formuliert folgendermaßen: *„Also okay, Säugling, Josefsheim kommt als einziges in Frage, Schwester R. anrufen, Schwester R. hat das gemanagt. Wir haben das Kind ins Heim gebracht, und das war's.“* (Fachkraft Jugendamt).

Notaufnahmegruppen für Krisensituationen von Eltern und Kindern waren noch selten; auch das Pflegekindersystem noch nicht sehr entwickelt. Erst Anfang der 80er Jahre wurden in der deutschsprachigen Literatur Formen einer Notunterbringung von Kindern und Jugendlichen in speziellen Pflegefamilien erwähnt; allmählich entwickelte sich die Bereitschaftspflege, in der kurzfristig vor allem Säuglinge und Kleinkinder familial betreut werden können (vgl. dazu Lillig u.a. 2002). Ambulante Unterstützung junger, vor allem auch alleinerziehender Mütter, wie später die Sozialpädagogische Familienhilfe oder gar „Frühe Hilfen“ gab es kaum.

Die Säuglings- und Kleinkindergruppe im St. Josefsheim, die bis 1977 existierte, wurde geleitet von einer weltlichen Mitarbeiterin des Heims, D., die eine Ausbildung als Kinderpflegerin hatte. Sie lebte im Heim, also in der Kindergruppe, war Tag und Nacht für die Kinder zuständig. 1967 wird in den Akten des Landeswohlfahrtsverbandes die Zahl 13 von Säuglingen und Kleinkindern angegeben, mit denen D. nachts allein war. Die Zahl der betreuten Säuglinge wechselte; aber eine befragte Praktikantin, die 1 ½ Jahre, von 1974 – 1976, in dieser Gruppe mitgearbeitet hat, erzählt von teilweise bis zu sieben Säuglingen und ebenfalls sieben Kleinkindern, die betreut wurden. Tagsüber gab es ein bis zwei Praktikantinnen, die D. zur Seite standen. Es gab zwei Schlafräume, einen für die Säuglinge, einen für die Kleinkinder.

Die interviewte Praktikantin berichtet, dass sie keinerlei Information darüber erhielt, warum die Kinder untergebracht waren oder sonstiges zum sozialen Hintergrund der Kinder. Elternbesuche waren fast kaum vorhanden. Die Mehrzahl der Kinder hatte alleinerziehende, also „ledige“ Mütter, teilweise sehr junge Mütter. Deren Besuche waren zudem nicht gern gesehen. Zwölf der befragten ehemaligen Kinder waren der Aufnahme im Heim unter einem bis ein Jahr alt bei; sieben von ihnen unter 5 Monaten und jünger. Von den befragten ehemaligen Kindern selber haben verständlicherweise nur sehr

wenige Erinnerungen an die Zeit in dieser Gruppe. Man erinnert sich als Erwachsener an Kindheits-erlebnisse etwa ab dem dritten Lebensjahr, wenn die Sprachentwicklung einsetzt¹⁴ - und vor allem, wenn fürsorgliche Erwachsene die Sprachentwicklung fördern und über Erlebnisse mit dem Kind sprechen.¹⁵

Viel Kontakt von älteren Kindern aus anderen Gruppen zur Säuglingsgruppe gab es anscheinend nicht. Aber einige ältere Kinder erinnern sich an die vielen Bettchen in der Gruppe, so z.B. eine Befragte, die im Alter von drei Monaten ins Josefsheim kam und die erste Zeit in der Säuglingsgruppe verbrachte; später aber ab und zu die Säuglingsgruppe bzw. D. besuchte.

Eine Praktikantin, die 1 ½ Jahre, von 1974 – 1976, in dieser Gruppe mitgearbeitet hat, schildert den täglichen Ablauf:

Die Säuglinge wurden morgens – noch bevor die Praktikantinnen kamen – von D. versorgt, dann mussten die Praktikantinnen die Kleinkinder waschen und anziehen. Man hatte nur wenig Zeit, das in Ruhe zu machen, D. sei immer ungeduldig gewesen.

Nach dem Frühstück wurden die Kleinkinder nebeneinander auf eine „Topfbank“ gesetzt und dort festgebunden, bis sie sich entsprechend entleert hatten:

„Und an die ewig lange Toilettenbank, und zwar das war so eine Bank, und drunter wurden die Töpfchen gestellt. Und da dran kann ich mich erinnern. ... wo man die dann ... wirklich festgebunden hat, weil sie sonst rumgelaufen wären und wären halt in die Füße dauernd“ (Praktikantin).

„Die mussten da auf dem Töpfchen sitzen auf Teufel komm raus.“ (Praktikantin)

Die Säuglinge lagen tagsüber hauptsächlich in den Betten, manchmal auf einer Matratze im Aufenthaltsraum. Nach dem Frühstück war eine kurze Zeit zum Spielen, dann gab es Putzaufgaben für die Praktikantinnen, Mittagessen, dann mussten die Kinder Mittagsschlaf machen. Danach ging man ab und zu nach draußen. Eine der interviewten Praktikantinnen hat in Erinnerung, dass man nur selten draußen war, auch wenn das Gelände eigentlich sehr gut geeignet war. Auch mussten die Kleinkinder ihrer Meinung nach viel zu früh schlafen gehen, wurden in die Betten gesteckt, manche zeigten Vernachlässigungssymptome wie Schaukeln oder Kopf an die Wand schlagen, weil sie sich langweilten.

„Das Einzige war eben, wenn sie in diesen Betten waren, diese typischen Heimschäden da, mit dem Kopf gegen die Wand und so. Das haben sie – ... ganz extrem, ja. ... Ja, getobt haben sie ..., also getobt und dann dieses Kopfwackeln, dann haben sie die Betten halt x-mal ausgeräumt, bis sie endlich dann geschlafen haben. Das haben sie halt gemacht, weil es war ihnen ja langweilig in dem Bett die ganze

¹⁴ Doch auch wenn die Erinnerungen nicht mehr zugänglich sind: Extreme Erfahrungen aus den ersten Lebensjahren können uns trotzdem unbewusst bis ins Erwachsenenalter beeinflussen. Dies ist besonders bei traumatischen Erlebnissen und frühkindlichen Ängsten der Fall. Dann fühlt man, dass da etwas war, ohne sich mitteilen zu können – weil einem der sprachliche Kode fehlt. (<https://www.spektrum.de/news/ab-wann-erinnern-wir-uns-an-unsere-kindheit/1421516>, Abruf 1.02.2022)

¹⁵ Man spricht hier von „joint attention“, gemeinsamer, verbundener Aufmerksamkeit, die sehr spezifisch ist in der menschlichen Entwicklung; selbst Babys, die noch nicht sprechen können, versuchen Erwachsene gemeinsam auf ein Objekt z.B. aufmerksam zu machen. „Wenn beispielsweise ein Baby und seine Mutter einem interessanten Tier im Park begegnen, wird das Baby ab etwa zwölf Monaten typischerweise aufgeregt auf es zeigen und seine Mutter anschauen, um seine Begeisterung mit ihr zu teilen – der elementare Prozess des Teilens von Gefühlen, ...“ (Tomasello 2020, S. 149). Zu zeigen, nur um Interesse und Aufmerksamkeit zu teilen, ist – wie Tomasello ausführt – ein Kommunikationsmotiv, das für keine anderen Primaten gilt, also ein zutiefst „menschliches“ Verhalten. Ohne fürsorgliche Erwachsene, die den Kindern mit ihrer Aufmerksamkeit antworten und diese bestätigen, wird es schwieriger für Kinder, bedeutende soziale Fähigkeiten einer „joint attention“ zu entwickeln. Es beinhaltet die Fähigkeiten:

- Sich an einem sozialen Gegenüber zu orientieren und sich ihm zuzuwenden
- Den Blick zwischen Personen und Objekten zu wechseln
- Den emotionalen Zustand mit anderen Personen zu teilen
- Dem Blick und dem Zeigen einer anderen Person zu folgen.
- Die Aufmerksamkeit eines Gegenübers auf ein Objekt zu richten, um gemeinsame Erfahrungen zu machen.

Zeit. Die waren ja groß.“ (Praktikantin). „Der K. hat sich nämlich immer dann auch – hat der mit dem Kopf gegen die Gitter (geschlagen).“ (Praktikantin).

Man nennt solches Verhalten Jaktation, ein Symptom, das bei gravierend vernachlässigten Kindern vorkommt. Durch das monotone Schaukeln, Wackeln, Wiegen oder Wippen beruhigen und stimulieren sich die Betroffenen; sie versuchen, sich und ihren Körper zu spüren, wenn sie diesen nur durch wenig Berührung von anderen Personen erfahren.

Die Säuglinge schliefen in Schlafsäcken, die Bänder hatten, mit denen sie an den Gitterstäben festgebunden wurden – so wird mehrfach berichtet. Eine Befragte, die später D. im Altenheim besucht und mit ihr über das Festbinden gesprochen hat, erzählt folgendermaßen:

„An was ich mich immer noch erinnern kann, sind die Babybetten und dass die Babybetten oben und unten an den Gittern so Binden hatten, ... Und das mit diesen Binden am Bett, das hab ich der Mama D., wie sie im Altenheim war, ... mal gefragt, warum wir immer diese Binden im Bett haben, weil ich ja bei meinen Kindern gelernt hab, man darf nichts mit Bändel, weil die Kinder sonst stranguliert werden. Und das stimmt, weil damals, wie ich größer war, bin ich ja auch immer zu Mama D., wenn ich Sorgen hatte, wenn ich traurig war, dann durfte ich helfen beim Kinder füttern, Kinder bettfertig machen. Und die – also die Arbeit hat sich aber die Mama D. nie nehmen lassen, die Kinder selber ins Bett rein zu fixieren.“ (Frau, 70er Jahre)

Zudem wurden die Kinder möglicherweise nachts mit Contergan ruhiggestellt, da D. nachts mit ihnen allein war. Manche Befragte, die später eine gute Beziehung zu D. hatten, berichten, dass D. diese Vorgehensweise ihnen gegenüber zugegeben und sich dafür entschuldigt habe.

D. erscheint nach den verschiedenen Erzählungen als eine ambivalente Figur. Einerseits war sie streng und hat geschrien, andererseits konnte sie freundlich sein, gab sich offenbar Mühe mit den Kindern.

Auch wenn Kinder älter waren, nahmen sie manchmal Zuflucht bei „Mama D.“. Eine Befragte, die als Säugling und Kleinkind bis etwa zum Alter von 3 Jahren in der Säuglingsstation lebte, nennt sie die „Lieblings“-Betreuerin und konstatiert, sie habe sich aufopferungsvoll für die Säuglinge eingesetzt; aber sei überfordert gewesen.

Sie versuchte anscheinend fürsorglich zu sein, vor allem mit den Babys, aber wie viel Zeit hat man, wenn man sieben Säuglinge und sieben Kleinkinder versorgen muss?

„Also für die Babys hat sie sich schon, hab ich so den Eindruck gehabt, Zeit genommen. Klar, die musst du ja füttern und so. Aber oft haben sie halt alle auf einmal geschrien, dann hat sie halt immer diese Babys auf die Seite gelegt und die Flasche dann hin.“ – so eine ehemalige Mitarbeiterin.

Sr. R. nannte D. dagegen im Gespräch in leicht verächtlichem Ton: *„Die war ein ganz armer Tropf“*¹⁶ – vielleicht, weil sie versucht hat, den Kindern ein bisschen emotionale Nähe zu geben?

D. nahm Kinder auch mal auf den Schoß, gönnte ihnen ein wenig körperliche Nähe – im Gegensatz zu den meisten Schwestern.¹⁷ Sie hatte ihre Lieblinge unter den Kindern, denen sie zuweilen Zärtlichkeit wie Kuschneln zukommen ließ:

„Ich hatte Glück, weil ich damals eben Locken hatte und ein kleiner hübscher Junge, ... wo ich mal gedrückt worden bin, also da hatte ich eine Verbindung. Ich war wohl ihr Lieblingskind. Aber das war

¹⁶ Mündliche Mitteilung, Sittard, 17. 10. 2021

¹⁷ Kurzfristig waren auch in den anderen Gruppen Gruppenschwestern tätig, die sich freundlich und fürsorglich verhalten haben: *„Wir hatten ja auch eine ganz tolle Ordensschwester, die Schwester G., die war Big Mama. Also an der, wenn du vorbeigelaufen bist, du gehst jetzt her, ich muss dich drücken. Ich muss dich jetzt knuddeln, also das war wirklich Big Mama, die aber auch mal mit uns raus ist, rumgetobt hat. Aber die Schwester G. war nicht lang. Und dann, kurz nach der Schwester G. – Schwester G. ist wirklich – in einer Nacht- und Nebelaktion war die Schwester G. weg. Das haben wir Kinder gar nicht mitgekriegt, die war einfach weg. Und dann irgendwann musste auch die Schwester Ma. gehen. Und dann kam in die Gruppe von der Schwester Ma., kam wieder die Schwester R. zurück.“* (Frau, 70er Jahre).

so, wissen Sie, so Liebe in ganz kleinen Häppchen zugeworfen. Mama D., die hatte so viele andere Kinder. ... Ich war wohl ihr Favorit, was weiß ich, aus irgendeinem Grund. Also ich weiß da schon noch, wie sie mich da geknutscht hat und gekuschelt hat. Aber das war halt viel zu wenig.“ (Mann, 60er Jahre).¹⁸

Die Überforderung von D. zeigt sich in der Zusammenarbeit mit den Praktikantinnen; die interviewte Praktikantin schildert „Mama D.“ als cholerisch gegenüber ihnen gegenüber. Das Grundgefühl, auf das sie mehrfach im Laufe des Interviews zurückkommt, war: Druck, Angst vor dem Ausrasten von D..

„Das war für mich viel schlimmer, dieser Druck, dieses immer dieses Gefühl haben: Du machst alles falsch, und so. ... Und ich hab immer ..., diese Blicke in meinem Rücken spür ich immer noch, diesen Druck einfach: Mach voran, mach voran, oder: Beeil dich, oder wie oder was auch immer; weil du immer das Gefühl gehabt hast, du machst eh alles falsch, was du tust. Du konntest dich dann ja auch nicht so um die Kinder kümmern, weil nur immer dieser Zwang da war: Du musst, du musst, du musst.“ (Praktikantin)

D. habe häufig rumgebrüllt, sei nie zufrieden gewesen mit dem, was die Mitarbeiterinnen machten. Sie sei sehr launisch gewesen, konnte nett sein, dann aber wieder ausrasten; man wusste nie, woran man war. D. hat irgendwann dieser Praktikantin, weil diese ihr nicht schnell genug war, dann mit der Faust auf die Nase geschlagen. Die war zu schockiert und schüchtern, um sich zu wehren; sie hatte den Eindruck, man würde ihr sowieso nicht glauben. Erst ihre Familie, bei der sie das Wochenende verbrachte, hat die blau-geschlagene Nase zum Anlass genommen sich zu beschweren. Sie wurde von der Oberin dann sofort in eine andere Gruppe (zu X.) versetzt und konnte sich von den Kindern überhaupt nicht verabschieden.

Und ich hab dann auch keinen, überhaupt gar keinen Kontakt mehr gehabt zu den Kindern. ... Ich mein, die waren es ja gewöhnt, dass dauernd jemand anders da war, weil die Praktika sind meistens nur ein halbes Jahr oder so gegangen. Da war schon ständiger Wechsel. Ich war die Einzige, die so lang da war eigentlich, im Prinzip. Ich war eineinhalb Jahre dort in der Gruppe“. (Praktikantin).

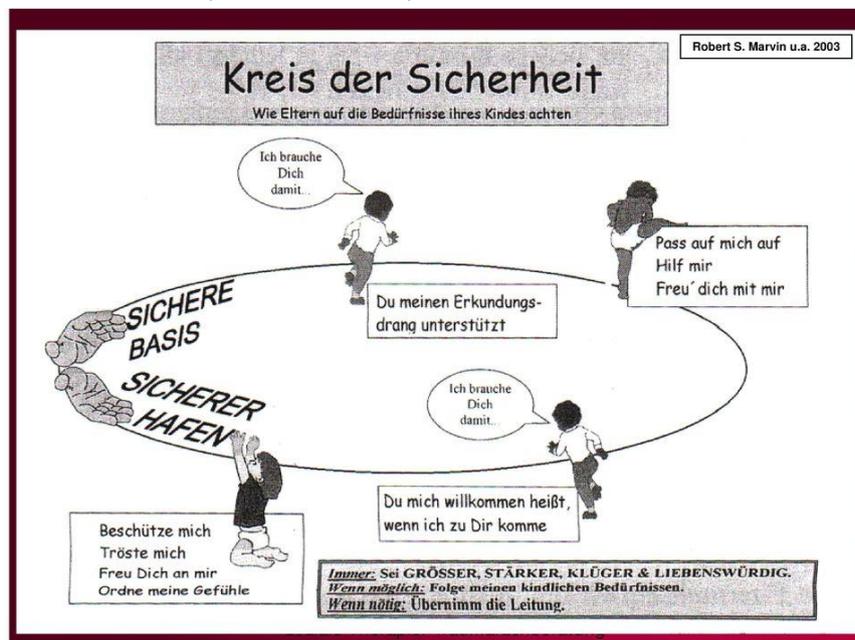
Was die von verschiedener Seite geschilderte Situation für die Kinder bedeutet hat, was an Mangel an emotionaler Zuwendung und sonstiger Anregung und Ansprache damit verbunden war, wird deutlich, wenn es um die weiteren Lebenswege der befragten Kinder geht. Es war letztlich – trotz aller Bemühung von D. - eine Verwahrstation und nicht eine fürsorgliche Betreuung von Kindern.

¹⁸ Wie sehr Kinder auch körperliche Nähe brauchen, haben die (leider sehr grausamen) Experimente von Harry Harlow in den 50iger Jahren mit kleinen Rhesusaffen gezeigt. Um zu zeigen, was für eine Art von Mütterlichkeit Affen-Kinder brauchen, bauten er und seine Studenten eine kuschelige Stoffmutter und eine «Drahtmutter» mit einem zylindrischen Metallkörper aus Drähten. Bei einem ihrer frühen Experimente setzten sie Draht- und Stoffmutter nebeneinander in einen Käfig. Die Drahtmutter hielt eine volle Milchflasche, während die Stoffmutter sich nur weich anfühlte. Dann wurden Babyaffen in den Käfig gelassen und ihr Verhalten beobachtet. Die Ergebnisse strafte die Vorstellung Lügen, die Mutter-Kind-Beziehung basiere bloß auf der Ernährung. Die Äffchen lebten förmlich auf der Stoffmutter. Manche weigerten sich sogar noch dann, von ihr abzulassen, wenn sie hungrig waren. Andere hielten sich an ihr fest, während sie gleichzeitig versuchten, an der Milchflasche der Drahtmutter zu saugen. Hier geht es um Liebe, erklärte Harlow entschieden, und nicht um Konditionierung. Wir alle bedürften eines soliden affektiven Fundaments, um zu wachsen, und Berührung sei eine der Möglichkeiten, dieses Fundament zu errichten. Auf dieser Internetseite sind die „Mütter“ in diesem Experiment abgebildet: <https://www.spektrum.de/magazin/warum-brauchen-jungtiere-ihre-muetter-und-was-verraet-das-ueber-die-natur-der-fuersorge/1576114> (Abruf 4.2.2022).

4.1.3. Vorenthalten sozialer Bindung

In der Bindungsforschung spricht man vom „Kreis der Sicherheit“, in dem dargestellt wird, wie Eltern und Erzieher*innen auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen können und damit den Kindern eine sichere Bindung ermöglichen:

Abbildung 5 Kreis der Sicherheit (Powell et al. 2013)



Das Grundbedürfnis nach Bindung¹⁹ wird durch das Engagement von Erziehungspersonen beantwortet, das von Freude und Interesse am Kind geprägt sein sollte, in welcher Gefühle offen ausgedrückt werden können und die Bezugsperson emotional und zeitlich verfügbar ist (vgl. dazu Becker-Stoll o.J.). Dies bildet eine sichere Grundlage, um sich geschützt und willkommen auf Welt zu fühlen; um zu lernen; um mit den Anforderungen des Lebens kompetent umgehen zu können. Ist dies nicht gegeben, kann man von einer grundlegenden Form von Vernachlässigung sprechen. Im St. Josefsheim

¹⁹ „Das Konzept „Bindung“ bezeichnet den Vertrauensaspekt der Beziehung eines Kindes zu den Eltern bzw. zu anderen Personen, die es über längere Zeit beständig umsorgen. Die vom Kind erlebte Seite seiner Bindungsbeziehungen wird als »emotionale Sicherheit« bezeichnet und lässt sich verstehen als Ausmaß des erfahrungs- und situationsabhängigen Vertrauens eines Kindes in die Sicherheit seiner nahen Umgebung, insbesondere die Zugänglichkeit der Bindungspersonen, sowie deren Fähigkeit, ihm bei emotionaler Belastung Unterstützung und Schutz zu gewähren. Die Bedeutung emotionaler Sicherheit lässt sich durch drei Punkte beschreiben. Zunächst stellt sie ein Kernelement der Befindlichkeit von Kindern dar. Deutlich wird dies etwa an den sehr heftigen Gefühlen und Stressreaktionen, die eine vom Kind wahrgenommene Bedrohung seiner emotionalen Sicherheit, etwa durch den drohenden Verlust von Bindungspersonen, hervorrufen kann. Zweitens lösen Bedrohungen der emotionalen Sicherheit in der Regel Bewältigungsverhalten aus, das im Rahmen der Möglichkeiten und Erfahrungen des Kindes darauf gerichtet ist, emotionale Sicherheit soweit wie möglich zu erhalten bzw. wieder herzustellen. In seiner einfachsten Form kann ein solches Bewältigungsverhalten beispielsweise bei Kleinkindern die Form des Signalisierens von Kummer oder des Nähesuchens zu einer Bindungsperson annehmen. Drittens prägt die erfahrene emotionale Sicherheit eines Kindes das innere Bild seiner Vertrauensbeziehungen, sowie sein Selbstbild. Auf diese Weise können Bindungserfahrungen eines Kindes auch in späteren Situationen und Beziehungen eine handlungsleitende Wirkung entfalten. Die Aufgaben einer Bindungsperson in der Beziehung zum Kind lassen sich mit den Bildern einer »sicheren Basis (secure base)« und eines »sicheren Hafens (secure haven)« veranschaulichen. Damit ist gemeint, dass die Bindungsperson dem Kind als »sichere Basis« zur Verfügung steht, von der aus das Kind Interessen nachgehen und seiner Neugier folgen kann, wobei sich Interessen und Neugier auf die Erkundung der äußeren wie der inneren Welt beziehen können. Die Rolle der Bindungsperson wird zudem gedacht als die eines »sicheren Hafens«, in den sich das Kind zurückziehen kann, wenn es überfordert, erschöpft oder in Gefahr ist bzw. aus anderen Gründen belastende und allein zunächst nicht bewältigbare negative Gefühle erlebt.“ (Kindler u.a. 2011, S. 137f).

wurden Bindungsbeziehungen der Kinder missachtet und geringschätzt (siehe dazu auch Kap. 4: Bedeutung der Eltern und Geschwister für die Kinder).

Bindungsabbrüche sind an der Tagesordnung; selbst die Gruppenschwestern wechseln immer mal wieder, insbesondere, die, die als zugewandt und fürsorglich wahrgenommen werden, bleiben nur kurz, werden versetzt, wie mehrmals berichtet wird:

„Wir hatten ja auch eine ganz tolle Ordensschwester, die Schwester G. (1980 – 1981 im St. Josefsheim), die war Big Mama. Also an der, wenn du vorbeigelaufen bist, du gehst jetzt her, ich muss dich drücken. Ich muss dich jetzt knuddeln, also das war wirklich Big Mama, die aber auch mal mit uns raus ist, rumgetobt hat. Aber die Schwester G. war nicht lang. A: Und dann, kurz nach der Schwester G. – Schwester G. ist wirklich – in einer Nacht- und Nebelaktion war die Schwester G. weg. Das haben wir Kinder gar nicht mitgekriegt, die war einfach weg. Und dann irgendwann musste auch die Schwester Ma. gehen. Und dann kam in die Gruppe von der Schwester Ma., kam wieder die Schwester R. zurück.“ (Frau, 70er Jahre)

Auch Schwester M., die von den Beteiligten als fürsorglicher im Vergleich zu anderen Schwestern wahrgenommen wird – auch wenn sie ebenfalls die rigiden Alltagsstrukturen durchgesetzt hat – wird nach München versetzt.

Liebvoller Umgang mit den Kindern wird nicht gern gesehen. Anscheinend ist auch die gegenseitige Kontrolle der Schwestern untereinander groß, es darf keine Schwester aus der Reihe tanzen, eine freundliche Geste gegenüber einem Kind muss heimlich stattfinden:

„Die Schwester, die mich zum Schluss hatte, die hat mich mal gefragt, ... ob ich einen Wunsch hab zum Geburtstag. Dann sag ich: Wünsche? Was denn für Wünsche? Sag ich, ich hab keine Wünsche. Dann sag ich: Doch, doch, ich hab einen Wunsch. Ich hab gesagt: ‚Weißt du: ein einziges Mal nimm mich in den Arm, ein einziges Mal.‘ Und dann hat sie nur gesagt: ‚Ja, das müssen wir heimlich machen, weil wenn das rauskommt, komm ich weg‘. Und dann sind zwei Kinder Schmiere gestanden an der Türe, und dann hat sie mir ‚Na ja, sag ich jetzt mal, so: Alles Gute‘. Aber es war eine Umarmung. Aber die durften das nicht zeigen. Das ist nicht gewünscht. (Frau 70er/80er Jahre).

Auch das folgende Beispiel zeigt eine Atmosphäre der Schwestern untereinander, die Strenge, Rigidität und wenig freundlichen Umgang auch im Miteinander vermuten lässt; auch untereinander werden Interaktionen sanktioniert; Mitleid mit Kindern (sei es christliches bzw. ganz normal menschliches) wird getadelt:

„Sie haben sich gegenseitig ermahnt und gerügt, das hab ich schon auch mal mitbekommen. Das war zum Beispiel so, dass die eine Schwester mir ein Brot gegeben hat statt Haferflocken mal, und dann kam zufällig die rein und hat das gesehen und hat sie vor uns zur Schnecke gemacht: Also was ihr denn einfiel? Alle kriegen Haferflockenbrei, G. soll keine Ausnahme bekommen. Die Schwester hatte Mitleid mit mir, doch, würd ich sagen, aus Mitleid. Sie hat gesehen, ich hab große Not mit dem Essen da, und sie konnte das nicht länger mit durchziehen, dass sie mir auch auf den Popo hauen musste. Also die hatte ja auch die Order, mach das so. (Frau, 60er Jahre).

Gibt es Zuwendung, wie in diesem Beispiel von einem Pfarrer, der von den Kindern fürs Josefsheim verantwortlich ist und als freundlich und kindbezogen beschrieben wird, wird dafür gesorgt, dass er nicht bleibt:

„Dann hatten wir auch den Pfarrer K., und das hat sich die Schwester G. dann aber auch ein bisschen verboten. Der Pfarrer K. hat auch ein sehr enges Verhältnis zu den Kindern gehabt. Der ist in die Gruppen gekommen, der hat sich mit auf den Boden gesetzt, der hat gespielt, der hat mit uns gesungen, und das ging der Schwester G. dann aber auch gegen den Strich. Und so schnell konnte man gar nicht schauen, durfte der Pfarrer K. gar nimmer kommen.“ (Frau, 60er Jahre)

Dies ganz im Gegenteil zu Pfarrer Metzler, der Mädchen aus dem Heim (und nicht nur da) missbraucht hat und lange eine gute Beziehung zum Heim hatte (vgl. Kap. 6).

Auch Freundlichkeit vom Küchenpersonal wurde nicht gern gesehen, Distanz und eine gewisse Kälte sind Pflicht; auch hier werden mögliche Bindungsbeziehungen verhindert:

„... wir hatten Lehrlinge (in der Küche), und da hatten wir auch eine, die M., und die hat mich immer zur Seite genommen, durch die hab ich auch ganz früh das Rauchen angefangen. Und die ist immer mit mir ... im tiefsten Park spazieren gegangen und hat mit mir geredet und mich aufgebaut. Und der ihre Eltern wollten mich damals aus dem Heim rausholen. Also die wollten mich als Pflegekind haben, und die haben Hausverbot gekriegt. Also die M. durfte mich dann in diesem Heim gar nimmer besuchen.“ (Frau, 60er Jahre).

Der Schmerz ist groß, wenn man sich an das Aufwachsen in Kälte und Gefühllosigkeit erinnert und den Mangel an emotionaler Zugänglichkeit:

„Die haben ja uns auch immer wieder verständlich gemacht, dass sie uns ja ein Dach über den Kopf geben, und sie geben uns zum Essen, wir müssen nicht frieren, wir kriegen ja auch Kleidung. Aber sie ersetzen uns nicht die Eltern. Und so sind wir aufgewachsen, ohne Eltern, auf Distanz. Und das ist so diese Gefühllosigkeit, so diese Kälte, mit der wir alle aufgewachsen sind.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Dieser Mangel an Bindungen wird unter anderem deutlich darin, dass viele der Befragten sich gar nicht an Namen von Gruppenschwestern erinnern, mit denen sie doch lange Zeit zusammen verbracht haben. Gruppenschwestern verlieren insbesondere durch die Kleidung ihre Individualität, sie unterscheiden sich dann nur noch durch die Art und das Ausmaß der Strenge und Strafen, so wie auch die Kinder keine individuelle Stimme entwickeln dürfen, sondern sich möglichst nicht unterscheiden sollen hinsichtlich eines durchgängigen Gehorsams:

„Und ich weiß dann nur noch, dass es dann hieß ..., dass wir uns alle aufstellen sollen: Wir bekommen eine neue Schwester. Und wir standen alle da, und wir haben die Schritte gehört, wie beim Militär, also richtig zackig. Und die Tür ging auf, keiner hat sich so richtig getraut irgendwie zu gucken, weil wir hatten alle Angst, und dann hab ich nur so für mich gedacht: Die Schuhe kenn ich, die Kleidung kenn ich, die Größe sagt mir was, die Frau hat eine Brille, hat die andere auch gehabt – und für mich war dann einfach nur klar: Na prima, die Welt ist in Ordnung, die Frau ist wieder da. Ich hab dann aber erst im Nachhinein gemerkt, dass es gar nicht mehr ein und dieselbe Person war. Wir hatten dann eine neue Gruppenschwester und von da ab auch einen anderen Wind. Weil die war streng.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Die Ordenstracht wird von den Befragten eher als „Uniform“ wahrgenommen, die ebenfalls Distanz schafft:

„Und dann haben wir ja eine neue gekriegt, und die war genauso stocksteif. Ich sag immer, die gehen mit einem Besenstiel ins Bett und stehen auch mit dem Besenstiel wieder auf. Die haben einfach eine Uniform, die eine gewisse Macht ausstrahlt wie jede Uniform; und die löst bei vielen so einen Respekt aus, das ist unglaublich. Also egal, wer vor einem steht, sobald man da in dieser Uniform vor einem steht, da kuscht auch jeder Pfarrer, also ... Es ist unglaublich, was das bewirkt.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Eine Befragte bringt es folgendermaßen auf den Nenner, dass es keine wirkliche Beziehung gab zu den Schwestern, dass sie den Eindruck hatte, dass sich die Schwestern hinter ihrem Ordenshabit verstecken:

„Man tut so, als wär man gut, und man hat das aber als Kind nicht als guter Mensch empfunden, sondern als ... Man tut nur so, unehrlich – es ist unecht und ... Auch die Schwester X., es war keine richtige Beziehung. Also die Beziehungsebene zum Menschen fehlt und die zu Gott fehlt. Und das war

immer so: ... Das größte Bedürfnis war, dass wir ihr mal den Schleier runterziehen. Und das find ich irgendwie im übertragenen Sinn: dass wir den Menschen mal wahrnehmen und nicht die Figur“. (Frau, 60er/70er Jahre).

4.1.4. Vorenthalten von Vertrauenspersonen

Von etlichen Befragten wird eindrücklich geschildert, dass es keine erwachsene Person gab, mit der man hätte wirklich reden können, die einen z.B. getröstet hätte, sich emotional zugewendet hätte. Wie im „Kreis der Sicherheit“ dargestellt, ist es ein elementarer Bestandteil von Bindung, dass ein Kind eine Person hat, der es sich anvertrauen kann, wenn es bspw. traurig ist, sich verletzt hat, verunsichert ist.

Auch zu den weltlichen Mitarbeiterinnen sollten keine Vertrauensbeziehungen aufgebaut werden, sondern Distanz gewahrt bleiben, so sieht es eine Befragte:

„Und diese Praktikantinnen, die auch bei uns waren, die haben wir ja immer mit Fräulein ansprechen müssen, war ja ganz wichtig: Das ist immer das Fräulein, und dann den Vornamen, damit einfach schon von vornherein keine Vertrautheit aufgebaut werden konnte; sondern durch dieses Fräulein war ja gleich wieder eine Distanz da. Also da haben die Schwestern Wert drauf gelegt ...“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Das haben die Mitarbeiterinnen nicht immer konsequent durchgehalten. Manche haben sich zwar dem aggressiven Ton der Gruppenschwestern angepasst, wie erzählt wurde; sie haben u.a. den Schwestern „gepetzt“, wenn Kinder ihres Erachtens etwas nicht ordnungsgemäß gemacht hatten.

„Ich hab ja da noch keine Verbindung hergestellt von den Praktikantinnen, dass die ja gepetzt haben. Für mich war einfach immer nur so diese Grundangst: Verhalte dich richtig und brav und anständig, weil Gott sieht alles. Und die Schwestern haben alles gewusst. Alles.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Sie haben gegebenenfalls auch geschlagen.

„Ach, die Erzieherinnen, wie hieß sie, die Frau, ach, K. hieß sie wahrscheinlich, wir haben immer gesagt, das war die Frau Rottenmeier von der Heidi, weil die so streng war... Ach, die war richtig streng. Du hast die Finger so hinlegen müssen, die hat mit dem Lineal draufgehauen.“ (Mann, 70er/80er Jahre)²⁰,

Für die Kinder waren auch die meisten Erzieherinnen nicht vertrauenswürdig;

„Also ich glaub, dass die Erzieherinnen da vieles mitgekriegt haben. Und dann auch... wenn wir bei den Erzieherinnen nicht so pariert haben, wie die das wollten, haben die das der Schwester G. erzählt, dass die Schwester G. uns bestrafen konnte. Also da wurde schon sehr Hand in Hand gespielt.“ (Frau, 70er Jahre).

Es gab bspw. eine Zeitlang eine weltliche Mitarbeiterin mit Namen E., Schwester von Oswald von Nell Breuning, die von den Kindern mit „Tante E.“ angeredet werden musste. Auch sie wird als ebenso streng wie die Schwestern charakterisiert, die keinen Ausgleich zu den Schwestern habe herstellen können. Von ihr wird auch berichtet, dass sie Kinder geprügelt habe (siehe Kapitel 5.2: Körperliche Gewalt):

„Also und sie war auch nicht diejenige, die das jetzt irgendwie ausgeglichen hat. Vielleicht hätt sie das auch gar nicht dürfen. Also sie hat auch nicht uns Kinder auf den Schoß genommen. Also wenn man

²⁰ Das Kinderbuch „Heidis Lehr- und Wanderjahre“ der Schweizer Autorin Johanna Spyri (1827–1901) aus den Jahren 1880 und 1881 gehört zu den bekanntesten Kinderbüchern der Welt. Fräulein Rottenmeier ist eine Figur aus diesem Roman: „Durch ihre strengen Sittenvorstellungen hat sie keinerlei Verständnis für Heidi, die sie gelegentlich sogar als Wilde und nicht ganz richtig im Kopf bezeichnet. Durch ihre strengen Regeln verstärkt sie unbewusst Heidis Kummer um ein Vielfaches.“ [https://de.wikipedia.org/wiki/Heidi_\(Roman\)#Fr%C3%A4ulein_Rottenmeier](https://de.wikipedia.org/wiki/Heidi_(Roman)#Fr%C3%A4ulein_Rottenmeier); Abruf 11.03.2022.

ein Leid hatte, wenn man geweint hat, dann wurde man nicht getröstet, dann war man da mit sich ... selbst da irgendwie – vielleicht hat man sogar mal Glück gehabt, eine Freundin aus der Gruppe war da und hat einen dann irgendwie gestreichelt oder sowas.“ (Frau, 60er Jahre).

Manche weltlichen Mitarbeiterinnen aber haben versucht, Vertrauen aufzubauen. Doch wenn man ausnahmsweise eine Beziehung zu einer der weltlichen Mitarbeiterinnen aufbauen konnte, dann war diese nicht lange im Heim und ging wieder, so dass man lernt, dass Beziehungen nur Schmerz bereiten, weil es auch da keine Verlässlichkeit gibt:

„Und die einzige Beziehung, die man aufbauen konnte, war zu diesen Erzieherinnen, und da hab ich einmal, sag ich mal, diese Liebe zugelassen zur U., die auch damals kam, und die ist nach einem Jahr gegangen, und da haben wir alle geweint, hab ich in Erinnerung. Und das hat mich dann auch gelehrt, nicht mehr ... Weil das tut ja dann auch nur weh“ (Frau, 60er/70er Jahre).

Den Kindern, die sich regelmäßig mit den Eltern trafen, wurde verboten, über das zu sprechen, was im Heim vor sich ging; manchmal wollten die Eltern Probleme der Kinder im Heim nicht hören – weil sie dachten, es gäbe keine Alternative zur Heimunterbringung; oder wenn Kinder sich über Strafen beklagten, dann gaben sie zurück: Es wird schon seine Richtigkeit haben. Etliche Interviewte erzählen von der Angst, dass es auf einen selbst zurückfällt, wenn man außerhalb vom Heim über sich und seine Ängste und Sorgen und das Geschehen im Heim spricht. Auch die Lehrer*innen glauben den Kindern nicht, wenn – was selten der Fall ist – ein Kind vom Heim erzählt:

„Ich weiß, ich hab mal einen Schulaufsatz geschrieben, ... Ich weiß nur, ich hab ganz, ganz viele Seiten geschrieben, Schulaufsatz, und hab dann dafür eine ganz tolle Note gekriegt, sowas wie Eins minus oder so. ... – da war ich in der Hauptschule und hab in dem Aufsatz was aus dem Heim erzählt. Und der (Lehrer) hat dann gesagt, das wär ein – also von der Art, mich auszudrücken und so – das wär ein ganz, ganz toller Aufsatz. Und die Geschichten, die du da erfunden hast, das ist nicht wichtig. Also das darf man in einem Aufsatz.“ (Frau, 60er Jahre)

Ein Ehemaliger bringt es folgendermaßen auf den Punkt, dass man Gefahr lief, bestraft zu werden, wenn man geweint hat und Trost gebraucht hätte:

„Man hat noch einen draufgekriegt, mit der Begründung, jetzt hast du einen Grund zum Heulen. (lacht) Ja! Du warst traurig, hast geheult und hast noch eine gekriegt und nochmal psychischen Druck, und dann hieß es, jetzt hast du einen Grund zum Heulen. Und jetzt kannst du heulen. Und wenn du dann fertig bist mit dem Heulen, Zähne putzen, ab ins Bett. Da hat man nicht gesagt, was hast du denn, warum heulst du denn? Was tut denn dir weh? Das hat die nicht interessiert. So. Also ich bin Liebe-los aufgewachsen, also wirklich wortwörtlich, daheim keine Liebe und im Heim keine Liebe. Das, was sie gemacht haben, das hat nichts mit Liebe zu tun, das war denen ihre verdammte Verpflichtung, war das. Dafür haben sie auch vom Staat Geld gekriegt, der Orden“. (Mann, 70er/80er Jahre).

Eine Befragte erzählt, dass sie von Albträumen heimgesucht wurde, aber mit niemandem darüber sprechen konnte; die Kinder spüren, dass es gar keinen Sinn macht, sich jemandem anzuvertrauen, es wird einem nicht geholfen:

„Was ich weiß, ist allerdings, fällt mir grade ein, ich muss schon als Kind im Heim auch mal schlimme Träume gehabt haben. Also das gab's. Die hab ich aber für mich behalten. Die hab ich nicht erzählt, ... Und die hab ich dann auch mit mir selber – also wenn's die gab und ich dann wachgeworden bin, dann hab ich mich sofort auf die andere Seite gedreht und hab versucht, ganz schnell wieder einzuschlafen und das ja nicht irgendwie hochkommen zu lassen oder geschweige denn am nächsten Tag der Schwester erzählt, ich hab was ganz Schlimmes geträumt oder so. Weil es wär ja sowieso nicht –

also das hab ich als Kind wahrscheinlich schon gespürt, dass man da mir ja nicht hilft. Das wär gar nicht angekommen.“ (Frau, 60er Jahre).

Auch wenn man ständig mit anderen Kindern zusammen ist, bedeutete es für manche, dass ein tiefes Gefühl von Einsamkeit bleibt; es gab weder Dialoge noch gar Lob, sondern nur Anweisungen oder Tadel von „oben nach unten“:

„Und wir hatten auch nie richtige Gespräche, war waren so allein gelassen immer irgendwie. Nur schimpfen, immer schimpfen und ...“ (Frau, 60er Jahre)

„Nee, es war keine Zuneigung da. Also dass jemand mal fragt, wie es einem geht oder gesagt hätte, ja, das hast du gutgemacht oder so. Also das war gar nicht.“ (Frau, 60er Jahre).

Man hätte sich den Schwestern gegenüber auch gar nicht getraut, etwas zu erzählen, man hat keine eigene Stimme:

„Da hat sich doch niemand getraut, was zu erzählen. Was will man da erzählen? ... das kennt man gar nicht, dass man da – dass man irgendwie sagt, mir geht’s nicht gut, oder ich bin krank oder irgendwas. Dass man irgendwie Sehnsucht hat oder irgendwas, dass man – (Frau, 60er Jahre),

Man fängt an, sich zu verstecken, da man meistens Angst hat, wieder etwas „falsch“ gemacht zu haben und bestraft zu werden:

„Also ganz schlimm. Und ich hab mich dann halt – ich glaub – nicht ich glaub, sondern ich weiß, dass das für mich ein ständiger Rückzug war, ein ständiges Verstecken. ... Dieses Nicht-gewollt-werden und dann, wenn man sich zurückziehen möchte, dass man dann doch keine Entfaltungsmöglichkeiten hat, sondern eigentlich nur Angst hat, dass man nicht schon wieder – also man ist nicht zur Ruhe gekommen, auf jeden Fall.“

(Mann, 60er Jahre).

Wenn man aus dem Heim entlassen wurde, und nicht gelernt hatte, über sich zu sprechen, gibt es wieder Probleme in anderen Situationen, weil man nicht verstanden wird, seine Motive nicht erklären kann:

„Und das Schlimme ist, dass du als kleines Kind auch deine Ängste und Sorgen hattest und hattest niemanden als Gesprächspartner gehabt. Und als ich dann ins andere Heim gekommen bin und dann wirklich das eine dicke Problem an der Backe hatte, ich konnte ja mit niemandem reden. Ich wusste gar nicht, zu wem ich gehör und musste das über mich ergehen lassen. Sprich, ich hatte dort auch nicht meine Ruhe“. (Mann, 70er/80er Jahre).

4.1.5. Vorenthalten von Fürsorge bei Krankheiten

Die am Anfang dieses Kapitels beschriebenen Grundbedürfnisse von Kindern beinhalten unter anderem auch eine angemessene Fürsorge bei Krankheit und körperlichen Verletzungen. Auch hier kann von Vernachlässigung gesprochen werden, es wird von Befragten häufig ein sehr harscher Umgang der Verantwortlichen im St. Josefsheim mit kranken und verletzten Kindern berichtet.

So erzählt z.B. ein Befragter, der mit Mumps schwer erkrankt war, dass er längere Zeit als Simulant hingestellt wurde, und es aus diesem Grund dauerte, bis ein Arzt geholt und die Schwere der Krankheit erkannt wurde:

„Aber bis die mich ins Krankenhaus gebracht haben, da bin ich auch erst abgestempelt worden als ein Simulant. Und wo sie dann das Licht angemacht haben und ich dann geschrieben hab, ah, tut weh,

dann sind sie stutzig geworden. Dann haben sie den Arzt geholt, und der Arzt hat gesagt, ‚Um Gottes Willen, was macht denn der noch hier?‘ Das weiß ich noch, die Schwestern: ‚Wieso?‘ ‚Ja, der hat Gehirnhautentzündung, Hodenentzündung, Mumps, der muss ins Krankenhaus.‘ Innerhalb von zehn Minuten war ich im Krankenhaus. Hätt ich mich aber nicht so gemeldet, die hätten mich dort gelassen. Es war ja so immer, die haben einen immer gleich abgestempelt als einen Simulant. Warum soll ich simulieren?“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Ein weiterer Befragter berichtet davon, dass er beinahe einen Blinddarmdurchbruch gehabt hätte, weil seine Klagen ignoriert wurden.

„Mit sechs oder so, hatt ich ja den Blinddarm, und ich war ewig dort (im Heim) gelegen und kam in kein Krankenhaus. Warum, weiß ich bis heute nicht. Die haben immer gesagt, ich hatte nur eine Grippe, und dann ging’s mir immer noch nicht besser, immer noch nicht besser; der Kinderarzt war wieder da, ... Und irgendwann hat der festgestellt, dass mein Blinddarm kurz vor dem Bruch ist, und dann kam ein Rettungswagen und hat mich dann mit Blaulicht sogar ins Krankenhaus gefahren.“ (Mann, 80er Jahre).

Auch kleinere Unfälle, wie z.B. sich im Schwimmbad an der Rutsche zu verletzen, führen eher zu Bestrafung (kein Abendessen z.B.), als dass man fürsorglich tröstet, denn das Kind hat ja nicht aufgepasst:

„Warum er jetzt da nicht aufgepasst hätte, und wie soll sie das gegebenenfalls erklären? Das geht so nicht, und er darf jetzt halt einfach nicht mehr rutschen. Und heut Abend ist übrigens das Abendessen auch gestrichen. Und das fand ich halt schlimm, weil wir kommen alle vom Schwimmen und haben natürlich Hunger ohne Ende. Und dieser Junge musste dann nebendran sitzen und musste uns auch zugucken.“ (Mann, 80er Jahre).

Bei einem Ereignis, das von zwei Befragten erinnert wurde, wurde ein Kind, das sich beim Spielen im Park den Oberschenkel gebrochen hatte, zunächst verprügelt, bevor ein Arzt gerufen wurde:

„Und dann hab ich dann von unten geholfen und hab mir dann so mit dem Oberschenkel einen Bruch eingefangen. Und den Tag werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Die haben mich dann unter der Schaukel rausgezogen, dann in die Gruppe gebracht, und die Schwester X., die hat mir damals den nackten Hintern noch zusätzlich gehauen. ... Im Beisein von den anderen Kindern. Das hat mich total entsetzt. ... Sie hat mich dann auch umgedreht und hat mir dann die Unterhose runtergezogen und hat mir dann kräftig den Arsch gehauen. ... Ja, den Arzt hat sie gerufen, also der Krankenwagen kam auch. Und dann war ich halt, ich glaub, so sechs Wochen im Krankenhaus gewesen, bis das verheilt war. Ja. Und das konnte ich ihr nicht verzeihen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Die grundlegende Haltung scheint gewesen zu sein: „Hab Dich nicht so!“ – berichtet ein Befragter, der sich den kleinen Zeh gebrochen hatte.

„Aber es wurde dann halt gesagt: Jetzt hab dich nicht so! Also damit musstest du klarkommen. Und wenn du dann noch mal was gesagt hast, dann: Ich hab’s dir doch gesagt! So, jetzt ist es vorbei. Dann bleibst du heut Abend auch dort sitzen und kriegst nichts.“ (Mann, 80er Jahre).

Es sind intensive Erlebnisse, die im Gedächtnis verankert sind, wie im folgenden Beispiel, wo ein Interviewter trotz Schmerzen knien muss:

„Da hab ich hier eine Schürfwunde gehabt, und die war offen, da waren wir beten. Und da musst du ja beim Gebet – hast du dich ja dann hinknien müssen. So. Ich hab gesagt, ich kann nicht knien. ‚Ach, du kannst knien‘. ‚Ist doch alles offen! Das tut weh!‘ ‚Du kniest!‘“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Verletzungen wurden meist mit Hausmitteln behandelt – Weinen war verpönt:

„Ich hab extreme Narben am Fuß von diesen Stürzen vom Fahrrad. Also ich weiß genau noch, wie ich da um die Ecke gefahren bin, und, weil da Split auf dem Teer lag, bin ich gerutscht und hatte eine riesige Wunde am Knie. Und die sind dann hingegangen, haben einen Schnaps drüber geleert, sauber

gemacht, Niveacreme drauf, und haben gesagt: weiterspielen. Also sie haben immer gesagt, ich soll nicht weinen, da gibt's nichts zu weinen. ...“

(Mann, 80er Jahre).

Ein Interviewter erinnert das Gefühl großer Einsamkeit: Er lag alleine krank im Schlafrum, den die anderen Kinder nicht betreten durften; es gab kein Spielzeug, nur ab und zu schaute eine Schwester vorbei, brachte was zum Essen, kontrollierte:

„Nein. Nein, nein, wir durften nicht in den Schlafrum, der war tabu – nur zum Gesundwerden. Und das war auch schlimm eigentlich. Wenn man fiebrig ist, wenn man Schmerzen hat, Ohrenschmerzen oder was auch immer, dann musste man im Bett liegen bleiben, im Zimmer. ... Und da kam nur jemand zum Essen (bringen) und zum Kontrollieren, ob man im Bett ist. Spielzeug hatten wir nicht im Zimmer, das waren ja nur die Schränke mit der Kleidung, und wir lagen da nur im Bett und starrten da gegen die Wand oder an die Decke und ...“ (Mann, 70iger Jahre).

Symptome wie bspw. eine Migräne wurden ignoriert, so eine Interviewte; ihr wurde unterstellt, sie würde sich lediglich den Gruppenaktivitäten entziehen wollen:

„Ich litt unter starker Migräne, und die hatte ich wöchentlich gehabt. Mit Spuckanfällen, das ging immer so drei Tage. ... mir ging's echt sterbenselend. Da haben sie auch immer zu mir gesagt, ich würde simulieren, weil ich mit der Gemeinschaft nichts machen will – ich simuliere nur, und ich hab gelitten, gelitten!“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Aber wie immer gibt es auch zu diesem Punkt eine Ausnahme: von Schwester M., die von 1965 bis 1974 im Heim als Gruppenschwester tätig war, werden auch fürsorgliche Handlungen erinnert: *„Also er (der Bruder) hatte, als er ins Heim kam, Probleme mit den Füßen. Man hat mir gesagt, es waren wie so Sichelfüße, die gingen so nach innen. Und er hat auch relativ lange seine Füße in Gips tragen müssen. Und die in der Klinik haben dann auch zu der Schwester, die ich damals hatte, die sehr nett war, gesagt, sie bräucht sich gar nicht so viel Mühe geben, der Junge würd nie laufen können. Und die hat ihm dann die Füße massiert und gekuckt, dass die Muskulatur sich aufbaut.“* (Frau 70er/80er Jahre).

4.1.6. Vorenthalten der Möglichkeit eigener Entscheidungen im streng geregelten Alltag

Ein weiterer Aspekt von Vernachlässigung waren die strikten Tagesabläufe im St. Josefsheim. Wie die Erziehungsregeln vorgeben, darf ein Kind „niemals ... müßig umherstehen.“ (Regel 19, S. 8; Regel 28, S. 11). Wie schon in Kap. 2 beschrieben, sehen die Regeln einen sehr durchstrukturierten Alltag der Kinder vor; die Kinder müssen an „Pflichttreue“ gewöhnt werden (Regel 48, S. 17).

Innerhalb dieses durchstrukturierten Alltags gibt es kaum Raum für individuelle Bedürfnisse der Kinder – außer beim Spielen im Park; ganz abgesehen von Ermutigung und Anerkennung und angemessenen Erfahrungsräumen, wie in der Definition von Grundbedürfnissen weiter oben in diesem Kapitel ausgeführt wurde.

Dieser streng geregelte Alltag wird bis zur Schließung des Heims 1992 von etlichen Befragten detailliert geschildert:

„Der Alltag war halt ziemlich streng gestrikt. Du bist halt um halb sieben aufgestanden, und anstatt dass man erstmal sagt, Guten Morgen oder sowas, wir haben ja noch alle geschlafen, da ist man erstmal reingerannt, die Rollläden aufgemacht, das Fenster aufgerissen, die Bettdecke weggezogen, und du warst ja noch gar nicht da. Also das war – die haben da – die haben das Fingerspitzengefühl – die haben halt ihren Tagesablauf gehabt, und der hat partout durchgezogen werden müssen, egal

wie. Du bist halt aufgestanden, dann hast du halt erstmal dich geputzt und hast dann das Bett machen müssen. Dann bist zum Frühstück, und nach dem Frühstück bist du dann in die Schule. (Mann, 70er/80er Jahre).

Ordnung halten war enorm wichtig, man fühlt sich an Kasernenatmosphäre erinnert – wie im folgenden Zitat:

„Also es war richtig wie in einer Kaserne, das heißt, wir sind ja auch, wenn wir morgens aufgestanden sind, dann haben wir ja unsere Schulsachen am Bett gehabt. Und die waren in der Reihenfolge so übereinandergelegt, wie man sich morgens anzieht. Das heißt, abends haben wir einen Schlafanzug gehabt, aber die Unterwäsche blieb an. Also man durfte nicht so in den Schlafanzug rein, weil das war nicht ... Ja? So. Und dann hat man sich morgens ausgezogen und hat dann praktisch sich so, wie man sich anzieht, dann die Socken, die Hose, das T-Shirt, so hat man sich angezogen. Dann hat man die Betten rausgehängt zum Lüften. Und dann ging man frühstücken. Und nach dem Frühstück hat man dann die Betten gemacht, und dann haben wir das Kissen zu einer Wurst zusammengerollt, und das hat man hinten an die Wand drücken müssen, und die Decke genauso. So. Und die Decke hat man aber nicht im kurzen Teil gerollt, sondern im langen. Und die Decke musste mit dem Kopfkissen eine Höhe bilden, also nicht unterschiedlich hoch. Dann kam eine Tagesdecke drüber, und die Tagesdecke musste unten mit der Holzleiste abschließen. Und die Schwester ist nur mit dem Finger drübergefahren, ob das passt. Und wenn's nicht gepasst hat, hat sie alles runtergerissen, und man durfte das noch mal machen. Auch die unterschiedlichen Wölbungen der Decke und vom Kissen wurde gekuckt, ob das wirklich alles passt. Also wie in einer Kaserne, wie bei der Bundeswehr, so haben wir unsere Betten machen müssen“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Auch wird ein nach Ansicht der Schwestern perfekt aussehender Kleiderschrank gefordert, weil man sonst bestraft wird:

„Da hat ein Kleidungsstück nicht sauber im Kleiderschrank drin gelegen, dann wurden die ganzen Klamotten rausgerissen, aufs Bett geschmissen, und dann durftest du den Kleiderschrank wieder komplett einräumen. Und dann hat sie wieder was gefunden, da gab's kein Mitleid, dann wurde der Kleiderschrank nochmal rausgerissen. Und da hast du zwei, dreimal die Klamotten an einem Tag zusammengelegt und wieder reingelegt und die Hoffnung gehabt, hoffentlich findet sie beim nächsten Mal nichts mehr, und der Schrank ist dann in Ordnung.“ (Mann, 80er Jahre).

Hier geht es gar nicht mehr funktional um das Aufrechterhalten einer sinnvollen Ordnung, sondern um Durchsetzung von Macht: Macht, die zum Selbstzweck geworden ist und der Disziplinierung dient. Dass Ordnung als Grund der Machtausübung angegeben wird, ist – wie Kelman (1973) sagt – nur eine Beschönigung. Er spricht in diesem Zusammenhang davon, dass Regeln – und dann Bestrafungen – sich in Institutionen verselbstständigen können. Das kann dazu führen, dass Strafen und Demütigungen – wie in den vorherigen Beispielen – damit beschönigt werden, dass z.B. Ordnung aufrechterhalten werden muss:

„Eine gewisse Neutralisation oder Beschönigung liegt im Grunde bereits in der offiziellen Lesart der wahrzunehmenden Aufgabe, für ‚Recht und Ordnung‘ zu sorgen. Die kleinen und größeren demütigenden Quälereien werden ja mit dem Argument gerechtfertigt, sie würden die Einhaltung der Regeln durchsetzen, also die Ordnung aufrechterhalten“ (ebd., S. 86).

Es wird streng kontrolliert, ob die Kinder gehorsam funktionieren, sich einheitlich verhalten, sei es beim Anziehen bestimmter Kleidung, beim Aufräumen von Kleidung oder beim Essen am Tisch: Gesten bei Tisch werden detailliert vorgeschrieben:

„Dann haben wir aber, bevor wir an den Tisch gesessen sind, uns erst umziehen müssen, weil mit Schulsachen sitzt man nicht am Mittagstisch. Also haben wir uns erst umziehen müssen. Da hat jeder

seinen Bügel gehabt mit Namen, und die Sachen mussten so aufgehängt werden, dass sie nicht runterrutschen. Das heißt, wenn man jetzt eine Jacke hatte, dann musste der Reißverschluss zu sein, und wenn man eine Bluse oder irgendwas hatte, dann musste wenigstens der obere Knopf zu sein. Und das ist auch kontrolliert worden. Da ist die Schwester nur an den Schrank und hat einmal so gemacht, und das, was runtergefallen ist, da durfte man antanzen, also wurde auch kontrolliert. Hausschuhe anziehen, an den Tisch hinsetzen, beten, laut und deutlich, damit's jeder hört. Dann durfte gegessen werden. Die Hände hatten auf dem Tisch zu sein und die Handfläche so auf den Tisch. Ja? Die Hand durfte dann gehoben werden zum Tellerlupfen, aber ansonsten haben beide Hände auf dem Tisch zu sein, kein Ellenbogen. Ellenbogen ging gar nicht. Dann hat man hinterher wieder beten müssen, und je nachdem, wie das Ganze ausgelaufen ist, hat dann jemand eine Strafe gekriegt.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Erving Goffman hat wegweisende Essays über „totale Institutionen“ verfasst hat (1961, 1. deutsche Auflage 1973) verfasst. Die im Folgenden zitierte Passage scheint eine abstrahierende Zusammenfassung u.a. der obigen Essenssituation, aber auch der weiter oben dargestellten Forderungen nach Ordnung im Schrank und beim Bettenmachen, wofür Goffman selbst sehr ähnliche Beispiele bringt: „In einer totalen Institution jedoch werden die Aktivitäten eines Menschen bis ins Kleinste vom Personal reguliert und beurteilt; das Leben der Insassen wird dauernd durch sanktionierende Interaktionen von oben unterbrochen ... Jede Bestimmung raubt dem einzelnen eine Möglichkeit, seine Bedürfnisse und Ziele nach seinen persönlichen Gegebenheiten auszugleichen, und setzt sein Verhalten weiteren Sanktionen aus. Die Autonomie das Handelns selbst wird verletzt“.

Auch die Kleidung, die getragen werden sollte – sowohl in die Schule als auch nachmittags (man musste sich sofort nach der Schule umziehen), konnte man sich nicht aussuchen, sondern war vorgegeben, ebenso wie das Essen, das auf den Tisch kam und das – auch auf die Gefahr hin, man erbrach es – gegessen werden musste (siehe zum Essenszwang Kap. 5.3). Das bedeutet auch, dass man als Kind nicht lernt, eigene Entscheidungen zu treffen, man darf gewissermaßen gar nicht auf die Idee kommen, eigene Vorstellungen und damit ein Gefühl für das eigene Selbst zu entwickeln. Perry/Szalavitz (2008) fassen dies folgendermaßen zusammen in Bezug auf Kinder, die in den USA bei einer Sekte gelebt hatten und die von Perry als Kinderpsychiater betreut wurden:

„Innerhalb der Siedlung war den Kindern fast jede Entscheidung abgenommen worden – angefangen von dem, was man isst und welche Kleidung man trägt, bis hin zu dem, wie man denkt und betet. Wie alle anderen Hirnregionen wachsen oder stagnieren auch diejenigen, die an der Entwicklung des Ich-Bewusstseins beteiligt sind, je nachdem wie häufig sie in Anspruch genommen werden. Um ein Selbst zu entwickeln, muss man üben, eine Entscheidung zu treffen und aus den Konsequenzen dieser Entscheidung zu lernen; wenn man nur lernt zu gehorchen, hat man wenig Möglichkeiten herauszufinden, was man gerne mag und will.“ (ebd., S. 81f).

Dies wird von einem Betroffenen sehr nachvollziehbar folgendermaßen formuliert:

„Es ist – das zieht sich heute auch noch durch. Ja. Ja, man wird dadurch extrem geschädigt, dass man da im Leben dann halt nicht mehr genau weiß, was ist falsch und was ist richtig. Welche Lebenssituation ist jetzt die richtige, welche ist die falsche. Mach ich das richtig, mach ich wieder was falsch, ist es dem anderen recht, ist es dem anderen nicht recht.“ (Mann, 60er Jahre).

Ein Befragter beschreibt den Alltag im St. Josefsheim als ein „Knastsystem“, mit dem auch größere Gruppen von Kindern mit wenig Personal unter Kontrolle gehalten werden können:

„Dann irgendwann mal gemerkt, dass es eigentlich das einfachste System ist, wenn man so ein bissl so ein Knastsystem einführt: Die Älteren passen auf die Jüngeren auf und strikte Regeln, und es wird

bestraft, und wenn noch mal passiert, dann wird noch härter bestraft, und so hat man seine Ruhe“. (Mann, 60er Jahre).

Man sei den Nonnen gegenüber ein „Organisationsproblem“ gewesen, keine Kinder, deren Wohlbefinden in irgendeiner Weise eine Rolle gespielt hätte:

„Wir waren eigentlich nur so ein Organisationsprodukt, dem man Kleidung kauft, die man zur Schule bringt, mit denen man Hausaufgaben macht und sonstiges, aber keine Form von ..., irgendeine Art Freiwilligkeit, die man dann zusätzlich mal so aus Nächstenliebe oder ... An so was kann ich mich überhaupt nicht erinnern. Irgendwie ein ständiges Organisationsproblem waren wir wahrscheinlich.“ (Mann, 60er Jahre).

Ende der 80iger Jahre gegen Schließung des Heims hin lockert sich der ganz strenge Alltag, da die Kritik von Seiten der Jugendhilfe massiver wird und das Heim mit weniger Kindern belegt wird (siehe Kap. 2). Jetzt dürfen die Schlafräume auch tagsüber betreten werden, die Kinder haben also im Haus mehr Platz gehabt fürs Spielen: *„Irgendwann durfte man dann schon in die Räume rein.“* (Mann, 80er Jahre.)

4.1.7. Vorenthalten von Unterstützung in Bezug auf schulische Bildung

Auf die Unterstützung schulischer Bildung wurde kein großer Wert gelegt. Die Entmutigung setzt sich dann teilweise in der Schule fort. „Eine der am nachhaltigsten wirksamen Formen der Vernachlässigung bestand darin, dass Mädchen und Jungen in den Heimen kaum gefördert wurden und dass Bildungschancen, die sie hätten ergreifen können, aktiv verhindert wurden.“ (Caspari u.a. 2021, S. 198).

Es sind mehrere Befragte, die erzählen, wie sie in der Schule fast als nicht grundschulgeeignet eingestuft wurden, die Schule hätte sie offenbar lieber auf einer Sonderschule gesehen. Aber die auch schulisch „aufblühten“; nachdem sie – wie im folgenden Beispiel – in eine Pflegefamilie aufgenommen wurden oder in ein anderes Heim kamen. Manche haben sich auch selbst im späteren Leben nachholend „gebildet“

„Und ich meine, das weiß ich noch wie heute, Lesen, Schreiben und überhaupt Schule hab ich erst beim Pfarrer (Pflegefamilie) gelernt. Da war ich neun. Da waren wir wohl so schlecht, da hat er uns für jede Eins dann fünf D-Mark versprochen.“ (Frau, 60er/70er Jahre).

Durch die fehlende Unterstützung gab es vor allem in den ersten Schuljahren große Lücken in den grundlegenden Kulturtechniken wie Lesen und Rechnen.

„Denn ich bin mit Lücken in die Pflegefamilie gekommen. Also das war fast so, würd ich mal sagen, ich war in der dritten Klasse, und in der dritten Klasse kann man ja eigentlich schon rechnen, also addieren. Und das war für mich ganz, ganz schwierig. Addition, Subtraktion, das konnte ich alles nicht. Das hat mir meine Pflegemutti beigebracht. Und so richtig schön, sie hat drei Äpfel hingelegt und vier Apfelsinen hingelegt, und wenn man die jetzt zusammentut, wieviel sind's dann. Und so bin ich ans Rechnen gekommen. Das hatte ich vom Heim nicht. Also das hab ich in der Grundschule, in den ersten beiden Klassen irgendwie nicht gut gelernt und hab's aber auch nicht im Heim dann erklärt bekommen. Es wurde nur aufgepasst, dass man sie macht, die Hausaufgaben. Hinsetzen, Hausaufgaben machen. So. Ohne Anleitung.“ (Frau, 60er Jahre).

Es gab keine wirkliche Anleitung bei den Hausaufgaben; die Schwestern saßen neben den Kindern, man musste lernen, aber es wurde nicht überprüft, ob man etwas verstanden hat, man wurde nicht gefragt, ob man Unterstützung braucht.

„Die Schule, da hat niemand irgendwie geholfen mit den Hausaufgaben oder gefragt, ob du da mitkommst oder nicht. Das war total uninteressant. Man hat bloß immer gesagt, Hausaufgaben machen. Aber es hat auch keiner kontrolliert oder gesagt, das ist falsch oder irgendwas. Also das nicht.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine Ehemalige sagt spöttisch, den Schwestern waren Noten gleichgültig, lediglich in Religion sollte man gut sein:

„Das andere war egal, Hauptsache Religion eine Eins und Betragen eine Eins. Ansonsten war das denen egal, was du für Noten hattest.“ (Frau, 60er Jahre)

Die Situation im Heim – die Strenge, die Kontrolle, die ständige Angst vor Strafe, davor, etwas „falsch“ gemacht zu haben, führt bei einigen zu erheblichen Konzentrationschwierigkeiten:

„Ich bin in der Schule nie mitgekommen, (hab) Konzentrationsschwierigkeiten gehabt, aber ich wusste damals schon, warum ich meine Konzentrationsschwierigkeiten immer in der Schule hatte.“ (Frau, 70er Jahre).

Vor allem das Geschimpfe, das von einigen erinnert wird, wenn man etwas nicht gleich verstanden hat, hindert Kinder daran, sich zu konzentrieren:

„Ja, ja, die (Schwester C.) war hart. Und wenn ich Schularbeiten gemacht hab, hat sie immer dazwischengeredet. Ich konnt mich gar nicht richtig konzentrieren, schreiben und überlegen, weil die so streng war.“ (Frau, 60er Jahre)

Schlechte Noten werden den Kindern zugeschrieben, auch teilweise von Lehrer*innen: „Das sind Heimkinder, die sind halt dumm“; also auch von der Schule gab es teilweise massive Abwertung:

„Ich hab echt Scheiß-Noten und jeder sagt, weil ich dumm bin, musste aber über die Jahre feststellen, dass es gar nichts damit zu tun hat, sondern dass man mir die Zeit nicht gegeben hat, auch das Umfeld.“ (Frau, 70er Jahre).

Manche Kinder hatten das Glück, dass sich die Eltern dagegen gewehrt haben, dass ihr Kind in eine Sonderschule eingeschult wird und diese konnten so einen „normalen“ Bildungsweg gehen. Andere hatten nach dem Wechsel aus dem Heim in eine andere Situation endlich die Chance auf eine tragfähige Bildung und Ausbildung, nachdem sie im Heim auf dem Weg in eine Sonderschule waren, wie dieser Ehemalige, der später dann das Abitur nachgeholt und studiert hat:

„Ich war auf dem Weg zu einer Sonderschule. Ich hab komplett blockiert in der Schule, weil ich saß oft mit meiner Schwester abends zusammen, auch spät noch. Und dann saß die Nonne daneben, und ich musste da lesen oder schreiben. Da ging überhaupt nichts. Und dann abends, wenn dann wieder was nicht geklappt hat, dann gab's mit dem Kehricht(besen) im Toilettenraum einen hinten drauf, und nicht nur einmal, öfters. Und die war eigentlich nur am Schlagen, oder auch so zack! in das Ohr und ... Also ich war der komplette Kandidat für eine Sonderschule und bin dann richtig aufgeblüht, als es dann nach M. ging (in ein anderes Heim), dass dieser Druck weg war. ... also ich hab das Abitur nachgeholt und hab dann auch noch studiert und so weiter, das konnte ich dann damals alles. Aber wär ich in Hoheneck geblieben oder wenn ich das gesehen hätte, wie lang die anderen dort geblieben sind, also ... Und dann noch mit der Nonne zusammen! Pffff, keine Ahnung, was da passiert wäre. Da hätt ich nie den Lebensweg einschlagen können. (Mann, 60er Jahre).

Einem anderen Kind wird – trotz Empfehlung der Lehrerin – zunächst der Besuch der Realschule verweigert.

„Und die Lehrerin hat mir dann aber gesagt, dass ich so einen guten Durchschnitt hab, dass ich ohne Aufnahmeprüfung auf die Realschule könnte. Ich sollte das doch bitte im Kloster mitteilen. Und dann hat die Schwester damals gesagt: Nein, ich hätte meine Chance verbaut. ... Ich weiß nicht warum. Sie

hat nur damals zu mir gesagt, ich hätte meine Chance gehabt und ich hätte sie verbaut. ... ich hätte Pech gehabt. ... Ich hätte in der Grundschule fleißiger sein müssen, um gleich auf die Realschule zu kommen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Erst die Intervention einer engagierten Lehrerin, die mit der zuständigen Schwester spricht, ermöglicht ihr den Wechsel auf die Realschule, die sie dann auch abschließt.

In den letzten Jahren des Heims werden weltliche Mitarbeiterinnen eingestellt, die spezifisch die Hausaufgaben unterstützen sollen und die Kinder auch gegen die Schwestern verteidigen, zumindest was ihre schulischen Pflichten betrifft:

„Nach der Schule war’s ja eigentlich so ... dass ja noch eine in Zivil gekleidete Dame dabei war; die war gefühlt fünfundzwanzig, Anfang zwanzig, und hat mit uns Hausaufgaben gemacht oder unterstützt, geschaut: Wie verhältst du dich? Lernst du denn richtig? Bist du richtig strukturiert? Und die hat mich dann aus dieser Ecke (Strafmaßnahme Eckenstehen) rausgeholt und hat sich dann auch mit der Oberschwester angelegt, hat gesagt, das ist ihr jetzt egal, der Junge muss jetzt eben seine Aufgaben machen, und so eine Bestrafung kann sie ja nachher fortführen. Aber im Moment müsse ich da mitkommen und meine (Haus-)Aufgaben machen; weil dafür wäre sie da und dafür hat sie auch praktisch so ein Zeitfenster gehabt.“

(Mann, 80er Jahre).

4.2. Psychische/emotionale Gewalt

4.2.1. Wie wird psychische/emotionale Gewalt definiert?

Psychologische oder emotionale Misshandlung bzw. Gewalt beinhaltet nach einem Kommentar der UN Kinderrechtskonvention von 2011 u.a. folgende Verhaltensweisen:²¹ Alle Formen von wiederholten, die Kinder schädigenden Interaktionen, wie z.B. den Kindern sagen, dass sie wertlos, ungeliebt, ungewollt, in Gefahr sind; sie in Angst versetzen, terrorisieren und bedrohen; sie ausbeuten und korrumpieren, zurückweisen und ablehnen, isolieren, ignorieren oder bestimmte Kinder vor anderen favorisieren; Verweigerung emotionaler Zuwendung und Zugänglichkeit; Beleidigung, Demütigung, Herabsetzung, Lächerlichmachen, die Gefühle von Kindern verletzen; sie Zeugen von Gewalt werden lassen; sie isolieren von Kontakten, die für ihre Entwicklung notwendig sind (vgl. dazu Kindler/Schwabe-Höllein 2012; Brassard/Hart/Glaser 2020).

Zwischen den Definitionen von Vernachlässigung und emotionaler Misshandlung gibt es Überschneidungen. Während es im vorherigen Abschnitt zu Vernachlässigung jedoch eher um das *Vorenthalten* von emotionaler Zuwendung, von Zugänglichkeit und Fürsorgeverhalten ging, soll in diesem Kapitel ausgeführt werden, wie die erziehenden Schwestern durch spezifische Interaktionen die dem St. Josefsheim anvertrauten Kinder abgewertet und gedemütigt haben.

Emotionale Gewalt in der Kindheit wurde in ihren Auswirkungen lange unterschätzt im Vergleich zu körperlichen Misshandlungen, hat jedoch – wie neuere Forschungen ergeben haben – schwerwiegende Folgen auch im späteren Leben: Für eine große Studie der Universität Pittsburgh wurden über zwei Jahre hinweg kontinuierlich Befragungen bei rund 1.000 Mittelklasse-Familien durchgeführt, in denen mindestens ein Kind im Alter von 13 bis 14 Jahren lebte. Alle Beteiligten wurden detailliert nach den Erziehungspraktiken, der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, den psychischen Befindlichkeiten und dem problematischem Verhalten der Kinder in Alltag und Schule befragt. Deutliches Ergebnis war, dass verbale (emotionale) Gewalt wie Abwerten, Beschimpfen, Beleidigen usw. in hohem Maß zu Depression und Verhaltensproblemen der Kinder führte (Wang/Kenny 2013). Brassard et al. (2020) bestätigen dies Ergebnis in einer Übersicht über Forschungsergebnisse: Lebenslang waren Depression, Suizidalität und gesundheitliche Probleme direkt mit emotionaler Gewalt in der Kindheit verbunden (vgl. dazu auch Kindler/Schwabe-Höllein 2012). Eine weitere Studie zeigte, dass emotionale Misshandlung sich im Vergleich zu anderen Formen von Misshandlung als einziger unabhängiger Faktor herausstellte, der internalisierende Schwierigkeiten und eine traumabezogene Symptomatik zur Folge hatte (siehe dazu Cecil et.al. 2017; Caspari u.a. 2021).

So fasst ein Befragter folgendermaßen zusammen, dass sich durch die ständige Abwertung und Herabsetzung in ihm ein tiefes Gefühl von Wertlosigkeit in ihm festgesetzt hat, das noch heute anhält: *„Aber ganz schlimm, wissen Sie, war dieses – ein Nichtsnutz zu sein, lieblos, einfach ein wertloses Teil dieser Gesellschaft zu werden und das immer wieder. Diese Nutzlosigkeit und Wertlosigkeit, mit der hab ich immer wieder sehr zu (tun) – die ist jetzt auf dem Höhepunkt mal wieder, es war vorher schon – es war mal ganz (weg) – aber jetzt ist es eigentlich durch das, dass das jetzt auch noch bearbeitet wird vom Psychologen und von den (Therapie-)Gruppen, ist es eigentlich auf dem Höhepunkt. Es ist eigentlich für jetzt, dass das jetzt kommt, nach so vielen Jahren, ist das schon irgendwie ganz komisch für mich, dass das so alles aufeinander kommt, dass das jetzt alles eintrifft.“* (Mann, 60er Jahre).

Was unterscheidet familiäre Gewalt von der Gewalt in einer Einrichtung? „Was die familiäre Gewalt von der Gewaltausübung im Heim in vielen Fällen zu unterscheiden scheint, ist das Fehlen eines

²¹ https://www2.ohchr.org/english/bodies/crc/docs/CRC.C.GC.13_en.pdf

Plans. Elterliche Gewalt ist brutal und demütigend, aber sie folgt selten einer erzieherischen Idee, ist oft Ausdruck von Überforderung und eigenem Leiden und kann von den Kindern eher verziehen werden. In der Institution hingegen wird systematisch und planvoll gestraft. Es geht darum, den kindlichen Willen zu brechen. Es werden Methoden angewendet, die militärisch geprägt sind und noch den Geist des Nationalsozialismus atmen. Erniedrigung und Demütigung sind die Ziele der vorgeblich pädagogisch motivierten Bestrafungen im Heim. Die Eltern dagegen schlagen um sich. Auch Eltern können ihre Kinder demütigen, klein halten und Mobbing betreiben. Sie bleiben aber die Eltern, und deren Kinder übernehmen, wie wir gezeigt haben, nicht selten die Verantwortung für ihr Handeln“ (Caspari u.a. 2021, S. 156).

4.2.2. Doppelte Abwertung: „Ihr werdet wie eure Eltern“

Abwertungen und negative Prophezeiungen waren im St. Josefsheim an der Tagesordnung. Dabei treffen diejenigen Beleidigungen und Herabsetzungen besonders tief, in denen die Eltern mit einbezogen und verächtlich gemacht werden; denn jedes Kind ist mit den Eltern identifiziert – sei es negativ oder auch positiv.²² Wenn gesagt wird, man sei selbst genauso wertlos wie diese und aus dem Kind würde ebenso nichts werden, verletzt man die Gefühle eines Kindes umso mehr, es kann sich noch weniger wehren gegen die Demütigung;

„Das ist ja was, was ich mir jeden Tag von der Schwester G. anhören musste, dass aus mir niemals was werden kann, und ich werde immer in der Gosse enden wie meine Mutter. Das war, das war schon fast normal.“ (Frau, 70er Jahre).

Die Abwertungen der Klosterschwestern richtete sich insbesondere und gnadenlos gegen die Mütter, die es wagten, unverheiratet Kinder zu bekommen, welche Gründe diese auch immer gehabt haben. Auch wenn man als Achtjährige nicht wirklich verstehen kann, um was es dabei geht, bleibt diese Herabwürdigung schmerzhaft:

„Oder dann eben gesagt wurde, ja, von einer Mutter, die eben fünf Kinder in die Welt setzt, unverheiratet, kann man ja nix anderes erwarten. Die taugt sowieso nix. Das war eigentlich der Grundkonsens.“ (Mann, 70er Jahre).

Man kann als Kind ja auch gar nicht einschätzen, was davon stimmen mag oder auch nicht, oder welchen Hintergrund eine solche Aussage hat:

„Ja, die (R.) hat halt immer gesagt, ich bin so zornig und dickköpfig wie meine Mutter.... Ja, man weiß es ja gar nicht, weil in dem Moment ist ja meine Mutter auch eine fremde Frau gewesen, die wo halt auch bloß kommt und dann wieder geht. Ich hab´s ja gar nicht einschätzen können, ob die jetzt stur oder freundlich oder wie überhaupt ihr Charakter ist.“ (Frau, 60er Jahre).

Teils werden die Abwertungen sogar religiös verbrämt, wenn ein Kind und seine Geschwister als „dämonisch“ abgeschrieben werden:

„Ja, du bist wertlos, deine Mutter ist aus der Gosse, du landest auch in der Gosse. Pass auf, ich prophezei dir, du wirst keine Ausbildung machen, du wirst Straßenkehrer, zu wirst Müllabfuhr, solche ... Schau mal, wie du in der Schule bist, schau mal ... Das konnte ja nicht aufbauen, das war ja vorprogrammiert, dass es so ist. Ja, und unser Blut ist sowieso verseucht, die Dämonen sind ja bei uns drin (bei mir und den Geschwistern).“ (Frau, 60er Jahre).

Oder – wie eine andere Interviewte es treffend auf den Punkt bringt: *„Und wir Kinder sind ja keine Gotteskinder, sondern wir sind ja praktisch ein Produkt der Sünde, und das müssen sie auch noch beaufsichtigen.“* (Frau, 70er Jahre).

²² Vgl. dazu Kap. 4.2, Rolle der Eltern: Wie an der Stelle schon ausgeführt, entspricht diese ständige Herabsetzung von Eltern in keiner Weise den Regeln des Ordens zur Erziehung von Kindern.

Wenn Menschen dehumanisiert, abgewertet werden, wie im oberen Beispiel, dann zeigen z.B. FMRT Studien (funktionelle Magnetresonanz-Tomographie), dass im Gehirn der abwertenden Personen das Netzwerk von Neuronen wenig Aktivität zeigt, dass mit der so genannten „Theory of Mind“ verknüpft ist, d.h. mit Empathie, Nachempfinden und Verstehen von Gefühlen und gedanklichen Zuständen Anderer: Man hat kaum noch Mitgefühl. Selbst wenn man **nur hört**, wie jemand andere Menschen erheblich herabsetzt, wird es wahrscheinlicher, dass man sie im Kontakt auch abwertet (Hare/Woods 2020, S. 120). Der Entwicklungspsychologe Albert Bandura führte in den 60iger Jahren des 20. Jahrhunderts Experimente durch, in denen subtile Abwertung und Dehumanisierung zu härteren Bestrafungen führten, selbst wenn man diese nicht selbst der Person zuschrieb, sondern andere davon sprechen hörte (Hare/Woods 2020, S. 134f).²³ Das mag eine Erklärung dafür sein, warum z.B. die meisten weltlichen Erzieherinnen/meist jedoch Praktikantinnen sich in hohem Maß dem Regime der Schwestern angepasst haben, so wie von einer Befragten geschildert wird. (vgl. dazu Sapolsky 2017).²⁴ Sie erinnert sich z.B. an die

„A., weil ... der ist genauso schnell die Hand ausgerutscht wie der Schwester G.. Und die R., die waren zur gleichen Zeit. Wer auch ganz schlimm war, war die Schwester Ma.. Und dazu haben dann die S. und die A. als Erzieherinnen gehört, ... also das war alles ganz, ganz schlimm. Die waren zwar in der anderen Gruppe, aber wie ich dann in die Hauptschule gekommen bin, haben wir zwei neue Mädchen gekriegt. Und die waren bei der Schwester Ma. in der Gruppe. ... also ich weiß gar nicht, wie man solche Menschen auf Kinder loslassen kann. Die Schwester Ma., die hat mir immer erklärt, wenn ich oben war bei ihr in der Gruppe, sie versteht gar nicht, ich bin so hässlich und so fett, wie man mich überhaupt rauslassen kann. Und in dem gleichen Atemzug haben die S. und die A. mitgemacht. ... Und, ja, das war grausam. Also die waren ... alle identisch. Der Schwester Ma. ihre Erzieherinnen haben zu ihr gepasst, und der Schwester G. ihre Erzieherinnen haben zu ihr gepasst.“ (Frau, 70er Jahre).

Wenn Wertlosigkeit und „Negativität“ als inhärente Charaktermerkmale attribuiert werden, kann das auch zu Schuldgefühlen führen: Es ist gewissermaßen meine Schuld, dass ich so bin, wie ich bin; fatalerweise schreibt man es sich also selber zu:

„So dieses Schuldgefühl diese ganze Zeit, immer wieder: Wir kommen aus einem Elternhaus, wo, sag ich mal, dieser Weggang ja schon für ein Kind wie so eine Art Bestrafung ist. Weil warum tut man ein Kind weg? Das muss ja irgendwas gemacht haben. Warum darf dieses Kind nicht wieder zurück? Und dann im Heim selber noch immer so behandelt zu werden: ‚Na, du musst ja arg böse gewesen sein, dass man jetzt dich von zu Hause wegnimmt.‘ Ja. Und dann sind ja auch mein Bruder und ich immer übrig geblieben. Wir wurden ja ganz selten abgeholt. Also müssen wir ja extrem was Böses angestellt haben, dass wir nicht weg dürfen. ... Und dann immer dieses: ‚Du wirst wie deine Mutter, und du wirst wie dein Vater‘ – Verhaltensmuster wie die Mutter, Verhaltensmuster wie der Vater. Also man hat ja praktisch schon innerlich immer irgendwie die Luft angehalten und hat überlegt: Was mach ich jetzt wieder falsch? Für was werd ich wieder bestraft, für was bin ich wieder schuld? Also das ist immer so ein Leben in Angst.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

²³ Was Zuschreibung betrifft, siehe den ergreifenden autobiographischen Bericht von Primo Levi über sein Jahr als Häftling in Auschwitz: Ist das ein Mensch? (München: DTV; 12. Auflage 2010).

²⁴ Auf den Seiten 197ff erläutert Sapolsky (2017) die berühmten Experimente von Asch, Milgram und Zimbardo, in denen die Neurobiologie der Konformität und des Gehorsams untersucht wurde: „Es lässt sich vorhersagen, dass bei entsprechendem Zwang zu Konformität und Gehorsam ein weit höherer Prozentsatz ganz gewöhnlicher Menschen als vermutet nachgeben und schreckliche Handlungen begehen würden“ (ebd., S. 606).

Lakonisch fasst eine Befragte zusammen, wie sie glaubt, als Heimkind von allen (Schwestern, Erzieherinnen, von den Jugendamtsmitarbeiter*innen und Teilen der Lehrerschaft) gesehen zu werden: „Ja, das ist halt so, ja, ihr seid im Heim, aus euch wird ja eh nix.“ (Frau, 60er Jahre)

4.2.3. Auch kleine Stiche brennen: Lächerlich machen im Alltagsleben

Auch in kleinen Alltagssituationen, selbst an einem Spieleabend, gibt es Gelegenheiten, Kinder lächerlich zu machen, wie in den folgenden beiden Zitaten berichtet wird und heute noch im emotionalen Gedächtnis verankert scheint:

„Wenn man geschnitten wird, das spürt man als Kind. – ‚Ach, du weißt ja nicht, wie die Sechs aussieht! Hast du wieder verpennt?‘ Oder irgend solche (Bemerkungen), wenn man so Mensch-ärger-dich-nicht gespielt hat. Manchmal hab ich halt nicht mitbekommen: ‚Ach, jetzt bin ich dran‘. – Hallo! – ‚Die weiß doch nicht, wie eine Sechs ausschaut‘, und so.“ (Frau, 60er Jahre).

Aber – wie im folgenden Beispiel – gab es offensichtlich auch Momente, in denen ein Kind bewusst lächerlich gemacht wurde:

„Da ist deine Menschenwürde auch wieder missachtet worden, ja. Dann hat jeder gewusst, der X. hat einen Sprachfehler. Da gab’s draußen auf der großen Wiese ... ein großes Essen mit den ganzen Bürgern (Tag der offenen Tür). Dann hat die Schwester zu mir gesagt: ‚Jetzt kannst durch das Mikrofon sagen, dass man jetzt essen kann‘. Ich hab gesagt, nee, ich kann das nicht wegen meinem Sprachfehler. ‚Doch, du machst das jetzt‘. Es kam so, wie es kommen muss, ich bin unter Druck gesetzt worden, ich hab gestottert, die Hälfte hat gelacht.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Einem Mädchen wurde der Name sozusagen weggenommen bzw. in ihrem Verständnis entstellt. Sie hat immer wieder versucht, der Schwester zu sagen, wie ihr wirklicher Vorname lautet, hat aber damit nicht Gehör gefunden – auch eine Demütigung des Selbst. Goffman (1973, S. 29): schreibt dazu: „Das vielleicht wichtigste dieser Besitztümer ist alles andere als physischer Natur, nämlich der volle Eigenname; wie auch immer jemand danach gerufen wird – der Verlust des Namens kann eine erhebliche Verstümmelung des Selbst darstellen“.

4.2.4. Bettnässen – Anlass zu Beschämung und Strafe

In den Regeln zur Erziehung des Ordens gibt es dazu eine klare Anweisung: So soll Bettnässen nicht bestraft werden, sondern die Schwester soll sich der Kinder mit „Mitleiden und liebevoller Sorgsamkeit“ annehmen (Regel 34, S. 14). Auch diese Regel wurde im St. Josefsheim oft ignoriert. Der Tenor der Erzählungen dazu, wie mit dem Einnässen umgegangen wurde, beinhaltete Demütigungen und Strafen.

„Und ich musste aber erst noch mein Bett abziehen, weil ich hab ja da reingemacht. Dann musst ich das runter in die Wäschküche bringen. Das hatte ich jeden Tag, weil ich hatte jeden Tag reingemacht. Und irgendwann war’s dann der Schwester zu viel, dann hat sie mir das Reingepinkelte in den Mund gestopft zur Strafe. Und irgendwann hab ich mich schon so erschrocken, ... dann bin ich raus aus dem Bett und hab mich im Schrank versteckt – in diesem schmalen Spind. Das werd ich nie vergessen. Ja, ich hab Angst gehabt, klar. Ich wusste ja, ich werd wieder eiskalt abgeduscht zur Strafe oder krieg wieder dieses Leintuch in den Mund gesteckt oder einfach durchs Gesicht gezogen. Ja. Dafür wurd ich dann einen ganzen Tag in den Keller gesperrt zur Strafe. und ich habe auch was zum Trinken gekriegt, Wasser, aber nichts zum Essen zur Strafe. ...Ich bin ja in einem Raum eingesperrt, da konntest du

nichts machen, im Dunkeln! Da bin ich drin gehockt, bis ich wieder rauskommen durfte.“ (Frau, 70er Jahre).

Sie berichtet weiterhin davon, wie sie nach der „Kellerzeit“ belehrt wurde, sie solle sich doch zusammenreißen und nachts nicht mehr bettnässen – was das Kind mit Verzweiflung erfüllte, denn das Einnässen war nicht kontrollierbar und keineswegs beabsichtigt. Zudem habe sie unter dem Bett schlafen müssen:

„Ich hab kaum mehr im Bett geschlafen. Ja, das war meine Strafe dafür. Und meine Dusche hab ich trotzdem jeden Morgen gekriegt, weil ich hab ja da unten den ganzen Boden versaut. Ich hab meinen Schlafanzug versaut, ich hab ja alles versaut, aber wenigstens das Bett nicht mehr nass. (Frau, 70er Jahre).²⁵

Noch 1986/87 werden Kinder fürs Bettnässen verantwortlich gemacht; ihnen wird vermittelt, sie hätten die Gruppenschwester nur „ärgern“ wollen:

„Ich hatte schlechte Träume, ... Und ich hab dann ..., ab einer gewissen Zeit ... hab ich's Bett nass gemacht, ja? Und das war ein längerer Zeitraum. Und dann musst ich selber das Bett abziehen, mir wurde das nasse Laken ins Gesicht gedrückt: wieso ich so was machen würde und nicht aufpassen könnte, ... so nach dem Motto, ich mach das jetzt nur, um sie zu ärgern; und sie haben jetzt Mehrarbeit mit mir.“ (Mann, 80er Jahre).

Schon am Morgen stehen bettnässende Kinder auf mit Angst vor der Demütigung, Scham und Strafe: *„Wenn du aufstehst mit einem Knoten, weil du gemerkt hast, du hast wieder, ins Bett gemacht. Aber ich wusste auch, warum ich gemacht, ins Bett gemacht hab. Und dann bist du von der Nonne immer gepackt worden und bist immer mit dem Kopf reingedrückt worden und dann immer ... und immer die kalte Dusche und dann vor den anderen mich bloßgestellt, weil ich ja wieder ins Bett gemacht hab. Das war mein Leben. (weint)“.* (Frau, 70er Jahre).

Auch das Miterleben, dass Kinder kalt abgeduscht wurden und dabei schrien, wird von Ehemaligen erinnert:

„Das Kind wurde da reingestellt und wurde abgespritzt. Richtig wie ein Gartenschlauch, gezielt abgespritzt. Wenn die Kinder sich umgedreht haben, um dem Wasserdruck eben auszuweichen, dann wurden sie aufgefordert, dreh dich um, und dann wurde natürlich in bestimmte Regionen besonders gerne eben reingespritzt. Und die Regionen, ja, natürlich in den Intimbereich.“ (Mann, 70er Jahre).

Eine Interviewte war von dem täglichen morgendlichen Schreien eines anderen Kindes so entsetzt, dass sie versucht hat, mit ihrer Lehrerin darüber zu sprechen; deren Reaktion sie nicht detailliert erinnert; aber vermutlich hat die Lehrerin eher hilflos mit den Schultern gezuckt.

„Ich bin quasi mit R.'s Schreien aufgewacht. Das war unser Wecker, so sag ich's jetzt mal. Die wurde, weil sie ins Bett gemacht hat, morgens um sechs, sieben, schätz ich mal ... rausgeschleppt und unter die eiskalte Dusche gestellt. ... Und da war ich in dem Alter, da fand ich das grauenvoll. ... Und ich weiß jetzt nicht mehr, warum, aber ... dass ich das dann mal meiner Lehrerin erzählt hab, weil ich das richtig schlimm fand. Also das fand ich richtig, richtig schlimm.“ (Frau, 60er/70er Jahre).

Untersuchungen zeigen, dass auch die Zeugenschaft von Gewalthandlungen., die an anderen begangen wurde, ähnliche Folgen haben kann, als wäre man selbst das Opfer (vgl. dazu Kindler 2022 und Kap. 5.3, Abschnitt zu Zeugenschaft von Gewalt).

²⁵ Unter dem Bett schlafen müssen, war bei einer Gruppenschwester auch eine beliebte Strafe dafür, dass im Bett noch geflüstert wurde, was einer Interviewten heute noch Albträume verursacht.

Sowohl durch den Stress, die Schuldgefühle, die Beschämung und die Angst, dass es einem wieder passieren könnte, wird der Nachtschlaf unruhig, was wieder Konsequenzen für die Schule hat: Man ist übermüdet und wird unkonzentriert und als dumm abgestempelt.

„Aber das Schlimmste war, immer wenn jemand aufs Klo gegangen ist, dann bist du im Halbschlaf immer aufgewacht, und dann hast du getestet und hast gesehen – weil wenn du im Halbschlaf bist, denkst du, du bist auf dem Klo. Ich hab das der Schwester G. hundert Mal versucht zu sagen. ... wollte die nicht hören. ... Und das war nicht die Demütigung vor den Kindern, sondern der Stress, dass es dir wieder passiert ist oder das nicht schlafen können, nicht durchschlafen können. Weil das war ja nachher ein Nachteil bei mir in der Schule, weil ich bin dann immer arschmüde in der Schule gesessen, ... ja, dann hat man mich ja immer als bekloppt und minderbemittelt hingestellt.“ (Frau, 70er Jahre).

Abgesehen davon wurde man manchmal auch nachts geweckt und zur Toilette gebracht:

„Ich wurde dann auch teilweise abends noch mal geweckt, wo man dann mit mir aufs Klo gegangen ist an der Hand. Und so in der Erinnerung find ich das schon noch schlimm, wenn’s dann heißt: Setz dich dahin und mach jetzt, und du kannst dann in dem Moment nicht, wenn jemand vor dir steht – es ist ... Also mich schaudert’s da immer noch: Es war kalt, es war nachts, ... : Mach jetzt, und da muss was kommen ... So hat man vielleicht versucht, dem Abhilfe zu schaffen, aber das war nicht einfach.“ (Mann, 80er Jahre).

Ein weiterer Versuch, das Bettnässen von Kindern zu beenden, lag darin, den Kindern am Abend nichts zu trinken zu geben, „... um nächtliches Einnässen zu verhindern – in vollkommener Ignoranz der Tatsache, dass die Mädchen und Jungen nicht aufgrund des Trinkens, sondern infolge ihrer nicht zuletzt durch den Heimaufenthalt selbst bedingten schweren psychischen Belastungen einnässen“. (Caspari u.a. 2021, S. 197).

4.2.5. Beziehungen zu anderen Kindern

Zu den typischen Situationen in Heimen gehört der Wechsel bei den betreuten Kindern. Diese sind nicht zu vermeiden. Entscheidend ist dabei, wie man als Einrichtung mit diesen Wechseln umgeht, die ja immer auch Bindungsabbrüche sind. Für das Josefsheim berichten die Ehemaligen: Abschiede werden kaum gefeiert oder gar zelebriert; plötzlich ist jemand verschwunden – wohin, weiß man oft nicht. Z.B. wird gefürchtet, das Kind sei möglicherweise in ein „Schwererzieharenheim“ gekommen, was eine häufiger wiederholte Drohung ist:

„Oder dann kam man einfach ..., ja, wenn man schon ein bissle später zum Abendessen reinkam, gab’s nichts zum Essen, dann war das schon wieder so: Hoffentlich verschwindet der nicht und kommt in ein Heim für Schwererziehbare. ... Ich hab immer Angst um die anderen gehabt, immer irgendeinen zu verlieren.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Eine Befragte, die immerhin acht Jahre im Josefsheim gelebt hat, von Kleinkindzeit an, schildert ihren Abschied vom Heim, als sie von ihrer neuen Pflegemutter abgeholt wird, folgendermaßen:

„Schlimm (der Abschied). Also die Erinnerung war nicht schön, weil ich wurde ja abgeholt, obwohl ich’s nicht wollte.²⁶ Und es gab keinen Abschied. Es gab keinen Abschied. Es war nicht so, dass ich allen die Hand gegeben hab, dass ich die anderen Kinder alle nochmal umarmt hab, das gab’s ja eh nicht, Umarmungen, gab’s nicht, nein. Nein, das gab’s nicht. Ich bin da einfach – man hat mir die Tasche gepackt, und dann bin ich einfach mit diesen Leuten – also ich glaub, das waren damals nur

²⁶ Aus Angst vor der neuen und fremden Situation in der Pflegefamilie, wie sie später im Interview ausführt.

meine Mutti (die neue Pflegemutter) und die A. (Geschwisterkind in der Pflegefamilie). Ich glaub, das waren gar nicht mehr, ich glaub, der Vati war da nicht dabei. Es gab keinen Abschied“. (Frau, 60er Jahre).

Tiefere Freundschaften zu anderen Kindern im Heim werden nicht gern gesehen, wie von Ehemaligen in Interviews erzählt wird:

„Aber so tiefe Freundschaften und sich so unterhalten oder zusammen zu spielen lange Zeit, wurde nicht gern gesehen, hab ich bis heute das Gefühl.“ (Mann, 80er Jahre).

Die Strategie, Freundschaften zu unterbinden, wird in der Studie von Caspari u.a. als Beraubung einer wertvollen Ressource gewertet: „Es ist unmittelbar erkennbar, dass die Kinder auf diese Weise einer wertvollen, fast überlebenswichtigen psychischen Ressource beraubt wurden. Dahinter steckt ein ausgeprägtes Misstrauen gegenüber den Affekten und Emotionen der Kinder. Immer wieder wird uns erzählt, dass sich auch innerhalb der Heimgruppe, in der die Kinder Tag für Tag unter dem Regime eines ausgeprägten Regulativs zusammenlebten, kaum Freundschaften entwickelten“ (Caspari u.a. (2021, S. 184).

Versucht man ein anderes Kind zu trösten, weil es weint, statt – wie in diesem Beispiel – einer Jüngerin schnell und effektiv die Haare zu kämmen – kann man möglicherweise mit Strafe rechnen:

„Und ich hab aber mit der S. rumgetrödelt, ich hab die S. getröstet, weil die hat geweint gehabt. Und die Schwester G. kommt nur raus auf den Gang, sieht, dass ich die S. im Arm halt, schreit, was ist hier los. Dann wollt ich was sagen, und dann hat die mir so eine ins Gesicht geknallt, dass ich erstmal rückwärts umgefallen bin, hat die S. mit gepackt, hat die angeschrien: ‚Und ich schneide dir jetzt deine Haare‘, hat die mit ins Bad und auf die Bank gedrückt, hat die Schere geholt und hat ihr die Zöpfe abgeschnitten“. (Frau, 70er Jahre).

Offensichtlich stand jede Form körperlicher Nähe – auch der Kinder untereinander – immer unter dem Generalverdacht (auch als eine sexualisierte Handlung, wobei die tatsächlichen Vorkommnisse geleugnet und ignoriert wurden; vgl. Kap. 6), so dass man das Trösten auch nicht lernen konnte:

„Und wir haben uns ja auch untereinander gar nicht so trösten dürfen, weil diese körperliche Nähe, die – da wurde ja akribisch drauf gekuckt, dass wir uns nicht zu nahe kommen. Weil man hat uns ja sofort irgendeine Sünde unterstellt, irgendwas Schlimmes. Also dieses: Jemand wurde bestraft, man hat es gesehen, man hat innerlich mit diesem Kind mitgelitten und versucht manchmal, mit Blicken verständlich zu machen: Ich seh dein Leid, aber ... Selbst wenn wir dann im Park draußen waren und ..., man hat das gar nicht angesprochen, weil man einfach diesen Schmerz, den dieses Kind erlebt, nicht noch vertiefen wollte. Man hat gelernt, dann irgendwas Lustiges zu machen oder zu sagen: Komm, wir spielen, um dieses Gefühl der Gemeinschaft wieder reinzuholen, zu sagen: Guck mal, du gehörst zu uns. Aber so dieses ..., ja: Komm, ich nehm dich mal in den Arm und heul dich mal eine Runde aus, das haben wir nie gelernt.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Die Kinder sollen zu guten Christen erzogen, ihre „Seele“ gefördert werden, aber das hat offensichtlich wenig damit zu tun, dass man wertschätzt, wenn ein Kind sich sozial verhält. So beschreibt ein Befragter, dass er bestraft wurde für sein soziales Handeln:

„Ich habe zwei-, dreimal Schläge bekommen, aber habe mehr Ärger bekommen, weil ich mich in vieles eingemischt hab, und musste eher still in einer Ecke sitzen oder durfte im Spielzimmer mich nicht mehr aufhalten oder teilweise nicht Fahrrad fahren im Park, ... Ich habe oftmals gesagt, dass ich daran schuld bin, weil ich die Schuhe zum Beispiel nicht richtig zugemacht hatte von dem Kind aus meiner Gruppe; oder dass der Junge keinen Hunger mehr hat und ich es für ihn essen werde.“

I: Sie haben sich gekümmert und sind dann dafür bestraft worden.

A: Ja, bestraft mit, wie gesagt, Eckestehen oder sonstiges, beziehungsweise wurde öfters lautstark angeschrien“. (Mann, 80er Jahre).

Beziehungen zu Kindern aus anderen Gruppen wurden nicht gern gesehen, wenn man auch im Park zusammen spielen konnte; die Gruppen waren offensichtlich sehr abgeschlossen.

„Weil wie gesagt, wir haben ja auch untereinander zu den Gruppen nicht so den Kontakt pflegen dürfen, weil man hätte ja was aushecken können. Also man hat immer gekuckt, dass die Gruppen nur unter sich waren.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Es wird auch viel „gepetzt“, d.h. es wird den Schwestern berichtet, wenn ein Kind die Regeln nicht beachtet hat, ein Verhalten, das typisch ist für sehr autoritär geführte Gruppen: Man hofft, mit dem Petzen einen kleinen Vorteil bei den Schwestern zu erreichen.

„Obwohl wir uns ja mochten gegenseitig, aber trotzdem gab’s dieses Gepetze die ganze Zeit.“ (Frau, 70er Jahre).

Also musste man auch vorsichtig sein, was man wie mit einem anderen Kind bespricht:

„Und ansonsten, die drei, (Schwester R., Schwester Ma., Schwester G.) also die VÖLLIGE Überwachung! Das war – die wussten alles! Alles, was wir gemacht haben! Wenn wir auch auf dem Weg zur Schule – wenn wir uns mit jemandem unterhalten haben, die wussten alles. Das war ja ganz schlimm. Wir wussten nie, wer uns außen sieht, wer denen alles reinträgt. Also da – deswegen war da auch wirklich eine Heidenangst davor, sich jemandem anzuvertrauen, mit irgendjemandem zu sprechen.“ (Frau, 70er Jahre).

Konflikte oder Streit der Kinder untereinander, die natürlich immer wieder vorkamen, wurden sofort unterbunden, so dass man auch nicht gelernt hat, sich konflikthaft auseinanderzusetzen:

„Und wenn man mal gestritten hat, dann ist man gleich auseinandergerissen worden, und dann sind beide Parteien bestraft worden. ... Bei uns hieß es immer, der Klügere gibt nach; hier, geh deines Weges, und nix, also keine Konflikte, nicht irgendwie was machen, sondern wenn sich jemand gestritten hat, dann haben beide eine Ohrfeige gekriegt, dann ist man auseinandergedzerrt worden; jeder hat seine Strafe gekriegt. Dann haben halt zwei Parkverbot (Kein Spielen im Park mit anderen) bekommen, zwei ihre Strafen gekriegt, zwei wurden ausgegrenzt. Sie durften noch nicht einmal miteinander schwätzen. Also dann hat die Gruppe die Kinder zusätzlich bestraft für das, dass die halt einfach mal wegen irgendwas gestritten haben, wo halt einfach mit dazugehört zur Entwicklung.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Dennoch gab es intensive Beziehungen zu anderen, vor allem beim Spielen im Park, das von einigen sehr positiv erinnert wird, so dass ein „Parkverbot“ besonders hart war:

„Nö, also ich hab auch so positive Erinnerungen eben, weil wir viele waren. Man hatte immer jemand zum Spielen, zum Toben, Blödsinn machen. Und das fand ich immer ganz toll.“ (Frau, 60er Jahre).

„Es waren viele Kinder da, wir haben unheimlich viel gespielt, wir hatten hier die Natur, von nachmittags bis späten Nachmittag konnten wir hier rumtoben. Ich war beliebt, würde ich heute sagen. Ich denk, ich hab mich immer als ... eine der Starken (empfunden), würd ich sagen. Alle wollten meine beste Freundin sein. Ich sag’s so, so hab ich das empfunden. Ich konnte mir das quasi aussuchen.“ (Frau 60er/70er Jahre).

4.2.6. Bestrafen durch Ausgrenzung aus der Gruppe

Eine weitere Form von Bestrafung von Kindern war die Ausgrenzung aus der Gruppe: niemand durfte z.B. mehr mit einem Kind reden. Da Menschen evolutionär für ihr Überleben in hohem Maß auf Beziehungen zu anderen angewiesen sind, ist Ausgrenzung eine sehr schmerzhaft Erfahrung: „Nicht

mitmachen zu dürfen und von einer Gruppe ausgeschlossen zu werden, tut weh. Es kann wie ein plötzlicher Schlag in die Magengrube wirken, wenn das unmissverständliche Signal kommt: Hier hast du nichts zu suchen – du musst leider draußen bleiben. Der Schmerz über den jähen Ausschluss aus der Gemeinschaft und die fehlende Bindung ist sogar ganz wörtlich zu verstehen, sagt Naomi Eisenberger von der University of California in Los Angeles. ‚Fühlt sich jemand ungeliebt, einsam und nicht gewollt, tut das auch körperlich weh‘, so die Neuroforscherin und Sozialpsychologin. ‚Soziales und physisches Leid überlappen sich dann.‘ (Eisenberger 2012, zit. nach Bartens 2012).

Dass man im Heim leben muss, was bereits als gesellschaftliche Ausgrenzung empfunden und auch von der Umwelt so wahrgenommen wird, wird noch verstärkt durch Strafen im Heim, die einen aus der Gruppe ausschließen:

„Aber meine Gruppenschwester damals, die hat dann immer, um einen zu bestrafen, einen ausgegrenzt. Das heißt, ihre Methode war immer, wenn sie uns bestraft hat, dass sie allen anderen verboten hat, mit uns zu sprechen. Wir waren Luft, wir haben gar nicht existiert. Und sie hat auch die Dauer dieser Bestrafung bestimmt. Also wir haben dann schon was zum Essen bekommen; wenn wir Glück hatten, durften wir mit am Tisch sitzen, aber wir waren einfach Luft. Wir waren nicht mehr da.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Ausgeschlossen zu werden hatte viele Aspekte, sei es beim Essen, dass man nicht mehr gemeinsam mit den anderen am Tisch sitzen durfte, sondern auf der Treppe sitzend essen musste, sei es, dass man still in der Ecke stehen musste oder einem das Spielen mit den anderen im Park verboten wurde – eine anscheinend bei den Gruppenschwestern beliebte Strafe. Allein das Zuschauen, dass ein anderes Kind in der Ecke stehen muss, diszipliniert:

„Also wir mussten auch oft in der Ecke stehen, also weil wir irgendwie nicht gut zugehört haben. Dann sah man wieder eine in der Ecke stehen, dann hat man sich zurückgenommen und war ganz mucksmäuschenstill, dass man nicht auch ... Also beim Essen mussten wir soundso leise sein. Und wenn man da eben irgendwas gemacht hat, dann musste man in die Ecke stehen.“ (Frau, 60er Jahre).

Nicht mitspielen dürfen ist eine häufige Drohung, wie im folgenden Beispiel, wobei hier ein Kind bestraft wurde dafür, Schwäbisch zu sprechen:

„Man durfte kein Schwäbisch sprechen im Heim. Das war richtig verboten. Keinen Dialekt. Weil ich kam aus der Schule und hab das einfach mal gemacht, weil ich das auch toll fand, ... Also das gibt es nicht bei uns, so. Und wenn du's nochmal machst, dann darfst du heute Nachmittag nicht mit den anderen Kindern spielen' Also es war immer gleich mit der Drohung verknüpft, ... wenn ich das nochmal höre, ... dann darfst du nicht mitspielen.“ (Frau, 60er Jahre).

Das Ausschließen wird ein probates Mittel, um vieles zu disziplinieren. So erzählt eine Befragte, dass sie für Nägelkauen bestraft wurde damit, dass sie nicht mit im Park ins Planschbecken durfte, sondern am Rande auf einem Stuhl sitzen und zuschauen musste:

„Aber wir fanden es (das Planschbecken) natürlich toll, weil man konnte sich da reinsetzen und planschen. Tolle Sache. Und da weiß ich eben, dass ich auf einem Stuhl in der Sonne vor dem Planschbecken saß, also auf einen Stuhl gesetzt wurde und da nicht reindurfte. Und das war die Bestrafung dafür, dass ich Fingernägel kau. ... Und dann durften die da alle planschen, und ich saß dann da auf dem Stuhl und durfte nicht mit planschen. Also das zum Thema Bestrafung.“ (Frau, 60er Jahre).

Als besonders harte Maßnahme wird der Befehl zum Schweigen wahrgenommen, man wird sozusagen unsichtbar. Als Strafe für den Versuch fortzulaufen, darf – wie in diesem Beispiel - mit dem zurückgebrachten Kind nicht gesprochen werden:

„Und das war so schlimm, dass keiner mit mir reden durfte. Egal, was sie gefragt haben, egal, was sie gesagt haben, es durfte keiner mir eine Antwort geben, die mussten mich alle ignorieren. ... Und da war das dann sooo schlimm, das hab ich dann nimmer ausgehalten. Nicht mal die Erzieherinnen haben mit mir gesprochen. Die Schwester G. – keiner, keine durfte mit mir reden. Ich hab ja dann auch ein ... Zweibettzimmer gekriegt, und für die B. (die das Zimmer mit ihr geteilt hat) war das dann ganz schlimm. Für die war das so schlimm mitzukriegen, was die mit mir abziehen, die sich an diese Regel dann aber auch nicht gehalten hat. Ich hab gesagt, also mir tut's leid, ich muss gehen, ich halt das nicht aus. Sag ich, entweder ich stürz mich jetzt an der Autobahn vor ein Auto, oder ich hau wieder ab. Aber ich pack das nimmer. Ich konnte das nimmer.“ (Frau, 70er Jahre).

Verschiedentlich wird auch berichtet davon, dass man nachts allein barfuß im dunklen und kalten Flur stehen musste, als Strafe dafür, wenn man im Bett noch geflüstert hatte:

„Die (Gruppenschwester) hat immer genau gewusst, welches Kind gerade geflüstert hat. Und dann hat die dieses Kind rausgezogen und im Schlafanzug barfuß in diesen kalten Flur gestellt. Und für mich war das immer eine ganz große Belastung, nicht zu wissen: Kommt dieses Kind wieder zurück. Und dann konnt ich nicht schlafen. Dann bin ich wachgelegen und hab so lange drauf gewartet, bis ich diesen Schlüssel von der Türe gehört hab, dass dieses Kind wieder rein durfte. Und das hab ich der Schwester dann auch gesagt, wo ich gegangen bin: Warum hast du die Kinder nachts in den Flur gestellt? – Ja, hat sie gesagt, sie weiß, das war nicht gut, und sie hat auch viel dafür gebetet. Immerhin, hab ich mir gedacht.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Der Nachtschlaf stand sowieso unter Kontrolle; so musste man auf dem Rücken schlafen und die Hände mussten über der Bettdecke liegen.

Ebenso wird berichtet von Eingesperrt-Werden im Dunkeln, sei es in der Besenkammer oder im Keller, auch wenn in den Regeln des Ordens klar anderes vorgegeben war: Einsperren, „gar in dunkle Orte“, ist „auf das allerstrengste“ verboten. (Regel 53, S. 19).

„Es sei denn, es lief irgendwas schief. Dann wurde es eben blöd. Dann die Geschichte eben, wenn man bestraft wurde, wenn man irgendwas angestellt hat, dass man dann in diese Besenkammer kam. Das hat auch Schwester B. durchgezogen.

Also das ist eine Erinnerung, die ist präsent. Also diese Besenkammer ist schon eine für mich im Nachhinein – auch eine harte Geschichte. Also dass mir das immer wieder passiert ist und dass ich da immer wieder drinsatz, warum auch immer. Also das waren manchmal unbegründete Strafmaßnahmen für mich, das war auch mal, dass wir uns nur gestritten haben, wir Kinder untereinander. Und dann, ja, wer hat da jetzt angefangen, ach, ... du warst das, ab in die Besenkammer. So. Und ich hab natürlich ... kein Zeitgefühl. Also für mich war's eine halbe Ewigkeit. Und wenn man Mittag gegessen hat, Hausaufgaben gemacht hat, durfte man spielen. Und wenn man jetzt in die Besenkammer kam und praktisch wieder rausgelassen wurde und kurze Zeit später war dann Abendessen, dann muss das lang gewesen sein. ... Das war ein Raum, da gab's natürlich einen Lichtschalter, und den durften wir aber nicht benutzen. Also es war klare Ansage, da rein, Licht aus. Und entweder wurde ein Kind davorgestellt, die musste durchs Schlüsselloch gucken, ob da auch wirklich kein Licht angemacht wurde. Und, ja, es war so, wenn du dann eben doch Licht angemacht hast, dann wurde man auch verpetzt. ‚Die ... hat's Licht angemacht, Schwester, Schwester‘. Und deswegen hat man's eigentlich auch nicht gemacht, es war klar, wenn man das Licht anmacht, dann folgt die drastische Strafe. Also dann ist man auf jeden Fall mit dem Handfeger auf den nackten Hintern verhauen worden, das war klar. Ansonsten war's so, dass, wenn man eingesperrt wurde in die Besenkammer, und dann durfte man wieder raus, dann war immer ... der spannende Moment, die Tür geht auf, darf ich so raus, oder ... gibt's noch Prügel hinterher. Und da weiß ich jetzt aber nicht, ... ob das bei ganz bestimmten Vergehen dann

immer so war, also ob's da ein Muster gab, ... das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass mir das passiert ist und dass ich da eben übers Knie gelegt wurde und die Unterhose runtergezogen wurde und dann gab's mit der Rückseite vom Handbesen. Also nicht mit den Borsten, sondern mit der Rückseite. Und das ... hat schon wehgetan, war schon schlimm.“ (Frau, 60er Jahre).

Ein Befragter erzählt von drei Tagen Kellerarrest, da er – in den Augen der Schwestern – eine sozusagen blasphemische Handlung begeht:

„Und das Schlimmste war, da bin ich einmal in der Zeit, wo die ihre Andacht ... hab ich mich in die Kirche reingeschlichen und hab mir am heiligen Licht einen Zigarettenstummel angemacht. Das hatte dann zur Folge, dass ich drei Tage lang im Keller ohne Licht verbringen musste.“

Er bekam zu essen und zu trinken und durfte zweimal am Tag auf die Toilette gehen,

„Aber das wars. Ohne Licht. Einfach so ein kleines Schrägfenster war da drin, Milchglas, Tageslicht halt. ... Aber ich kann mich dran erinnern, dass ich an der Tür gesessen bin und Rotz und Wasser geheult hab, aber das hat in dem Moment überhaupt niemanden interessiert.“ (Mann, 80er Jahre)

Eine Befragte fasst das Grundgefühl des Lebens im St. Josefsheim folgendermaßen zusammen:

„Und dann wird man in diesem Kloster von einer Frau, sag ich jetzt mal, wegen einer Bagatelle so bestraft, dass man wieder nicht dazugehört. Dieses Nicht-Dazugehören, das hat unsere ganze Kindheit geprägt, dieses Ausgrenzen, dieses Bestrafen, dieses Ignorieren – man wird wie Luft behandelt. Ich mein, wir sind ja schon, wenn wir in die Schule gegangen sind, waren wir ja schon Aussätzige. Aber im Heim selber auch noch mal so bestraft zu werden, zu gucken, man darf mit den anderen nicht draußen im Park spielen ... Sogar manchmal musste man ganz woanders sitzen. Einfach: Man hat nicht dazugehört, man hat so dieses Gefühl so von Schutz und Wärme und Geborgenheit einfach nicht erhalten.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Aus der Gruppe ausgeschlossen werden, hat noch eine weitere Dimension: So berichten Befragte, dass ihnen das Gelände verboten wurde, sie wurden regelrecht vertrieben, nachdem sie das Heim verlassen hatten – vor allem, wenn sie im Unfrieden gegangen sind – und das, obwohl sie dort aufgewachsen sind.

4.2.7. Kein persönlicher Raum

Diese Praxis, Kindern so wenig wie möglich an persönlichem Raum zu erlauben, hatte eine Reihe von Facetten: keine Privatsphäre, das Verbot persönlicher Gegenstände, das Vorenthalten von Taschengeld. Auch Kleidung wurde vorwiegend nur aus zweiter Hand zur Verfügung gestellt.

Keine Privatsphäre

Da im St. Josefsheim Kinder das Schlafzimmer nicht betreten durften (nur in den allerletzten Jahren vor Schließung des Heims war diese Regel außer Kraft gesetzt), waren sie fast immer als Gruppe im Gruppenzimmer zusammen. Für manche Kinder war dieser Mangel an jeglicher Privatsphäre und der Zwang zur Gemeinschaft besonders schwer zu ertragen; allein der Geräuschpegel verhinderte, dass man sich konzentrieren konnte:

„Ja, ja, waren immer viele Kinder, immer, immer voll, alles voll, ja, ja. Nee, man hat auch ständig Geräusche gehört, man konnte gar nicht richtig schlafen, weil man ständig irgendwas – oder geweckt wurde. ..., aber man war ständig mit anderen, klar, man war nicht selber und alleine.“ (Mann, 60er Jahre).

Was dieser Mangel an Privatsphäre bedeutet, wird im folgenden Zitat aus dem Buch von Caspari u.a. (2021, S.195) ausgeführt: „Es ist wichtig, darauf zu verweisen, dass damit eine bedeutende Form des Vorenthaltens eines menschlichen Bedürfnisses einhergeht. Die Mädchen und Jungen leben in einem permanenten Zustand der Bezogenheit auf das Handeln ihrer Erzieherinnen und ihrer Mitbewohner*innen im Heim. Es ist unter diesen Bedingungen schwierig, ein Gefühl für das eigene Selbst und für die eigenen Grenzen zu entwickeln, es ist, als würde sich das Individuum im ständig anwesenden Kollektiv auflösen. Das Bedürfnis nach Ruhe, nach Innehalten, nach Konzentration auf sich selbst bleibt unbefriedigt. Alles Handeln und Fühlen ist Reaktion – oder ... Befolgung oder Nichtbefolgung von Regeln“.

Gerade Kinder, die mehr Ruhe für sich selbst gebraucht hätten, werden gezwungen, sich möglichst immer in der Gruppe zu bewegen; sei es beim Spazierengehen, sei es im gemeinsamen Wohnzimmer: auch eine Form der Überwachung und Kontrolle. So wie im folgenden Beispiel: Selbst allein für sich zu malen, ist nicht erlaubt. Eine ehemalige Praktikantin beschreibt es folgendermaßen:

„Also das waren zwölf (Kinder) und das war einfach auch in dem Raum drinnen, ja, da mussten alle immer beieinander sein. ... Eigentlich immer alle zusammen. Gut, dann hast du auch alle im Blick, dann kann auch nichts passieren. Jetzt war's aber in Hoheneck so, die N., die wollte malen in einer Ecke, die durfte es nicht.“ (Praktikantin).

Eine Interviewte ergänzt diese Aussage:

„Was mir heute wichtig ist ..., ist Privatsphäre. Aber ich konnte halt nicht typisch die Spiele machen, was Kinder – ich wollte immer allein sein. Weil mich die ganzen Geräusche und das viele Rumwuseln – das hat mich wahnsinnig gemacht, wahnsinnig gemacht! Wenn du dann auch nachts nichts geschlafen hast ...“ (Frau, 70er Jahre). – so dass diese Frau sogar alle zwei Wochen am Wochenende zu einer ungeliebten und sie ebenfalls schlecht behandelnden Verwandten ging, um endlich ausschlafen zu können.

Etliche der Befragten haben im späteren Leben aus diesem Grund sehr hohen Wert gelegt auf einen Rückzugsort, sie räumen „ihrem eigenen Platz, ihrer Wohnung, ihrem Rückzugsort eine besondere Bedeutung ein bei der Bewältigung der leidvollen Erfahrungen ...“. (Caspari u.a. 2021, S. 195) – so wie es in der folgenden Aussage geschildert wird:

„Was ich schwierig fand, dass man keinen Rückzug hatte. Ab dreizehn wollte ich eigentlich nur noch lesen. Ich weiß, da war nicht mehr so arg das Spielen, sondern Lesen war mir wichtig. Und ich hätte mich am liebsten zurückgezogen und gelesen. Und dann waren wir in so einem Raum, und da waren die ganzen streitenden, prügelnden, schreienden Kinder mit Musikinstrumenten, und mich hat das fürchterlich genervt. Und ich glaube, das ist heute noch so: Ich brauch extrem viel Ruhe, ich wohn allein, ich hab nie ... Ich kann mir das überhaupt nicht und so ... Also keine Ruhe zu haben, ist für mich bis heute ein Albtraum. Ich brauch unheimlich viel Ruhe. Ich leb sehr in Extremen, sehr zurückgezogen; und wenn ich aber mit Leuten bin, ... kann ich ... mich nicht abgrenzen. Hab ich überhaupt gar keine Fähigkeit. Deshalb muss ich dann raus. Wenn ich zusammen bin, bin ich so intensiv dabei, und dann muss ich wieder raus. Vielleicht gibt's da eine Verbindung. Also das fand ich schlimm, dass man da überhaupt keinen Rückzug hatte.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Man lernt nicht, für sich zu sein, ist ständig auf andere bezogen und in Alarmbereitschaft, dass etwas passieren könnte:

„Aber das denk ich auch, dieses immer damit rechnen zu müssen, dass jemand kommt, dieses keimlich ganz für sich sein, keine Sicherheit haben: Jetzt bin ich geschützt. So empfind ich das. ... ein Teil von mir ist immer in Alarmbereitschaft. Ein Teil von mir ist immer: Ich müsste mich irgendwie schützen können. Es könnte immer was sein.“ (Frau 60er/70er Jahre)

Es gab aber auch positive Aspekte des Zusammenseins mit vielen anderen Kindern:

„Nö, also ich hab auch so positive Erinnerungen eben, weil wir viele waren. Man hatte immer jemand zum Spielen, zum Toben, Blödsinn machen. Und das fand ich immer ganz toll.“ (Frau, 60er Jahre).

Verbot persönlicher Gegenstände

Ein weiterer Aspekt des Mangels an jeglicher Privatsphäre war das Verbot persönlicher Gegenstände. Die Schränke hatten ein Fach, das jedem zugewiesen wurde und lediglich für die Kleidung vorgesehen war. Dieses konnte jederzeit von den Gruppenschwestern eingesehen und ausgeräumt werden.

„Eine weiße Schrankwand mit eben ..., jeder hatte seinen Schrankteil, wo wir nur Wäsche drin hatten. Also Privatsphäre gab's gar nicht, das, was man wirklich auch braucht, einen Rückzugsort, sich auch mal was leisten, also Geheimnisse zu haben oder so. Das war überhaupt nicht möglich.“ (Frau, 60er Jahre).

Ein andere Befragte bestätigt, dass es keine persönlichen Gegenstände wie z.B. Kuscheltiere oder Puppen gab, die einen hätten trösten können:

„Auch da eben wieder nicht an irgendwas Persönliches. Oder mal eine Puppe, die man vielleicht auch ins Bett nehmen konnte oder so, nein, das gab's nicht. Nee. Nee.“ (Frau, 60er Jahre).

Spielsachen oder Süßigkeiten, die man z.B. beim Besuch der Eltern bekam, wurden konfisziert und an alle verteilt:

„Und dann hab ich Süßigkeiten gekriegt von meiner Mutter ..., hab sie in mein Fächle. Das war ja mein Privatfächle, sag ich jetzt mal – ... es war offen, und der Hammer war ja, das war ja dann privat, aber die Schwestern haben immer regelmäßig kontrolliert, was da drin ist. ... Dann haben sie Süßigkeiten entdeckt, dann haben sie die Süßigkeiten rausgenommen, mit dem Argument, so viele Süßigkeiten brauchst du nicht. Aber das war meins.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Als Gegenstrategie hat man versucht, die bspw. von Eltern erhaltenen Süßigkeiten möglichst vor Rückkehr ins Heim zu essen:

„Wenn wir irgendwo waren und mal was geschenkt bekommen haben, wir haben immer gekuckt, dass wir das vorher gegessen haben. Weil man ist ja immer untersucht worden. Man hat ja dann praktisch ... Hat's immer geheißten ausziehen, und dann sind die Klamotten ausgeschüttet worden, und alles, was da rausgeflogen ist, ist ja eingesammelt worden. Wenn da jetzt ein Bonbonle oder so was drin war, dann wurde das sofort einkassiert, weil wir hätten ja was, was die anderen nicht haben.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Bekam man etwas nur für sich, hatte man also Angst davor, dass es sofort weggenommen wird und versuchte, es zu verstecken, so wie in diesem Beispiel ein Osternest, das dem Kind von einer Praktikantin gemacht wurde, da es an Ostern im Heim bleiben musste:

„Und die andere (Praktikantin) hat mir dann ein Osternest gemacht, ... Sowas hab ich gar nicht gekannt. Da hab ich mir auch gedacht, das muss ich jetzt verstecken, weil sonst ist es gleich wieder weg. Man hat halt nix Persönliches gehabt.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine weitere Ehemalige bekam – bei einem Besuch bei einer Erzieherin zu Weihnachten in deren Elternhaus „bunte Unterwäsche“, die sie aus Angst, sie zu verlieren, nie trug:

„Und ich habe zu Weihnachten bunte Unterwäsche bekommen. Weiß ich noch, die war orange und gelb mit Schmetterlingen drauf. ... Und ich wollte die nicht anziehen, einfach aus Angst, wenn ich sie jetzt in die Wäsche geb, ist sie weg. Ich hab sie unverpackt in den Schrank gelegt, und irgendwann bin ich rausgewachsen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Persönliche Gegenstände, die einen von anderen unterscheiden, sind Erinnerung an die eigene Individualität und Bestandteil von Identifikation. Wie Goffman (1973) es formuliert, sind sie emotional

besetzt als „Erweiterung des Selbst“. „Wobei sie in dem Maß, in dem das Individuum andere Quellen seines Selbstgefühls verliert, immer wichtiger werden. Wenn jemand nichts für sich selbst behalten darf und alles, was er benützt, auch von anderen benützt wird, dann gibt es kaum einen Schutz vor der sozialen Kontamination durch andere.“ (zit. nach Caspari u.a. 2021, S. 239).

Man hat – wie im folgenden Beispiel – den Eindruck, dass die Kinder sozusagen ebenfalls das leben müssen, was die Schwestern im Orden leben – die allerdings aus freien Stücken und eigener Entscheidung. Ein Interviewter, der im Alter von acht Jahren ins Heim kam und aus der Familie ein „Lieblingsspielzeug“ mitbrachte, erzählt, dass ihm dies sofort weggenommen und der Gruppe zur Verfügung gestellt wurde. Er wurde getadelt dafür, dass er „egoistisch“ sei, weil er an seinen Spielsachen hing: *„Sei nicht so egoistisch, du sollst das teilen, hier gehört niemand etwas persönlich“*. (Mann, 80er Jahre).

Dies war jedoch verbunden mit dem Versprechen, es irgendwann – wenn er brav funktioniere – zurück zu erhalten:

„Das Versprechen war eigentlich immer, dass man sein Spielsach dann irgendwann wieder zurückbekommt ... Also es wurde erst weggenommen für die Gemeinschaft und so nach dem Motto: Umso länger das in der Gemeinschaft liegt, könnte ja mit dem Spielsach was passieren, dass was kaputt geht; also müsse ich, umso schneller ich wieder brav bin, anständig bin, desto schneller hab ich die Möglichkeit, dass ich Sachen davon wieder zurückbekomme, zu mindestens in mein Regal. (Mann, 80er Jahre). Er bekam es nicht zurück, als er nach einem Jahr wieder zu seinen Eltern zurückgehen konnte.

Kleine Geschenke der Eltern oder Verwandten haben eine große Bedeutung für das Gefühl der Zugehörigkeit zur Familie, dafür gemocht zu werden, eine Person mit eigenem Hintergrund zu sein. Wem dies Gefühl genommen wird, wird zum „Habenichts“ gemacht:

„Aber jedes Mal, wenn mich meine Mutter reingebracht hat oder ich hatte einen Ohrring von meiner Mutter gekriegt oder ich hatte ein Kettchen, das werd ich nicht vergessen, ... und Geld: alles weggenommen. Ich hab's nie wiedergekriegt. Nichts. Ich bin gegangen mit nichts, mit den Klamotten, die ich anhatte. Ist so. Ich hätt ja – ich war ein Halbweisenkind, ich hätt ja auch dieses Geld von meiner Mutter kriegen (müssen)... Ich hab nichts gekriegt, gar nichts.“ (Frau, 70er Jahre).

Auch ein Geschenk der Großmutter und aus diesem Grund für die Betroffene von großem Wert, wurde vom Heim einkassiert – und beim Verlassen des Heims nicht an die Betroffene zurückgegeben.

„Und dann hat sie es (das Kettchen) mir abgenommen. Und da hätte ich halt auch gern gewusst, wo das hinkommt. Weil mir wurde es deswegen abgenommen, wegen den anderen Kindern, wegen der Eifersucht. Das war auch mit der Kette von meiner Oma, das war so ein silberner Bär, mit zwei roten Augen, damit die anderen Kinder nicht eifersüchtig werden. Ich frag mich, wo ist der Schmuck heute. Ich mein, das ist nicht wertvoll, für mich ist aber das – von der Oma die Kette wertvoll und von dieser Familie.“ (Frau, 70er Jahre).

Aber natürlich hatte das Verteilen auch einen Vorteil für die Kinder, die nicht von Eltern oder Verwandten besucht oder abgeholt wurden: man bekam etwas von den Geschenken der anderen ab. Eine Interviewte meint, sie sei dadurch im Leben großzügig geworden, aber habe auch nicht gelernt, ihre persönlichen Grenzen zu wahren, gerade durch den von den Schwestern vertretenen moralischen Anspruch aufs Teilen:

„Ich bin zum Beispiel unheimlich großzügig. Ich weiß jetzt nicht, ob das Charaktersache ist oder dass man das da im Heim gelernt hat, dass man, wenn man was kriegt, teilen muss. Wenn die da kamen, dann mussten sie teilen, mussten sie alles darlegen, was sie hatten, und dann wurde geteilt. Und das

hab ich immer schon gemacht. Wenn ich Schokolade hab, dann kriegt erst mal den mindestens größten Teil der andere. ... Ich bin sehr großzügig, wo ich manchmal denk: Oh! Ich muss aufpassen. Halt dein Geld besser zusammen! Aber das ist automatisch. ... Und ja, das empfind ich so als positiv. Aber ansonsten war es halt ein sehr, sehr düsterer Ort, düster, dunkel, kalt, nichts Liebevolltes.“ (Frau, 60er Jahre).

Vorenthalten von Taschengeld – sei es vom Jugendamt, sei es aus der Familie

Was mit dem Taschengeld geschehen ist, das den Kindern vom Jugendamt auszustand oder ihnen von Verwandten zugesteckt wurde, ist auch heute noch eine große Frage für die Betroffenen, die nicht mehr geklärt werden kann. Taschengeld wurde vom Heim eingezogen; teils hieß es, es sei für ein „Patenkind“ in der Mission, teils für „Biafra“, es wurde also als Zwangsspende einbehalten. Oder es wurde behauptet, es würde auf ein Sparbuch eingezahlt; aber die Betroffenen haben nie ein Sparbuch gesehen.

„Und dann haben wir immer von Oma und Opa zusammen und von der Uroma ... Taschengeld bekommen. K. (Geschwisterkind) hat Taschengeld bekommen und ich auch; und das Geld mussten wir ja auch immer im Heim abgeben. Und zwar kam das dann auch in unseren Taschengeldbeutel. Und dann wurde das immer gespart, und dann mussten wir das ja auf ein Sparbuch einzahlen. ... wir mussten immer gleich alles abgeben. Und zu Weihnachten, zu Ostern, egal, immer wenn man Geld gekriegt hat, wurde das Geld gespart. ... Und auch mein ganzer Kommunionsschmuck, was ich von Oma, Opa, (und anderen Verwandten erhalten habe). Das hat alles die Schwester G. aufbewahrt. Und das war, was ich haben wollte, wie ich ja schon meine Sachen zusammenpacken musste. Und da hat die Schwester G. zu mir gesagt, ja, wenn mein letzter Tag ist, dann gibt sie mir das. Hat sie mir nicht mitgegeben.“ (Frau, 70er Jahre).

Weder sie noch ihr Geschwisterkind erhalten das Sparbuch; sie aus Strafe, weil sie das Heim aufgrund ihrer Rebellion verlassen musste; ihr Geschwister nicht, weil die Großmutter genug Geld habe:

„Da hat die Schwester G. gesagt, die Oma hat genug Geld, deswegen hat sie (Geschwisterkind) das Sparbuch nicht mitgekriegt. Und ich hab's halt einfach als Strafe nicht mitgekriegt, weil ich ja gehen musste.“ (Frau, 70er Jahre).

Gleichzeitig wurde von den Kindern einiges an Mitarbeit verlangt. Das begann damit, dass die älteren Kinder den Kleinen morgens beim Waschen und Anziehen helfen mussten; dann beim Bettenmachen und im Laufe des Tages bei der Hausarbeit. So erinnert sich eine Befragte sehr detailliert:

„Ja, die Dienste hatten wir alle zu verrichten, Tisch abräumen, klar, Küche, alles muss blitzblank sein, jeden Abend mit Stahlfix schön pflegen, ... Man muss das ja schön nachpolieren ... Wenn du es nicht gut abgewaschen hast, kommen die Schlieren, musste man noch mal; hat sie noch mal Stahlfix drauf und noch mal reiben. Sie wusste genau, dass man nur Wasser nehmen muss, wenn das schon einmal eingerieben ist mit Stahlfix. ... Aber sie wusste, wie sie uns noch drangsalieren kann zusätzlich. Überhaupt ... das Thema Ausbeutung durch Arbeitskraft ... Da sind wir schon auch hergenommen worden. Frühjahrsputz, Sommerputz, hieß es dann, jetzt kommt der Herbstputz und dann der Winterputz. Viermal im Jahr wurden alle Betten komplett (gereinigt)..., die Matratzen raus... die mussten erst mit dem Klopfer abgeklopft werden, und dann gab's noch diese Spiralfedern, die man so säubern musste. Und da gibt's ja, ... vier mal fünf Reihen solcher Dinger? Die musste man schön abwaschen, abtrocknen. Das Bettgestell war aus Holz ... Also da hatte man mit den vielen Betten gut zu tun. Und die Kleinen konnten das nicht, ... also ab acht Jahren ist man dann schon drangekommen oder mit der Grundschule. Wer in der Grundschule ist, der hat mitzuhelfen, so war das. Genau. Kindergarten hat man noch kleinere Aufgaben, aber diese Putzaktionen ... Dann waren das schöne Holzparkettböden, die wurden gepflegt mit Kernseife, abgerieben, auf den Knien ... (Frau, 60er Jahre).

Die Kinder waren billige Arbeitskräfte, so sieht es ein ehemaliger Bewohner vom St. Josefsheim: *„Und wie gesagt, du hast immer was machen müssen, bevor du hast was machen dürfen, was dir Spaß macht. Also heute sagen die, das ist Kinderarbeit. Ist gar nicht zulässig. Ich weiß noch, wie wir unten immer gesessen sind, die Bohnen auseinandergemacht haben, ja. Und da bist du Stunden dran gesessen. Und danach bist dann auf den Spielplatz im Herbst. Du warst eigentlich nur beschäftigt mit dem Laub zusammenkehren. Also wir waren eigentlich billige Arbeitskräfte.“* (Mann, 70er/80er Jahre).

Einige Ehemalige erzählen auch von erzwungenen Bastelarbeiten, die dann auf einem Basar verkauft wurden.

„Und dann kam das Beste, das Argument kam dann, das, was wir gemacht haben für den Basar, hieß, dass das Geld für uns ist. Wir haben das Geld aber nie gesehen.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

4.2.8. Beschämung durch Kleidung aus zweiter Hand

Vom Jugendamt erhielt das Heim regelmäßig Kleidergeld für die Kinder, was aber wohl nicht immer zu diesem Zweck ausgegeben wurde; meist bekam man Kleidung aus zweiter Hand.

„Aber die Schwester G. fand das viel sinnvoller, wir ziehen die Spendensachen an, also was gespendet worden ist. Und dementsprechend waren wir auch angezogen.“ (Frau, 70er Jahre).

Neben gespendeter Kleidung musste man natürlich auch die der älteren Kinder im Heim auftragen: *„Und dann hab ich von N. und von der R. immer die Sachen auftragen müssen, bis ich irgendwann mal mit 13 die überragt hab. ... Ich musste ja immer gebraucht – wo haben die das Geld hin? Und bei der Masse von Kindern, das Haus, wir haben denen im Endeffekt ihren Lebensstil finanziert, dass sie den leben können.“* (Frau, 70er Jahre).

Dies sorgte unter anderem beim Schulbesuch wieder für Herabsetzung und Beschämung; man wird als „Heimkind“, als nicht zugehörig erkennbar; soziale Hierarchie konstituiert sich ja gerade auch über Kleidung:

„Aber wir waren immer so bescheuert eingekleidet auch. Wir hatten dann immer so diese langen Strumpfhosen, weil die wohl immer noch dieses Weltkrieg-II-Bild im Kopf hatten, die Nonnen; und weil die dann komplett lächerlich gemacht haben und uns alle ausgelacht haben in der Grundschule, weil wir da so wie die Mädchen mit Strumpfhosen ankamen und kurzen Hosen und so weiter. War ultrapeinlich.“ (Mann, 60er Jahre).

„Also wenn ich so die Bilder anguck, was die uns früher angezogen haben, pfff, dann denk ich, das grenzt schon fast an Körperverletzung teilweise. Also es sah aus wie so ein Altkleidercontainer teilweise. Ich denk, also da wurde nicht viel investiert.“ (Mann, 80er Jahre).

Hübschere Kleidung, die man möglicherweise geschenkt bekommen hat von Eltern oder Verwandten, wurde einem genommen:

„Mein Vater hat erst später Bilder gemacht. Und Sie sehen, ich war so schön angezogen, und das hatte ich alles von meinem Vater. Aber die Kleider wurden direkt weggenommen, wenn der Besuch weg war Sonntags, und die hab ich nie mehr gesehen.“ (Frau, 60er Jahre).

Kleidergeld vom Jugendamt, das gegen Ende der 80iger Jahre doch bei Einkäufen von neuer Kleidung verwendet wird, kann auch willkürlich zur Strafe herabgesetzt werden, was den Befragten heute noch als Ungerechtigkeit schmerzt:

„Dass die Schwester ... mit uns dann zu C&A gegangen ist und hatte dann vom Landratsamt wohl so Berechtigungsscheine – nennt sich das so? ... und hat da dann gesagt: ‚Nee, dir stehen fünfzig Mark zu, aber du warst nicht brav genug. Du kriegst jetzt nur für dreißig Mark die Berechtigungsscheine‘. Also das war schon ziemlich einschneidend. Und so was kennst du ja nicht.“ (Mann, 80er Jahre).

4.2.9. Religiöse „Zwangs“-Erziehung

Wenn kirchliche Einrichtungen im Unterschied zu weltlichen Einrichtungen ihre Kinder und Jugendlichen auch an religiöser Erziehung teilhaben lassen, steht das zwar in einem gewissen Spannungsfeld zum öffentlichen Auftrag der Heimerziehung. Es wurde aber in den letzten Jahrzehnten hingenommen, wenn es nicht zu einer Art „Zwangserziehung“ bzw. einem religiösen Druck führt. Wie wurde dies von den Ehemaligen im Josefsheim erlebt?

Wie bereits im Kapitel 2 beim Thema der konzeptionellen Grundlagen beschrieben, war es ein Anliegen des Ordens, in den Kindern Religiosität zu wecken und lebendig zu halten. „Versäumen Sie nicht in die Kinderseelen zärtliche, innige Liebe zur Mutter Gottes und zum hl. Josef zu pflanzen, denn wer ein Kind dieser himmlischen Eltern ist, kann nicht verloren gehen...“ so steht es in einem Brief der Ordensgründerin an ihre Mitschwestern²⁷. Als Anspruch wird heute noch formuliert: *„Wir bringen das Evangelium von Jesus Christus und die Liebe des göttlichen Herzens zu jedem Menschen, dem wir begegnen.“*²⁸ – was auf dem Hintergrund der berichteten Gewalterfahrungen widersinnig klingt. Was die Kinder im St. Josefsheim erlebt haben, war nicht die „Liebe des göttlichen Herzens“, sondern religiöse Erziehung als „Zwangsmisionierung“ (Frau, 70er/80er Jahre) und Druck:

„Aber das Beichten eben oder ständig in die Kirche gehen – Gott, das war schon immens, der Druck.“ (Mann, 60er Jahre).

Man konnte auf diese Weise im Glauben, im Gebet keinen Halt, keine Unterstützung, keine Ermutigung, keinen Trost finden:

„Also man hat einem nichts gegeben, ... dass man in der Religion Halt findet. Das wär die Aufgabe gewesen, ... dass man es nachher so empfindet: Da ist eine Kraft, wo, wenn du denkst, du hast keine mehr, die ist trotzdem da, und an die kannst du dich anzapfen zum Beispiel. Das wär die Aufgabe gewesen, das hätten sie, find ich, hinkriegen sollen. Und sie haben das Gegenteil gemacht.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Religiöse Unterweisung ist im St. Josefsheim mit Drohungen verbunden, man wird verdammt, die Hölle wartet:

„Also wenn du nicht daran glaubst, wirst du in die Hölle kommen.“ (Mann, 80er Jahre).

Glaube wurde so zum Teil eines gewalttätigen und kontrollierenden Regimes:

„Da war quasi der Glaube immer was Furchteinflößendes, war nichts Schönes, war nichts Positives, war immer, ja, Gewalt, war immer Horror, ... Ja, wie gesagt: Die holen euch, die töten euch, ihr kommt ins Fegefeuer, in die Hölle, ihr brennt, und lauter solche ... Also die haben uns richtig in Angst und Schrecken versetzt.“ (Frau, 60er Jahre).

Statt Trost fördert die Religion die Depression, das sich „klein“ und überflüssig fühlen, wie es eine Ehemalige sehr bildhaft ausdrückt:

„Und dann das Beten, selbst der Pfarrer mit dem ganzem Sündigen und dann die langen Zeilen vom Tod, du bist immer in so eine depressive Phase reingekommen. Nach der Kirche war ich immer so

²⁷ <https://carmeldcj.org/de/spiritualitaet/>, Abruf: 10.1.2022

²⁸ <https://carmeldcj.org/de/unsere-lebensweise/> Abruf: 10.1.2022

depressiv, weil da ging's bloß immer, Böses getan, böse Sünden und dann auch in so einem Herrsch-Ton, und dann das Gejaule von dem Gesang, das demütige Ave Maria und das war immer – du bist immer – in der Kirche bin ich immer – du wirst immer kleiner, immer kleiner, immer kleiner.“ (Frau, 60er Jahre).

Hauptsächlich wurden offensichtlich auch Angst und Schuld – Schuldgefühle – in der religiösen Erziehung vermittelt; was von den Kindern teilweise gar nicht verstanden wird; es bleibt eine vage Schuld im Hintergrund, die keinen konkreten Anlass hat und sich mit der im Hintergrund lauern den Angst mischt, es wird schon seinen Grund haben, warum man von den Eltern abgelehnt wurde, im Heim leben muss: vielleicht liegt es an einem selbst und nicht an den Umständen, die man als Kind ja noch nicht verstehen kann.

„Wenn du dauernd mit der Schuld – und für alles, was du machst, immer um Verzeihung bitten musst und hast eigentlich gar nichts gemacht. Und selbst, wenn du was gemacht hast, gibt's nicht mal eine Berechtigung, weil meine Eltern mich nicht wollten. Als Dankeschön, weil die mich nicht wollten, musste ich so einen Scheiß mitmachen.“ (Frau, 70er Jahre).

Ein Aspekt, der sehr negativ erinnert wird, ist der Zwang, zur Beichte zu gehen. Man weiß als Kind nicht, was man eigentlich beichten soll, welche Sünde man begangen hat.

„Schwester G. stand dann immer vorm Beichtstuhl ... Und dann hab ich zu ihr gesagt ... ich hab aber nichts zu beichten. ‚Das kann nicht sein, du hast was zu beichten!‘ Und da musste ich ... wieder rein. Da bin ich in den Beichtstuhl und hab dann irgendwas erfunden. Dann bin ich raus und musste dann meine 20, 15 Ave Maria und was weiß ich lesen. Das musst du dir mal vorstellen, wir waren so klein. (Frau, 70er Jahre). Sie erzählt, dass sie dann die gute Idee hatte, im Beichtstuhl zu lügen, so dass sie dann bei der nächsten Beichte wenigstens eine echte „Sünde“ berichten könne.

„Und dann hab ich irgendwann mal – hab ich dann anders gedacht und dachte ich, hey, ist doch praktisch, wenn ich jetzt lüg, dann kann ich ja nächstes Mal wieder in den Beichtstuhl gehen und sagen, oh, ich hab letztes Mal gelogen beim Beichten ... Und dann hab ich das auch gemacht. Und dann kam der Pfarrer raus, hat den Vorhang weggeschoben, ... hat mich rausgezogen, hat mir dermaßen eine gescheppert ... Und dann reden die dir vom Göttlichen, der dich in die Arme nimmt und der auf dich aufpasst und beschützt, und du hast so viel Angst, fühlst dich so allein. (weint) Und du wirst immer im Leben mit diesem Gefühl, ... konfrontiert, und das verschwindet nicht, obwohl du Verstand hast“. (Frau, 70er Jahre).

Als einzig Positives beim Sitzen in der Kirche wird von einem Betroffenen erinnert, dass dann zumindest die Schwester nicht mehr rumgeschrien hat:

„Für mich war Ruhe in der Kirche einerseits gut, weil dann auch die Schwestern nicht laut mit einem gestritten oder uns angeschrien haben. Und auf der Seite, da zu knien oder zu sitzen, war sehr komisch bis nicht so gut, weil in der Zeit hätte ich natürlich lieber mit den anderen gespielt oder Fahrrad gefahren oder, ja, schönere Dinge gemacht.“ (Mann, 80er Jahre).

Bis auf zwei der Interviewten haben sich alle von der Kirche und vom Glauben abgewandt; die Intention des Ordens ist durch den Zwang ins Gegenteil umgeschlagen:

„Also das achtmal am Tag beten, ich hab mal durchgerechnet, achtmal am Tag beten, ich will wissen, ob die Nonnen auch so eine Kindheit hatten. ... Wenn es für einen Erwachsenen kaum, auszuhalten ist, wie will ich das als Kind aushalten. Im Lauf meines Lebens kenn ich viele, die sind religiös, gehen aber alle zwei Wochen mal in die Kirche. Wir mussten das täglich machen. Und ich hab in meinem Leben auch viele dann gefragt, die auch gläubig sind, wobei ich ja dem Glaube komplett abgeschworen habe durch die ganze Sache“. (Frau, 70er Jahre).

„Das Beten hat mit dem Tag, wo ich in die Pflegefamilie kam, aufgehört. Mir hat nichts gefehlt. Ich bin aber erst, ich glaub sogar während meiner Lehre, bin ich dann erst ausgetreten aus der Kirche.“ (Frau, 60er Jahre).

Ein Grund dafür ist, dass man als Kind schon die Einsicht hat, dass das Gebet ja auch nicht dabei hilft, nicht geschlagen oder herabgesetzt zu werden; Gott hört nicht zu:

„Da hab ich immer gedacht, warum soll ich in die Kirche gehen und beten, der hört mir doch gar nicht zu. Der hilft mir doch gar nicht, warum soll ich jetzt weiterhin hingehen? Und ich bin da mehr oder weniger hin geprügelt worden, obwohl ich immer gedacht hab, ja, ich hab doch schon gebetet, aber der hilft mir nicht, es hat sich ja nichts verändert. ... Dann hab ich gedacht, entweder bin ich durchgeknallt, oder die sind durchgeknallt. Oder wir sind alle durchgeknallt. Also das hab ich nicht verstanden. ‚Geh beten, dann wird dir geholfen.‘ Und du bist so dumm oder naiv als kleines Kind, du gehst in die Kirche, hockst dich hin und betest! (Mann, 70er/80er Jahre).

Zweifel am Glauben entwickelt sich auch dadurch, dass man das Verhalten der Schwestern als Heuchelei erfährt; sie beten ständig, aber ihr Handeln ist nicht gütig und liebevoll, ganz im Gegenteil. Mit einem gewissen Zynismus stellt man fest, dass die Schwestern ihre Sünden beichten können und dann genauso gewalttätig wie vorher handeln:

„Ich glaub, die Nonne (Schwester C.) war chronisch jähzornig und so weiter. Sie ist dann zum Beichten gegangen, hat ihre Sünden gebeichtet und ist wieder frisch in die Gruppe gekommen“. (Mann, 60er Jahre).

Die „Liebe des göttlichen Herzens“ hätte sich in der konkreten liebevollen Beziehung zu den Kindern zeigen müssen, um in irgendeiner Weise überzeugend zu sein. Unter dem Deckel heilsversprechender Lehren und Leitlinien, die sich nicht in den alltäglichen Handlungen wiederfinden lassen, die sich nicht mehr an der konkreten Erfahrung messen, ist die Gefahr groß, dass durch „höhere“ Ziele, in diesem Fall die „christliche“ Erziehung, Gewalt eher legitimiert wird (vgl. dazu Helming 2011; Arendt 2000; Wensierski 2007).

4.2.10. Eingeschränkte Außenkontakte zu Gleichaltrigen außerhalb vom Heim

Wenn auch der Park sehr positiv erinnert wird, die Mauer drum herum betont das vorherrschende Gefühl vom Eingesperrt- und Isoliert-Sein, abgeschnitten von der Welt: „Wir sind ja so Exoten gewesen für die anderen.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine Ehemalige bringt es auf den Punkt, was diese Abgeschlossenheit für das spätere Leben bedeutet: „Und wenn du Leute mochtest, mit denen du klarkommst, bist du sofort getrennt worden. **Wie willst du dann lernen, wie man eine Beziehung hat.** ... Ich hab keine Schulfreunde gehabt. Ich bin immer als komisch – was aber dann die Lehrer gemacht haben, ja, weil sie immer gesagt haben, die Heimkinder, so.“ (Frau, 70er Jahre; Hervorhebung d.Vf.).

Wie schon in Kapitel 2 erwähnt, gab es um die Mitte der 50iger Jahre noch eine Öffnung nach außen; Kinder, die im Heim lebten, hatten Freunde aus der Schule; eine Zeugin aus Hoheneck erzählt in einem Interview, wie sie zum Spielen ins Heim ging. Aber die Außenkontakte wurden offensichtlich wenig später ziemlich beschränkt. Die meisten Befragten erinnern eine Art „Ghettoleben“:

„Es war so ein Ghettoleben, unser Kinderheimleben, würde ich es beschreiben, weil wir eben keine Freunde einladen durften. Für uns war es auch selber peinlich, Freunde mitnehmen zu wollen. Und wir wurden nicht eingeladen von irgendwelchen Klassenkameraden. Freundschaft, das war wirklich nicht möglich. Deswegen sag ich, das war ein Ghettoleben.“ (Frau, 60er Jahre).

Auch wenn es eine pädagogisch sinnvolle Idee darstellte, dass die Heimkinder eine öffentliche Schule besuchen sollen – Öffnung in die Kommune – ist das Ergebnis für die befragten Ehemaligen sehr ambivalent: der Status als Heimkind wurde bis in die späten 80er Jahre eher negativ bestätigt. Kontakte zu anderen Schüler*innen konnten sich kaum entwickeln; denn man hatte z.B. nach der Schule sofort heimzukehren, so dass es wenig bis keine Möglichkeit gab, freundschaftliche Beziehungen aufzubauen:

„Und es war auch ganz klar, dass der Schulweg, den durfte man alleine gehen, ohne Begleitung. Man wurde so losgeschickt, dass man dann auch pünktlich in der Schule war. Man ist auf direktem Weg in die Schule gegangen und ist von dort, von der Schule auch wieder ... ins Heim, und hätte auch keine zwei Minuten mehr gehabt dafür. Also hier von wegen noch mit irgendjemandem sich unterhalten oder schwätzen oder irgendwas noch, war überhaupt nicht drin. Man musste wieder zurück und pünktlich sein. Ja, somit hatte ich da von außerhalb eigentlich keine sozialen Kontakte. (Frau, 60er Jahre).

Selbst wenn man eingeladen wurde von einer Schulkameradin, durfte die Einladung nicht angenommen werden, nicht mal als Belohnung z.B. für gute Noten oder gutes Benehmen:

„Also es war nicht so, dass ich mal nach der Schule mit jemand mitgehen durfte. Ich hab da schon gefragt, ich hab gesagt, ja, die S. hat mich gefragt, ob ich nachmittags mit ihr Hausaufgaben mach. Undenkbar, gar nicht. ... Und wir durften die auch nicht mitbringen. Also ins Heim selber kamen keine anderen Kinder. War überhaupt nicht denkbar.“ (Frau, 60er Jahre)

Denn wie eine weitere Ehemalige vermutet:

„Weil es könnt ja irgendwas nach draußen dringen oder ...“ (Frau, 60er Jahre).

Kinder, die als Kleinkind im Heim aufwachsen, erleben mit der Schule erst, dass es andere Formen des Lebens als Kind gibt:

„Dann kam ich in Ludwigsburg in die Schule, und dann musste ich sehen, dass andere Kinder anders leben. Und ich wollte so leben wie die. Und da hat man sich getroffen. Und das durften wir nicht, wir durften auch niemanden mitbringen. Ich hätt auch nie jemanden mitgebracht. Aber wir durften ja auch zu niemandem hin.“ (Frau, 70er Jahre).

Manchmal sehnte man sich danach, in einer Familie außerhalb am Leben teilnehmen zu können:

„Und ich weiß noch, wie ich eine Mitschülerin also zur Schule abgeholt hab und dann verzweifelt vor dem Haus stand und gedacht habe, ich möchte auch eine Familie. Ich hab mir gewünscht, dass die mich reinlassen, weil ich eine Mitschülerin war; aber haben sie nicht. Dann hab ich draußen halt gewartet.“ (Frau, 60er Jahre).

Man schämte sich vor Freund*innen von außerhalb. Für einige Kinder aus dem St. Josefsheim wurde im Ort eine Mitgliedschaft im Gesangsverein organisiert, aber gefragt wurden die Kinder wohl nicht, ob sie teilnehmen wollen, und man hatte – ebenso wie nach der Schule – sofort nach Ende der Gruppenstunde heimzukehren. Für eine der Betroffenen, die im Musikverein Mitglied war, hat diese Mitgliedschaft eher eine legitimatorische Bedeutung für das Heim; denn in einem Bericht an das Jugendamt wird explizit darauf Bezug genommen und man konnte so nachweisen: Die Kinder haben Kontakte nach außerhalb.

„Also wenn ich in der Akte lese, wir waren im Musikverein, wir hatten Kontakt mit der Außenwelt, Musikverein, da musste ich so lachen. Ich, die nicht singen wollt, musste in den Musikverein gehen außerhalb. Wir sind aber so knapp gekommen, dass wir reinkommen, die standen alle schon in der Reihe, und dann mussten wir uns dazustellen. Und dann mussten wir ja gleich wieder gehen. Weil wären wir nicht gleich gegangen, hätten wir noch gequasselt mit denen, dann hätten wir die größte

Rüge gekriegt. ... und dann steht da drin in der Akte, ja, sie hätten Außenkontakt, sie sind im Musikverein und hätten da mit den Leuten Kontakt. Wir hatten mit niemandem ... Kontakt, mit niemandem! Weil die standen ja schon, und dann waren die immer froh, ach, ihr kommt ja jetzt, und stellt euch da und da hin. Und dann mussten wir singen, und ich hab halt nur gejault, in der Hoffnung, da bin ich dann von ganz tief auf mittel und dann bis ganz hoch, bis er mich dann rausgeschmissen hat und gesagt, ich kann nicht singen. Ja, ich hab nie wirklich mitgesungen, ich hab immer versucht, schräge Töne zu machen, damit er die Schnauze voll hat und mich gehen lässt. Also das war nichts anderes. Und das nennen die, wir hätten Kontakt mit außen. Es hat nichts mit mir zu tun gehabt, es war nicht mein Interesse. Und das dann so (in der Akte) nochmal nachzulesen, dann dreht's den Magen um und sagst, geht's noch.“ (Frau, 70er Jahre).

Eine Interviewte erinnert sich, dass die Klasse einmal Ende der 80iger Jahre eine Sammelaktion gemacht hat für den Aufenthalt im Schullandheim, an der alle Schüler*innen der Klasse teilnehmen sollten. Ohne bei einer Klassenkameradin zu übernachten, hätte sie nicht an der Aktion teilnehmen können.

„Und dann hat sich eine Klassenkameradin von mir bereiterklärt und hat gesagt: Ich frag meine Mutter, damit du bei mir übernachten darfst. Das war ein Drama. ... ich übernachtete woanders, ich bin nicht im Heim. Was passiert da? Es ist niemand da, der mich kontrolliert. Also hat diese Mutter im Heim antanzen dürfen. Und diese Mutter war Witwe, die hat ihren Mann durch eine Krankheit verloren und war alleinerziehend mit zwei Kindern – ganz schlimm fürs Kloster! Alleinerziehend geht ja mal gar nicht. Diese Frau hat sich nur entschuldigen können, weil sie Witwe war, sie war nicht geschieden, sie hatte keine unehelichen Kinder, sie war Witwe. Also musste man ja da schon wieder ein bisschen Mitleid haben. Und diese Frau kam heulend aus dem Heim raus und hat mich nur in den Arm genommen und hat gesagt: Meine Güte, was musst du hier erleben. Aber ich durfte übernachten... Mit sechzehn durfte ich das erste Mal woanders, bei einem anderen Mädchen übernachten. Und, ja, meine Reaktion auf das Ganze war, dass ich mich in Grund und Boden geschämt hab. Ich wär am liebsten im Erdboden versunken. Also für mich war das so was Peinliches, ja? Und ich konnte dann auch der Mutter gar nicht mehr irgendwie in die Augen schauen, weil mir einfach diese Frau so leidgetan hat, dass die diese Prozedur, die ich ja tagtäglich selber erleben musste ... Das war für mich ganz furchtbar. Aber die hat noch lang nach mir gefragt, die Frau, immer wieder. Und die hat auch diesem Mädchen immer wieder mal eine Mark zugesteckt und hat gesagt, sie soll für mich was in der Mittagspause kaufen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Dass man als Heimkind „anders“ ist, wird schon früh wahrgenommen:

„Ich mein, wie ich schon in den Kindergarten gekommen bin, da haben wir das ja schon zu spüren gekriegt, dass wir anders sind wie andere Kinder. Weil die anderen Kinder wurden von ihren Eltern in den Kindergarten gebracht, und wir wurden von der Schwester in den Kindergarten gebracht. Und dann hat das ja auch schon gleich im Kindergarten angefangen, dass die uns gehänselt haben.“ (Frau, 70er Jahre).

4.2.11. Vorenthalten von Bildungschancen

Was die Schule betrifft, werden unterschiedliche Erfahrungen berichtet. Auf der einen Seite war die Schule anstrengend, auf der anderen Seite eine Ablenkung, eine Möglichkeit, aus dem Heim rauszukommen, so eine der Ehemaligen. Mit den Mitschüler*innen werden sowohl positive als auch viele negative Erfahrungen berichtet: man wird gemobbt und verprügelt. Die Abwertung, die man schon

im Heim erfährt, verdoppelt sich. *„Wir waren ja in Hoheneck in der Schule. Wir waren ja halt die doofen Heimkinder (lacht).“* (Frau, 60er Jahre).

„Wir hatten keine Schulfreunde, wir sind ja total gesondert – wenn es Läuse gab, dann hieß es, die Heimkinder bitte alle aufstehen und raus, Läuse.“ (Frau, 70er Jahre).

Die Schwestern im Heim schützten die Kinder nicht, im Gegenteil, es wird eher unterstellt, es habe schon seinen Grund, warum man verprügelt werde:

„Also das hat sich ja dann in der Grundschule – war’s dann ganz extrem schlimm. ... Dafür, dass wir Heimkinder waren, wurden wir ja verprügelt. Wir wurden ausgelacht, wir wurden angespuckt, wir wurden verprügelt. Und da hat uns auch keiner im Heim geholfen, weder die Praktikantinnen, noch die Schwestern, obwohl die das wussten. Aber die haben – alleine schon die Schwester G. hat immer gesagt, ja, wer weiß, was ihr angestellt habt.“ (Frau, 70er Jahre).

Es gibt auch die gegenteilige Erfahrung, dass die Heimkinder zusammengehalten haben gegen die anderen Kinder; obwohl das Gefühl bleibt, nicht gewollt zu sein:

„Aber auch, dass die Heimkinder natürlich zusammengehalten haben, und dementsprechend also hat uns keiner was getan, weil es gab direkt was auf die Mütze. Ja. Also dass da ein Zusammenhalt war und dass wir aber natürlich verschrien waren als Heimkinder, ne? Wahrscheinlich haben wir uns dementsprechend dann natürlich auch benommen. Wahrscheinlich wollten die uns ja gar nicht haben, denk ich mal. Aber das weiß ich natürlich heute nicht.“ (Frau, 60er Jahre)

„Aber da wir (die Heimkinder) eine Clique waren, dass du nicht als Einzelkind dorthin gehst, ist das natürlich noch mal was ganz Anderes. Und da hat man sich ja gegenseitig unterstützt. Und wenn da irgendjemand dumm kam ..., das haben sich dann die wenigsten getraut natürlich auch, logisch. Deswegen, mit Diskriminierung war da nichts. Aber so vom Lehrer hat man sich halt diskriminiert gefühlt immer, weil das nicht so toll war, fand ich. Also das sind so Dinge, wo ich ... Das fand ich nicht so gut, auch als Kind schon ungerecht.“ (Mann, 50er/60er Jahre).

Aber eine Betroffene erzählt auch von der Gefahr, die es für sie bedeutet hat, wenn sie auf dem Rückweg auf sich allein angewiesen war:

„In die Schule laufen war kein Problem, weil da waren wir immer viele, aber wenn die Schule aus war, hab ich immer Angst gehabt, weil die anderen Kinder, die nicht im Heim waren, die haben uns abgepasst. Die haben uns dann verprügelt, weil wir halt einfach Heimkinder waren. Die haben uns dann festgehalten und in den Magen geschlagen. Und wenn wir wieder mehrere waren, dann konnten sie uns nichts anhaben, weil da waren wir einfach zu viele. Aber wenn wir halt einzeln waren, dann waren wir halt echt Opfer. Und dann weiß ich noch, bin ich auch mal verprügelt worden – die haben mich dann rechts und links festgehalten, ein anderer hat mir in den Magen geschlagen, ich konnte dann auch gar nicht nach Hause laufen, ich hatte so dermaßen Magenschmerzen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Kleidung spielt eine wichtige Rolle. Nicht den üblichen Regeln entsprechend angezogen zu sein, lädt ein, verspottet zu werden, vertieft das „Andersein“: *„Aber in der Schule, ... wenn du aus dem Heim kommst und wenn du so angezogen bist wie ich, hast du kein Selbstwertgefühl.“* (Frau, 70er Jahre)

Kleiderordnungen spielen eine wichtige Rolle bei der Zugehörigkeit. So erinnert eine Interviewte, dass die Nonnen darauf bestanden, dass sie bei einem Tagesausflug mit der Schule, wofür das Tragen einer Hose auch für die Mädchen empfohlen wurde, ein Kleid über der Hose tragen musste, was zur Folge hatte, dass sie ausgelacht wurde.

„Und die Schule hat einen Tagesausflug unternommen. ... Und ich durfte mit auf den Schulausflug. Das war nämlich nicht klar, ob ich da wohl mitdarf. ... Also da war ich natürlich ganz aufgeregt, ... und als Kleidung wurde eben empfohlen für die Mädchen, für alle Hosen, also bequeme Kleidung, ... da fand ich das so toll, dass ich also jetzt eine Hose anziehen durfte vermeintlich. Also ich durfte die auch anziehen, aber musste dann ein Kleid oben drüber ziehen. ... Das sah natürlich bescheuert aus. ... die

haben mich alle ausgelacht, die anderen Kinder: Haha, guck mal, wie die aussieht. ... also es war ja nicht meine Hose, ich hatte ja keine. Wir haben ja als Mädchen keine Hosen anziehen dürfen.“ (Frau, 60er Jahre).

Insgesamt kann man sagen, dass der Schulbesuch die Diskriminierungserfahrung eher verstärkt als abgeschwächt hat:

„Also diese Angst, in die Schule zu gehen und ständig diesem ausgesetzt zu sein, jeder weiß, dass du ein Heimkind bist. Und du musst immer beweisen, dass du eigentlich genauso normal bist wie jeder andere auch. Weil ich hab mich ja nicht abnormal gesehen, ja? Ich hatte auch zwei Arme, zwei Beine, einen Kopf, wie jeder andere auch. Gut, wir hatten jetzt nicht so modische Frisuren, weil man hat uns die Haare immer relativ kurz geschnitten wegen ... Es hat immer geheißen, wir hätten Läuse – die wir nicht hatten. Aber wir haben halt alle irgendwo den gleichen Haarschnitt gehabt. Und von der Kleidung her, ... wir hatten keine Jeans getragen, das hat uns vielleicht auch schon von den anderen abgehoben, wo man gemerkt hat, ja, die sind anders. Aber Schule war für mich furchtbar. Ich bin nicht gern in die Schule gegangen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Bei der Wahrnehmung der Lehrer*innen gab es eine große Bandbreite. Wie bereits erwähnt, gab es Lehrer*innen, die die Diskriminierung verstärkt haben. Andere berichten von Lehrer*innen, die die Kinder unterstützt haben und die eine große Rolle gespielt haben dabei, Resilienz zu entwickeln (vgl. auch Kap. 6). Beispielsweise wird von einem Lehrer erzählt, der den Kindern Plätzchen ins Heim brachte und dafür sorgte, dass auch sie einen ordentlichen Füller haben.

Gegen Ende der 80iger Jahre öffnete sich das Heim wieder ein wenig nach außen; die Kinder durften z.B. Freunde aus der Schule besuchen, aber nicht umgekehrt:

„Der F., der hat auch in Hoheneck gewohnt, ..., da weiß ich, dass ich den besuchen durfte. Aber sonst kann ich mich an Freunde so nicht erinnern, die mich besucht haben. Das gab's da nämlich nicht, dass jemand zu uns durfte.“ (Mann, 80er Jahre).

Dennoch wurden Außenkontakte selbst Ende der 80iger Jahren noch nicht gerne gesehen:

„Also ich musste mich abmelden oder musste auch sagen, wo ich mich treffe, mit wem ich mich treffe, und dass das eben so ... versicherungstechnisch nicht in Ordnung sei, sich mit anderen zu treffen. Warum auch? Weil wir hätten ja hier vor Ort die idealen Möglichkeiten, mit vielen Kindern zu spielen und in dem Park ungestört von anderen zu sein, die eben ... Wie wurde mir gesagt: Draußen war es unkontrolliert und also eben auch Gewalt, und in Comics, solche Sachen, da will man nichts mit zu tun haben.“ (Mann, 80er Jahre).

Ältere Kinder haben jedoch manchmal auch Schlupflöcher z.B. im Park gefunden oder gemogelt, wenn Schulunterricht ausgefallen ist.

„Da haben wir ja auch nachmittags Schule gehabt. Oder ist halt ausgefallen, und wir haben gesagt, es ist Schule. (lacht) Ja, dass man halt irgendwo mal sieht, wie es woanders ist ... man hat ja nix anderes gekannt.“ (Frau, 60er Jahre).

In Hoheneck selber wurde das Heim durchaus kritisch beäugt, so eine Zeugin aus dem Ort: Hinter vorgehaltener Hand wurde gemunkelt, dass das Heim doch sehr altbackene Ideen habe. Deshalb gab es Tage der offenen Tür, die von den Befragten allerdings eher negativ erinnert wurden, man musste sich schön anziehen, brav am Tisch sitzen und basteln z.B.: *„Das war aber ganz schlimm, weil da waren wir mehr so die Vorzeigeprodukte ... guck mal, wie es den Kindern gutgeht, wie viele Flächen die zum Spielen haben, darfst dich immer schön anziehen. ... Und wir sind immer wie Affen im Zoo –*

da sind die doch durchgelaufen, dann sind wir im Wohnzimmer gesessen, mussten doch basteln.“
(Mann, 70er/80er Jahre).

4.2.12. Kontaktfamilien

Vom Heim wurde Ende der 70iger Jahre das Konzept der Kontaktfamilie eingeführt: Kinder, die keine Wochenendbesuche hatten bzw. an Wochenenden nicht zu ihren Familien heimkehren konnten, sollten in so genannten Kontaktfamilien das Leben in einer Familie kennenlernen, was sich für die Kinder teilweise als eine zwiespältige Angelegenheit herausstellte. Eine Ehemalige erinnert sich, dass bestimmte Kinder, die man für geeignet hielt, sich am Sonntag nach der Kirche in einer Reihe aufstellen mussten und dann von Familien für einen Besuch bei ihnen zuhause ausgesucht wurden.

Wie im folgenden Zitat ausgedrückt wird, wird so auch Sehnsucht und Schmerz geweckt, man möchte in der Familie bleiben, nicht mehr zurück ins Heim, und versteht dann nicht, warum so ein Besuch nicht wiederholt wird:

„Und da kam mal ein Ehepaar zu uns ins Heim, und zu denen durfte ich mal an einem Wochenende, an einem Nachmittag zu denen nach Hause gehen. Und da hab ich eigentlich erstmal so richtig mit-erlebt oder ansatzweise erlebt, wie es in einer Familie sein könnte. Und das tat mir so gut, dieser Nachmittag mit dieser eigentlich – mit diesem fremden Ehepaar. Und da hätte ich also – zu diesem Ehepaar hätte ich halt auch gern – ich wüsste halt schon gern, wer das gewesen ist.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Eine weitere Interviewte erinnert sich eher an die Fremdheit, die sie in Bezug auf ihre Kontaktfamilie empfand. Es wurde nichts erklärt, sie wurde nicht vorbereitet auf einen solchen Besuch, sie wurde einfach hingeschickt. Und im Verhältnis zu den Enkelkindern dieser Kontakt(groß)eltern erlebt sie wieder Diskriminierung und Abwertung:

„In den Sommerferien, Winterferien, die Hälfte von den Ferien (sollten wir) eben auch bei diesen Familien verbringen. War für mich ganz schlimm ... Ich wollte da nie hin. ... die wurden uns ja als Oma und Opa vorgestellt, und ich wusste aber, das ist ja nicht meine Familie. Und ... ich musste dann trotzdem hin. Ich hab auch die ganze Fahrt von Hoheneck nach S. am Anfang nur geheult, weil ich da einfach nicht hingehen wollte. Das waren für mich fremde Leute. Und ich hab das nie verstanden, warum man uns einfach zu fremden Leuten abgibt. Ja, weil die hatten ja selber Enkelkinder. ... Und wenn deren Enkelkinder da waren, haben wir natürlich den Unterschied gemerkt. Die F. (Enkelkind) rauf und runter, und der M., das Traumenkelkind schlechthin, weil's der Junge war. Und meine Schwester und ich, wir mussten die immer bedienen. Die hätten niemals abwaschen müssen, die hätten niemals einkaufen gehen müssen. Da hat man dann halt schon die feinen Unterschiede gemerkt, dass wir nicht die Enkelkinder sind.“ (Frau, 70er Jahre).

Sie bricht den Kontakt im Alter von 15 Jahren ab, ihre Schwester bleibt noch im Kontakt mit der Familie, erzählt ihr aber später: *„dass sie bei der Oma nur eine Putzfrau ist und alles für die Oma machen muss.“* (Frau, 70er Jahre)

Auch eine weitere Ehemalige erinnert sich an eine für sie ausgesuchte „Betreuerin“, eine Witwe als Kontaktperson, von der sie etwa einmal im Monat abgeholt wurde. Den Auswahlprozess schildert sie sehr ähnlich: *„Also wir mussten dann runter, an der Pforte zu zehnt hinstehen, und dann kam die wohl und hat uns alle angekuckt, und hinterher hat sie dann gesagt, wen sie will... Wir hatten überhaupt nichts zu sagen.“* (Frau 60er/70er Jahre).

Ihre Kontaktperson war ebenfalls in keiner Weise eine Vertrauensperson; wenn das Kind ihr z.B. von Prügeln berichtete, hat sie es ignoriert. Im Gegenteil, man fühlt sich auch hier ausgenutzt fürs Putzen und Helfen im Haus:

„Also die hat mich benützt, wie im Heim: Ich musste putzen, ich musste bei ihr im Garten arbeiten, ich musste Fenster putzen. ... Aber ich bin hin, hab gesagt: Ich bin geschlagen worden, aber zu Unrecht. – ‚Ach, das wird schon seine Richtigkeit haben‘. Und das war’s dann. Also das war überhaupt keine positive Unterstützung, weil sie hat einen alten Mann da betreut, dem musst ich dann den Wein bringen, die Schuhe ausziehen und seine Pantoffel anziehen.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Doch das Gefühl bleibt, man müsse dankbar sein und bleibt lange im Kontakt auch nach dem Heim, selbst wenn man weiterhin herabgesetzt und wenig wertgeschätzt wird: *„Hab ich mich immer verletzen lassen. Ich hab angerufen, sie hat mich nur beschimpft, und ich hab immer gedacht, ich muss mich bedanken, dass sie mich überhaupt so alle vier Wochen (abgeholt hat)“.* (Frau 60er/70er Jahre).

Ebenfalls wenig positiv erleben Kinder unvorbereitete Besuche von Familien, die als prospektive Pflegefamilien in Frage kommen sollen, aber die dann – nach einem Besuch – das Kind wieder ins Heim zurückbringen, ohne dass dieses versteht, warum es nicht in der Familie bleiben konnte, ohne dass es erklärt wird.

„Ich kann mich an zwei versuchte Vermittlungen erinnern. ... Nein, nein, nein, da wurde man in ein Auto gepackt, dahingefahren, und dann hieß es, ja, da bist du jetzt mal für ein paar Tage.“ (Mann, 70er Jahre).

Etwa im Alter von 8 Jahren wird diesem Kind die dritte Familie vorgeschlagen, mit der Drohung, es sei seine letzte Chance – als seien die missglückten Vermittlungen seine Schuld.

„Wie gesagt, später ... wurde mir klipp und klar gesagt, jetzt haben wir noch eine dritte Familie für dich, das ist deine letzte Chance, das ist die Ultima Ratio. Wenn du die nicht wahrnimmst, dann kommst du in ein anderes Heim. Und in dem anderen Heim, das ist noch viel schlimmer als hier. Und wenn du dann schon keine Ansprechperson hast, an die du dich vertrauensvoll hast wenden können und dir gedroht wird, wenn du diese so genannte Chance ... nicht wahrnimmst, dann droht dir noch Schlimmeres. So.“ (Mann, 70er Jahre) – wobei es ihm in dieser Pflegefamilie sehr schlecht erging und er misshandelt wurde.

4.2.13. Angst als Grundgefühl

Wie mehrere Befragte berichten, ist das Grundgefühl im Heim die Angst:

„Immer Angst. Irgendwas falschgemacht zu haben, irgendwas Falsches gesagt zu haben. Das war auch – und dann irgendwie auch immer Angst, abends einzuschlafen, irgendwas zu verpassen, dass man wirklich abends auch immer auf der Hut war.“ (Frau, 70er Jahre).

Schwester G. hatte z.B. auch die Angewohnheit – so wird berichtet – einem Kind, das am Tisch saß, überraschend beim Vorbeigehen von hinten kurz mit der flachen Hand auf den Hinterkopf zu schlagen; man musste also immer befürchten, einen Schlag zu erhalten.

Selbst ein Ereignis wie ein Nikolausabend wird sehr ambivalent wahrgenommen; denn es gibt z.B. den Knecht Ruprecht, der die „bösen“ Kinder einsackt, womit wieder Angst erzeugt wird, was von mehreren Befragten erinnert wird:

„Mit Angsterzeugung. Das heißt, bewusst Mittel eingesetzt, ... um die Kinder gefügig zu machen, um sie so zu manipulieren, dass sie nicht aufmotzen. Ich kann mich z.B. an einen Nikolaus erinnern, dass beim Nikolaus immer dieser Knecht Ruprecht mit anwesend war. Und der Knecht Ruprecht, das war ja immer dieser böse Mann, der eben die bösen Kinder, die böse gewesen sind, in seinen Sack eben eingesackt hat. Ja, und für mich war, ja, ich sag mal – ich war immer froh, dass ich nicht in den Sack gekommen bin ...“ (Mann, 70er Jahre).

Also versucht man, so gut wie möglich stillzuhalten, die Strafandrohungen waren vielfältiger Art:

„Ja, weil es geht doch keiner freiwillig allein in den Keller. Und ich mein, dadurch wirst du ja noch schlimmer der Bettnässer, weil du hast ja jetzt noch mehr Ängste. Und jeder hatte da davor Angst, dass er eingesperrt wird in den Keller; oder dass er nichts zum Essen kriegt; oder, oder, oder ... Oder diese Schläge, die du kriegt, oder, oder ... Und deswegen guckt jeder, dass er ja das macht, was er nur darf.“ (Frau, 70er Jahre),

Auch die stets im Raum schwebende Drohung mit dem Schwererziehbarenheim, das so viel schlimmer noch sein soll als das St. Josefsheim, ist ein Teil des Regimes der Angsterzeugung, um die Kinder im Zaum zu halten:

„Also dieses andere Heim für Schwererziehbare ist uns ja richtig als Drohung, als ganz, ganz, ganz schlechter Ort hingestellt worden, so quasi die Hölle. Es gibt den Himmel, und es gibt die Hölle. Und dieses Heim für Schwererziehbare ist ja die Hölle, weil da kommen nur ganz schlimme Kinder hin.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Ein Ehemaliger zieht folgendes Fazit für sich:

„Das Hauptereignis war – das ist ein bisschen komisch: Ich hab komplett mein Lachen verloren dort. Also ich kann nicht mehr, wenn persönlich ... Also ich kann über Witze lachen, aber ich kann nicht mehr über etwas lachen, wenn jemand mir gegenüber freundlich ist oder irgendetwas so aus dem Gesicht abgeleitet, also dann ... Ich bin sehr ernst geworden über die Dinge. Das fing da wirklich an in dieser Zeit. Und ich hab immer – meine Schwester hat das nie so mitbekommen – sie immer bewundert, wie sie noch ihr Lachen behalten konnte. Das war für mich so ein wichtiger Aspekt; auch in M. noch und so weiter. Das hatte ich in dieser Zeit komplett verloren. Und das hängt mir bis heute nach. Das ist auch ein Teil dieser Geschichte, und nur von diesen verdammten zwei Jahren oder wie lang das war, aber eben sehr prägend auch; also, keine Ahnung, von fünf bis ...“ (Mann, 60er Jahre).

4.3. Physische Gewalt

Fast alle Befragten erinnern sich daran, neben der psychischen auch – sei es als Zeug*in oder als Betroffene*r – physischer Gewalt ausgesetzt worden zu sein, wie z.B. Essenszwang oder geschlagen werden. Sogenannte „kleinere Strafen“ wie Ohrfeigen werden oft „maskiert“, d.h. nicht als Gewalt, sondern als Erziehungsmittel wahrgenommen; Etikettierung von Gewalt als erzieherisch begründeter Maßnahme ist der Versuch, sie zu legitimieren. Obwohl körperliche Strafen in hohem Maß dazu beitragen, sich ausgeliefert zu fühlen, zudem als ständige Bedrohung im Raum stehen, scheinen sie fast „normal“:

„Aber wie gesagt, Hintern versohlen, das sind Sachen ..., oder Mund ausspülen oder irgendwie, Haare ziehen oder Ohrläppchen langziehen, anschreien ... Ich glaub, das war so normal noch zu der Zeit – für uns.“ (Mann, 80er Jahre).

Aber auch das Ruhigstellen mit Medikamenten und/oder Alkohol kann Kinder physisch schädigen. Zwischen physischer Gewalt und genereller Bestrafung von Kindern durch psychische Gewalt besteht ein Zusammenhang; sie gehen häufig Hand in Hand.

4.3.1. Essenszwang: Essen als Machtprobe

Mit Essenszwang werden Kinder geschädigt: Sie können langfristig verlernen, die Signale des Körpers zu erkennen, sein Nahrungsbedürfnis und seine Sättigungsmomente.²⁹ Wie in vielen Heimen wurde auch im St. Josefsheim „den Mädchen und Jungen ... keine Chance gegeben, einen eigenen Geschmack auszubilden oder eigene Vorlieben zu entwickeln“ (Caspari u.a. 2021, S. 198):

„Die Erzieher haben im Prinzip aufgeladen, und dann hat's geheißen: Das wird gegessen; und wie lange du sitzt, spielt keine Rolle. Das wird gegessen, ob du Hunger hast oder nicht, und ob's schmeckt oder nicht.“ (Mann, 80er Jahre).

Der Essenszwang wird religiös und moralisch verbrämt:

„Was der liebe Herr uns gegeben hat zu essen, wird aufgeessen, ... Da gab's kein Links, kein Rechts.“ (Mann, 80er Jahre). Teil des Essensregimes ist es, den Kindern Schuldgefühle zu machen: Wenn man etwas nicht mag oder nicht so viel essen kann, ist man nicht dankbar genug; man kann froh sein, dass man überhaupt etwas bekommt:³⁰ *„Weil es gibt Kinder in Afrika, die hungern und die wären gottfroh, sie hätten dein Essen.“* (Frau, 70er Jahre).

Mit dem Mut der Verzweiflung versuchen die Kinder – in der Beschreibung vieler Ehemaliger – mit dieser Essenssituation fertig zu werden, die sie hilflos macht und ihnen die eigene Machtlosigkeit vor Augen führt:

„Man wird da echt willenlos und macht das dann so, dass es ja passt, dass man nicht immer aneckt. Man möchte ja nicht immer nur die Schlimme und Böse sein.“ (Frau, 60er Jahre)

Schon von Ende der 50iger Jahre bis zur Schließung des Heims wird von gewalttätigem Umgang mit dem Widerstand gegen Essen berichtet:

„Essen war lange Zeit sehr belastet bei mir. ... Und wenn ich mich ganz arg gewehrt hab und gar nicht essen wollte, das ist eben das, was ich auch geschrieben hab, dass ich mich erinnere, dass ich am Stuhl fixiert wurde. Muss man sich vorstellen, das waren so Holzstühle, und die Lehne, die war irgendwie

²⁹ Wenn man Kinder lässt, folgen sie einem gesunden Regulationsmechanismus. Säuglinge und Kleinkindern trinken oder essen, wenn sie Hunger haben, und hören auf, wenn sie satt sind. Außerdem spüren sie, was sie benötigen. In einem Experiment ließen Wissenschaftler Kleinkinder aus einem Angebot an Nahrungsmitteln frei auswählen. Das Ergebnis war verblüffend: Die Kinder suchten sich eine gesunde Mischkost aus.

³⁰ Wobei die öffentliche Kinder- und Jugendhilfe dafür gezahlt hat ...

so halbrund, also nicht grade wie die hier, sondern halbrund. Und da musste ich – und die hatten Streben, aber sehr weit auseinander, also meine Ärmchen haben durchgepasst durch die, die musste ich so durchmachen, und dann wurde so ein Besenstiel ... dazwischengeschoben. So, jetzt saß ich ja da und konnte mich nicht mehr bewegen. Und dann hat man mir das Essen reingestopft.“ (Frau, 60er Jahre).

Mit viel Ekel werden von den Betroffenen verschiedene Gerichte erinnert, die man essen musste:

„Und das fand ich ekelhaft, besonders Aufläufe; also Nudeln und Soße, da weiß man ... Und das fand ich so eklig, dass ich regelmäßig mit dem Gesicht zur Wand an der Nähmaschine in der Küche sitzen musste und über lange Zeit dieses Ekelzeug aufessen musste. Und es hat mich von Löffel zu Löffel mehr geekelt. Aber das musste man aufessen. Daran erinnere ich mich.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Selbst wenn man satt war, aber der Teller nicht leer, musste man davor sitzenbleiben, auch wenn es Stunden dauerte, das Essen kalt und immer ekelhafter wurde.

„Ah, sitzenbleiben, bis das Essen fertig gegessen ist. Das heißt, man durfte nicht vorher aufstehen, bevor man das Essen fertig gegessen hatte. Das hieß manchmal, alleine zurückgelassen an einem großen Tisch. Also man war quasi ein kleiner Versager, ja, was halt wieder auch nicht nur Psyche ist.“ (Mann, 60er Jahre).

Selbst auf den Schulbesuch wurde keine Rücksicht genommen; man musste vor dem morgendlichen Haferschleim sitzenbleiben, bis er gegessen war; wenn man dann zu spät in die Schule kam, war man selber schuld.

Manchmal wurde das gleiche Essen einem dann bei einer nächsten Mahlzeit wieder vorgesetzt:

„Und ich saß vor meinem Grießbrei. Und irgendwann hat dann die Schwester Erbarmen gehabt und hat gesagt, okay, ich soll ins Bett. Was nicht bedeutet hat, dass ich aus der Sache raus war. Weil da wurde dann eine Folie drüber gemacht, eine Klarsichtfolie, dann kam der Grießbrei in den Kühlschrank, und dann hab ich den zum Frühstück gekriegt. Ja. Und die anderen haben dann Haferflocken gekriegt, was ja auch nicht besser war, aber ich saß wieder vor diesem Grießbrei. Und dann saß ich da und hab nur gedacht: Und ich mag dich immer noch nicht! Und ich ess dich auch nicht! Dann waren ja alle fertig mit Frühstück, dann wurde die Folie wieder drüber gemacht, das Ding kam in den Kühlschrank, und ich bin hungrig in die Schule. Und dann kam ich von der Schule, und dann wusste ich: Okay, Madame sitzt vor dem Grießbrei. Und dann saß ich vor dem Grießbrei und hab ihn ja auch wieder nicht gegessen. Und das ging dann meistens so zwei, drei Tage – ich bin ja dann zum Spielen immer raus in den Park, und wir hatten viele Obstbäume, und dann bin ich halt auf die Obstbäume und hab halt meinen Hunger mit Obst gestillt: Mirabellen, Zwetschgen, je nachdem, was wir hatten, Äpfel ...“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Einige Interviewte erinnern sich, dass bestimmtes Essen sie zum Erbrechen brachte, und dass dann das Erbrochene aufgegessen werden musste; teils wurde man mit dem Gesicht da hineingetunkt.

„Ich hab meine Grundschulzeit dort gemacht und hab da eine Zeit lang, also bestimmt ein, zwei Jahre, jeden Morgen erbrochen. Es gab so ein schreckliches Müsli, ich weiß nicht, ich hab es erbrochen, und das Erbrochene musste ich essen. Erst tauchte man mich rein, in diese Soße, in diese Brühe, und dann sollte ich die essen und konnte das nicht essen. Und dann hat sie mich wieder eingetaucht; widerwillig hab' ich's dann doch gegessen. ... Und dann hat sie mich genommen und in eine Kammer genommen, die blieb dunkel, Türe zu. Dann hat sie mich mit dem Stock auf den nackten Po gehauen, also ganz fest, ziemlich heftig, weil ich da erbrochen hatte: Das schmeckt doch so gut, die machen sich so viel Arbeit ... Und das war das Ritual von montags bis freitags.“ (Frau, 60er Jahre).

Es gab kleine Akte des Widerstands, sich diesem Regime zu entziehen: Ein Bruder/eine Schwester/ein anderes Kind aß etwas von dem, was man nicht hinunter bekam; man ging auf die Toilette und spuckte das Essen aus oder fand eine Möglichkeit, es heimlich zu verstecken:

„ ... hab ich halt irgendwann gemerkt, dass man die Klappe unter der Küche aufmachen kann, und dann hab ich halt die Pilze immer drunter geschoben oder das Essen, was ich nicht mochte, hab immer geguckt, dass die Erzieherin oder die Schwester nicht kam, hab das versteckt.“ (Mann, 80er Jahre).

Letztlich wurde das Essen nicht selten zu einer Machtprobe, die in Gewalt gegen die Kinder ausartet, im Josefsheim wie aber auch in vielen andere Heimen „Im Akt des Essens scheinen Konflikte zwischen dem Erziehungspersonal und den ihm anvertrauten Mädchen und Jungen häufig zu eskalieren. Die Zumutung des immer gleichen Essens stellt einen Akt der Aggression gegen die Kinder dar, der sich völlig zu entfesseln scheint, sobald die Mädchen und Jungen die solcherart dargebotene Nahrung verweigern.“ (Caspari u.a. 2021, S. 168).

Auch wenn es selbst heute noch nicht einfach ist den Geschmack von Kindern beim Essen zu treffen, grenzen die berichteten Praktiken an Körperverletzung. „Man muss hier von einem systematischen Vorenthalten eines vitalen Grundbedürfnisses nach wohlschmeckendem und gesundem Essen sprechen.“ (Caspari u.a. 2021, S. 197).

4.3.2. Ruhigstellen mit Medikamenten/Alkohol

Wie bereits im Kapitel 4.1 im Abschnitt zur Säuglingsgruppe berichtet, wurden die Säuglinge und Kleinkinder vermutlich mit Contergan ruhiggestellt, da die zuständige Fürsorge-Person, D., nachts mit bis zu 14 Kleinkindern und Säuglingen allein war. Manche Befragte, die später eine gute Beziehung zu D. hatten, berichten, dass D. diese Vorgehensweise ihnen gegenüber zugegeben und sich entschuldigt habe.

„Und das ist aber auch was, was ich mich jahrelang gefragt hab, wie die Mama D. das geschafft hat, so viele Kinder – da hätte man ja nachts nie schlafen können, nie! Mit so vielen Kindern, das geht ja nicht. Aber wir wurden alle ruhiggestellt. Mit Medikamenten. Also das hat ja die Mama D. auch zugegeben. Das wär ja sonst nie ruhig geworden, nie.“ (Frau, 70er Jahre)

Aus anderen Gruppen wird von der Verabreichung von Alkohol berichtet. Vor allem erinnern sich zwei Befragte an den Slivovitz, den Sr. X. von ihrem Heimatbesuch in Kroatien mitgebracht hatte:

„Ja, und in der anderen Gruppe haben sie es ja mit uns auch dann gleich weitergemacht. Das war ja dann aber mit Alkohol, aber als Kinder wussten wir das ja gar nicht, dass das Alkohol ist. Weil mit dem Klosterfrau Melissengeist, ... bevor man ins Bett gegangen ist, haben wir den verabreicht gekriegt. Und dann war das der Slivovitz, weil die Flasche Klosterfrau Melissengeist ist ja teurer wie der Slivovitz. Und den Slivovitz hat die Schwester X. aber ganz günstig besorgt, weil die kam ja aus Kroatien, glaub ich, aus der Gegend irgendwo.“ (Frau, 70er Jahre).

Alkohol galt zudem bei einigen Schwestern auch als Allheilmittel gegen Krankheit:

„ ... und wenn wir Kinder krank waren, also eins gehustet hat, dann mussten wir alle antreten, und dann hat jeder im Zahnputzbecher so einen guten Schluck Slivovitz gekriegt. Da kam noch ein Schluck Wasser drauf, damit's nicht ganz so schlimm ist. Und dann haben wir alle vor der Schwester den auf ex austrinken müssen, und dann sind wir ins Bett, und wir haben geschlafen – und sie auch. Sie hat ihre Ruhe gehabt.“ (Frau, 70er Jahre).

Wie die Forschung seit langem gezeigt hat, kann Alkohol bei Kindern und Jugendlichen schwerwiegende Auswirkungen haben; deshalb sollten Kinder absolut keinen Alkohol trinken. Wie bei jedem

Menschen wirkt auch bei ihnen der Alkohol als ein sogenanntes Zellgift. Bei Kindern ist aber die Entwicklung von Gehirn und Organen noch nicht abgeschlossen und kann durch Alkohol empfindlich gestört werden. Zudem wird die Leber eines Kindes kaum mit Alkohol fertig. Es gibt des Weiteren ein größeres Risiko, später eine Alkoholabhängigkeit zu entwickeln, wenn man sehr früh und regelmäßig Alkohol erhält.³¹

4.3.4. Geschlagen werden

Gewalt wird in Familien oft nur als Hilflosigkeit von Eltern wahrgenommen; sie schlagen aus Schwäche und Überforderung. Die jedoch von den Befragten berichteten körperlichen Strafen im Heim haben zum großen Teil den Anschein, bewusst, intentional eingesetzt worden zu sein als Demonstration von Macht und als scheinbar „gerechtfertigte“ Strafe. „Was die familiäre Gewalt von der Gewaltausübung im Heim in vielen Fällen zu unterscheiden scheint, ist das Fehlen eines Plans. Elterliche Gewalt ist brutal und demütigend, aber sie folgt selten einer erzieherischen Idee, ist oft Ausdruck von Überforderung und eigenem Leiden und kann von den Kindern eher verziehen werden. In der Institution hingegen wird systematisch und planvoll gestraft. Es geht darum, den kindlichen Willen zu brechen. Es werden Methoden angewendet, die militärisch geprägt sind und noch den Geist des Nationalsozialismus atmen. Erniedrigung und Demütigung sind die Ziele der vorgeblich pädagogisch motivierten Bestrafungen im Heim. Die Eltern dagegen schlagen um sich. Auch Eltern können ihre Kinder demütigen, klein halten und Mobbing betreiben. Sie bleiben aber die Eltern, und deren Kinder übernehmen, wie wir gezeigt haben, nicht selten die Verantwortung für ihr Handeln“. (Caspari u.a. 2021 S. 156).

Es ist – wie im folgenden Beispiel erzählt – der Schwester nicht die Hand „ausgerutscht“, was auch geschehen konnte, sondern es wurde bewusst geprügelt:

„Die Schwester G. hat auch – bei einem Jungen hat sie den Gürtel aus ihrer Kutte raus, und das war ein schwarzer Ledergürtel, und hat auch gleich mit dem Gürtel drauf zugeschlagen“. (Frau, 70er Jahre).

Einige Befragte erinnern sich, dass sich die ganze Gruppe anstellen musste, um nacheinander Prügel mit dem Handfeger zu erhalten (der später anscheinend vom Teppichklopfer abgelöst wird):

„Auf jeden Fall mussten wir da anstehen. Der Erste hatte den Handfeger mitzubringen, und der Handfeger war aber kaputt. Die haben ja immer so ein Holzbrett noch oben drauf, und das war weg; und da waren die Drähte, und die Drähte waren zum Teil auch lose, die standen so raus. Und damit musste man rein ins Zimmer, da hatte sie einen Klavierhocker im Raum stehen gehabt, sich da drüberlegen, und dann hat sie draufgeschlagen. Genau. Und dann haben wir hinterher unsere Popos angeschaut und haben uns gegenseitig die Blutspuren weggemacht.“ (Frau, 60er Jahre).

Neben dem Schmerz der Prügel kam die Demütigung und Bloßstellung hinzu; insbesondere da das Prügeln auch mit dem Herunterziehen der Kleidung verbunden war; man wurde auf den nackten Hintern geschlagen:

„Und dann vor anderen Kindern bloßgestellt, die Hose runterziehen und dann auf den blanken Arsch, und die anderen schauen alle zu. Eine größere Demütigung gibt's doch nicht. Und dann noch mit dem Handfeger. Was war immer das Wort von der Schwester? Ja, ich nehm doch nicht meine Hand dazu, da tut ja nur meine Hand unnötig weh. Entweder nehm ich den Handfeger oder den Gürtel. Also entweder hast du mit dem Gürtel gekriegt oder mit dem Handfeger, weil mit der Hand, hat die Schwester

³¹ <https://www.kenn-dein-limit.de/alkoholberatung/informationen-fuer-eltern/>, Abruf 25.04.2022.

gesagt, ja, wieso soll sie da unnötig ihre Hand wehtun, wenn du den Arsch vollgekriegt hast. Hast du entweder mit dem Gürtel gekriegt oder mit dem Handfeger.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Das Bloßstellen betraf Mädchen wie auch Jungen:

„Ich weiß nur, dass mir das passiert ist und dass ich da eben übers Knie gelegt wurde und die Unterhose runtergezogen wurde und dann gab’s mit der Rückseite vom Handbesen. Also nicht mit den Borsten, sondern mit der Rückseite. Und das war schon – hat schon wehgetan, war schon schlimm.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine andere Befragte erinnert sich, dass sie aufgefordert wurde, die Strafe dankbar im Gebet anzunehmen und dass sie „befummelt“ wurde in der Nacktheit nach dem Prügeln:

„Und dann hat sie übers Knie einen gelegt, die Hosen runtergezogen, auf den nackten Arsch. Und dann manchmal eben, bis Blut kam. Und dann hat sie auch gefummelt. Und dann mussten wir beten, lieber Gott, ich mach das nie mehr, und ich danke dir, ... dass die Strafe gekommen ist. Und dann durften wir uns wieder anziehen. Nackt mussten wir uns hinknien auf die Erde und an ihr Kreuz beten. Und dann wurden wir entlassen.“ (Frau, 60er Jahre).

Das Prügeln wurde nicht hinterfragt; es gab ja immer eine erzieherische Rechtfertigung, man hatte etwas „falsch“ gemacht:

„Da wurde bei den lautstarken Betitelungen der Schwester gesagt, was man falsch gemacht hat und was sofort abgestellt werden soll. Und teilweise mussten andere noch mal in ein separates Zimmer mitkommen und haben hier noch mal ..., sind sie an den Ohren hochgezogen worden oder haben mit dem Teppichklopper richtig Schläge bekommen.“ (Mann, 80er Jahre).

Zu dem nicht zu rechtfertigenden Gewaltakt kommt noch die Schuldproblematik hinzu. Kinder sollen sich immer schuldig fühlen, weil und wenn sie nicht gehorchen; Bestrafung wird so zu „Gerechtigkeit“:

„Also ich hab gedacht, das ist normal, wenn man Blödsinn macht oder nicht horcht als Kind, dann wird man halt bestraft. Und das war wohl die Bestrafung, wo ich immer dachte, das ist die gerechte Bestrafung für das, was wir gemacht haben, irgendwie. Mit den anderen Kindern hab ich nie drüber geredet.“ (Mann, 80er Jahre).

Sich schuldig fühlen, Prügel als Strafe zu verstehen, hat einen Aspekt von vermeintlicher Kontrolle: „Wenn ich selber schuld bin, kann ich es beim nächsten Mal vielleicht verhindern.“ Dieser Glaube stellt einen Bewältigungsmechanismus dar, der jedoch einen hohen Preis hat: Sich ständig schuldig zu fühlen, nicht adäquat, schlecht; denn es wird vermutlich ein nächstes Mal geben, wo man „irgendwie“ wieder für „etwas“ bestraft (vgl. dazu Sapolsky 1996).

Man redet nicht darüber, nicht mit anderen Kindern, und man darf den Eltern und in der Schule nichts erzählen. Hier wird eine pervertierte Loyalität gefordert:

„Ich durfte das ja nicht sagen, das hat sie mir beim Draufklopfen dann so ..., ich dürfte das niemandem sagen, dass ich so gehauen werde –... (wegen) der Schweigepflicht.“ (Frau, 60er Jahre)-

„Also die Schwester hat ganz klar gesagt, dass wir über Dinge von hier nicht reden dürfen, dass das ein Geheimnis bleibt, und andere das nicht wissen dürfen, wie gut sie das machen, und daher das nicht verraten werden kann.“ (Mann, 80er Jahre).

In der Psychologie nennt man so etwas „Gaslighting“: eine Form von psychischer Gewalt beziehungsweise Missbrauch, mit der Opfer gezielt desorientiert, manipuliert und zutiefst verunsichert werden und ihr Realitäts- und Selbstbewusstsein allmählich deformiert bzw. zerstört wird durch Verdrehung von Realität. Die Kinder wissen, es ist nicht gut im Heim – die Schwester behauptet das Gegenteil. Durch eine solche Manipulation zweifelt man letztlich an sich, der eigenen Meinung und Wahrneh-

mung (Gedanken, Gefühle, Gedächtnis) und wird destabilisiert.³² Zudem wird eine falsche Zugehörigkeit und damit Spaltung postuliert zwischen denen, die im Heim leben – und allen anderen draußen.

Wie schon im Kap. 2 erwähnt war Schwester C. besonders gewalttätig. In der Schule fiel auf, dass Kinder mit blauen Flecken kommen. C. wird dann aus der Kinderarbeit abgezogen. Die Betroffenen erinnern die Zeit in ihrer Gruppe als sehr einschneidend:

„Ich kann nur sagen, ich war froh, dass ich dort weg war und dass diese Prügel dieses alles beherrschende Moment waren, diese ständigen Prügel und dieses ... Also die hat mir wirklich das Lachen aus der Seele geprügelt, weil das fast jeden Tag vorkam.“ (Mann, 60er Jahre).

Es muss so traumatisch gewesen sein, dass eine andere Ehemalige sich überhaupt nicht an die Zeit in der Gruppe mit Schwester C. erinnern kann, in der sie im Alter von 3 – 7 Jahren leben musste, sondern sozusagen nur ein Vakuum wahrnimmt, was im Erwachsenenalter dazu führt, dass sie starke Ängste hat, die sich wie eine Todesbedrohung anfühlen:

„Also sie (ihre Therapeutin) sagt, alles, was ich jetzt erlebe im Zusammenhang mit dieser Situation, mit der Todesbedrohung, mit ..., ja, dass ich mich selber nicht schützen kann; aber jetzt diese Ängste und alles, was ich jetzt an Grauen erlebe, das hat mit jetzt nichts zu tun, sondern mit damals. Und die ist da vollkommen überzeugt. Ich kann mich trotzdem an nichts erinnern.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Aber auch alle anderen Schwestern, R., G., X., B. sind an der körperlichen Gewalt beteiligt, ebenso werden Situationen geschildert, in der ein Kind mit Oberschenkelhalsbruch von einer weltlichen Mitarbeiterin, „Tante“ E., verprügelt wurde (siehe Kapitel 4.1).

Caspari u.a. (2021) widersprechen in ihrem Bericht zu Heimkindheiten einer nicht unüblichen Vorstellung, dass ja lange Zeit Gewaltanwendung auch in den Familien und der Gesellschaft ‚normal‘ gewesen sei; und ihre Analyse trifft auch den Kern des Gewalthandelns im St. Josefsheim:

„Die ... Unberechenbarkeit der Gewaltanwendung stellt ein mehr oder weniger durchgängiges Muster der Erziehungspraxis in den Heimen dar. Manchmal fungierten Schläge als Bestrafung für Fehlverhalten, manchmal kamen sie aus heiterem Himmel, wodurch eine permanente Atmosphäre von Bedrohung und Angst hergestellt wurde In den Gewaltexzessen gegen die Heimkinder verwirklichte sich also nicht einfach nur eine zur damaligen Zeit weit verbreitete Erziehungspraxis. Zweifellos muss angesichts der verfügbaren Berichte davon ausgegangen werden, dass die Gewalt im Heim nicht nur ‚ein bisschen gesteigert‘ und ‚einen ganzen Ticken härter‘ war als anderswo. Es handelte sich mehrheitlich um von Bedrohung und Gewalt geprägte Systeme, die in vielfältiger Weise die Gesundheit und allzu oft auch das Leben der ihnen anvertrauten Mädchen und Jungen gefährdeten“ (Caspari u.a. 2021, S. 165f, 167).

4.3.5. Zeugenschaft von Gewalt

Psychische und körperliche Gewalt haben die Befragten nicht nur am eigenen Leib erlebt, sondern auch ständig miterlebt, was ebenfalls zu erheblichen Belastungen führt. Gerade die Überlappung der Formen von Gewalt – selbst erlebt und miterlebt, psychisch und körperlich – führt zu sich wechselseitig verstärkenden Belastungswirkungen und verursacht Gefühle von Angst, Sorge, Machtlosigkeit,

³² Der Begriff ist abgeleitet aus dem Titel eines Theaterstücks „Gas Light“ von 1938.

Traurigkeit und teilweise auch Wut, so Kindler (2022). „Es wird häufig vergessen, dass die Zeugenschaft von Gewalt selbst eine Form der Gewalt darstellt, die nachgewiesenermaßen ein hohes Schädigungspotenzial für Kinder in sich birgt.“ (Caspari u.a. 2021, S. 191)

Die Angst, es kann auch mich treffen, ist ein Aspekt der Zeugenschaft von Gewalt, so dass man ständig in Alarmbereitschaft sein muss. Auch diese Unvorhersehbarkeit ist ein höchst belastender psychischer Stressor. „Es gibt einige hochwirksame psychologische Faktoren, die entweder für sich allein eine Stressantwort auslösen können oder eine andere Stressquelle belastender erscheinen lassen: Verlust der Kontrolle oder Vorhersehbarkeit; Verlust von Ventil für die Frustration beziehungsweise von Unterstützung; der Eindruck, dass sich die Situation verschlimmert.“ (Sapolsky 1996, S. 238). Eine Befragte beobachtet, wie eine der weltlichen Mitarbeiterinnen ein Kind an die Wand „gedonnert“ hat. „Und die war richtig rabiat. Und das hab ich noch so in Erinnerung, das hat mich richtig schockiert, und da wusst ich, oh, ich muss mich in Acht nehmen vor ihr. Wahrscheinlich ist das deswegen so eingebrannt. Ich denk, ... wo ich dann dachte, wenn die (weltliche Mitarbeiterin) ihr eigenes Kind schon an die Wand klatscht, dann muss ich jetzt aber mich höllisch vor ihr in Acht nehmen.“ (Frau, 60er Jahre).

Durch die ständige Bedrohung entsteht ein Klima von Angst, das hilflos macht:

„Dann hab ich mitgekriegt, wie eine Nonne, also die Schwester C. war das, wie die die Kinder geschlagen hat mit dem Stock. Ich glaub, das war so von einer Kehrschaufel, von dem Besen, der Griff. Und das hab ich gesehen, weil die Toilette grad offen war; und da drin hab ich das gesehen. Dann hab ich Angst gehabt.“ (Frau, 60er Jahre).

Dazu kommt das Mitgefühl, das Nachvollziehen des Leids eines anderen Kindes: „... und zweitens hab ich mitbekommen, wie auch Kleinere, der ... kleine M., immer auch verprügelt wurde, und der hat immer mit dem Kopf gegen die Wand sich geschmissen. Und mir tat das so weh, und keiner hat was gemacht. Die haben ihn machen lassen. Und eines Tages war er verschwunden.“ (Frau, 60er Jahre).

Erschwerend kommt hinzu, dass man dieses Mitgefühl nicht in eine tröstende Handlung umsetzen konnte:

„Wie oft sind wir an dieser Badezimmertüre gestanden und haben die Kinder weinen hören, und die Schwester kam mit dem Handfeger raus. Das haben wir schon miterlebt. Aber wir konnten die Kinder ja nicht trösten, sondern wir standen dann immer im Eck; und dann ist man gleich wieder verscheucht worden, wo sie ...: Hast du nichts zu tun? Was suchst du hier, was machst du hier? Und man hat eigentlich gar keine Möglichkeit gehabt, dieses geschlagene Kind zu trösten.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Einzig Hoffnung war, die Schwester ist beim Beten, so dass man eine Auszeit hat von ihr:

„Es war immer diese Angst, wieder zurückzukommen von der Schule: Und da ist die Nonne wieder da oder wann geht sie endlich wieder zu ihren Gebeten oder sonst was? Dass es dann so eine Auszeit für uns war.“ (Mann, 60er Jahre)

Dennoch beeindruckten die Erzählungen von Mitgefühl und Empathie in dieser Atmosphäre des Ausgeliefertseins. Wenn es ganz schlimm wird, versucht man doch, einzugreifen und riskiert selber eine Strafe:

„Und zwar saß die Tante E. auf dem Stuhl, hat dann das Kind genommen, so über ihren Schoß drübergelegt und dann verhauen. Und dabei ist es vorgekommen, die hat eine Schürze immer angehabt, die Tante E.,... Und die hatte Taschen. Und als die dann das Kind drübergelegt hat, ... ist dieses Kind mit der Wange an der Schere hängengeblieben, die in der Tasche war und hat sich da verletzt, also sie hat geblutet. Und ... ich stand im Grunde daneben ... und hab dann die wohl auch angeschrien, die

Tante E.: Die blutet, die blutet! Und dann hat die auch sofort aufgehört, das weiß ich noch.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine Ehemalige erzählt, wie sie versucht, der Gewalt, die gerade ein anderes Kind trifft, Einhalt zu bieten und dazu verzweifelt auf das Beten als Mittel rekurriert, das Schlagen zu beenden:

„Die Schwester G. hat ja mit dem Gürtel auf ihn eingepögel, und ich bin dann hin und hab – ich hab dann die Hand gehalten und hab gesagt, sie soll aufhören, sie soll in die Kirche gehen, sie soll beten. Ich hab geheult, ich hab geschrien, ich hab gebrüllt wie am Spieß. Und die hat dann auch wirklich den Gürtel fallenlassen und ist dann in die Kirche gegangen zum Beten, bis sie sich wieder beruhigt hat. Und die ist dann gekommen, als wenn nichts gewesen wär.“ (Frau, 70er Jahre).

Wie auch im Kapitel zur religiösen Zwangserziehung schon dargestellt, erfahren die Kinder die Religiosität als Bigotterie, wenn man pögelt, zum Beichten geht und dann ist alles weggewischt, was man als Gewalt ausgeübt hat:

„Ich glaub, die Nonne war chronisch jähzornig und so weiter. Sie ist dann zum Beichten gegangen, hat ihre Sünden gebeichtet und ist wieder frisch in die Gruppe gekommen. So war immer das Gefühl“. (Mann, 60er Jahre).

4.4. Sexuelle Gewalterfahrungen im St. Josefsheim

4.4.1. Körperfeindlichkeit und sexualisierte Aufmerksamkeit

Körperlichkeit war ein großes Tabu im St. Josefsheim. Zwar gab es zwischendurch eine Schwester (G.), die die Kinder auch mal umarmt hat; sie ist aber sehr schnell versetzt worden, vermutlich kamen ihre Mitschwestern mit ihrer mütterlichen Art nicht klar – diese Hypothese lässt sich aus den Erzählungen der Interviewten schließen. Umarmungen waren gewissermaßen verboten, sowohl von Seiten der Schwestern als auch der Kinder untereinander. So erzählt eine Befragte von ihrem Geburtstagswunsch: eine Umarmung von einer Schwester, die diese ihr aber nur heimlich geben durfte.

Sich Waschen durfte man nur mit Kleidung, die Hände mussten nachts auf der Bettdecke liegen, man musste auf dem Rücken schlafen, was auch kontrolliert wurde.

Aufklärung gab es keine; über die Vorgänge des Körpers z.B. in Bezug auf Menstruation erfuhren die Mädchen nur das Allernotwendigste: *„Dann hab ich mich getraut, der Schwester zu sagen, und hab mein erster Spruch war: Schwester, ich glaub, ich sterb. Und dann hat sie zu mir gesagt: Warum? Dann hab ich gesagt: Ich blute. Dann hat sie mich am Handgelenk gepackt, hat mich in die Toilette gezerrt, dann standen wir zu zweit in dieser Toilette. Dann hat sie gesagt: Die Hose runter. Dann hat sie gekuckt, dann sagt sie: Ich bin gleich wieder da, hat abgeschlossen – ich habe abschließen müssen, dann hat sie geklopft, dann hab ich sie wieder reingelassen, dann hat sie mir eine Packung Binden in die Hand gedrückt und hat gesagt: Das kriegst du jetzt alle vier Wochen; und das Thema war erledigt. Das war meine Aufklärung.“* (Frau, 70er Jahre).

Andererseits erzählt ein Befragter, dass er im Alter von ca. 11 Jahren von einer Schwester noch gewaschen wurde, er habe dabei eine Erektion gehabt und sei dann von ihr geohrfeigt worden, ohne zu wissen warum:

„Ich bin gebadet worden, ja. ... Von der Schwester war das, Das weiß ich noch. ... die hat da unten rumgewaschen, das hat mir aber gar nicht – ich hab´s ja gar nicht einordnen können, aber der (Penis) ist halt dann großgeworden. Und da hab ich erstmal eine geknallt gekriegt. ... Aber anstatt dass man das dann den Kindern erklärt, nein, das geht gar nicht, dass man jetzt einen harten kriegt. Ich hab das ja gar nicht einordnen können. Ich hab mich ja auch gewundert, warum wird der groß. ... das hat man ja damals noch gar nicht gewusst. Und da hast du eine geknallt gekriegt! ... Andere Seite, frag ich mich, wenn wir schon in diesem Alter waren, wieso müsst ihr uns überhaupt noch waschen... Da war ich elf oder sowas.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Man kann sich fragen, ob sich die Schwester da nicht Körperkontakt erschlichen hat bzw. inwieweit das nicht sogar als sexualisierte Grenzverletzung zu werten ist, wenn man ein Kind im Alter von 11 Jahren so - „da unten rum“ – wäscht. Auch eine der ehemaligen Bewohnerinnen berichtet vom Gewaschenwerden, dass mit sexualisierten Kommentaren verknüpft war:

„Ja, die haben ja mich noch gewaschen mit elf. Da hatte ich schon diese Knospen eben. Ansätze von Brüsten. Und da haben sie sich lustig gemacht und alle, ... Praktikantinnen auch. Abends (wurde man gewaschen) unter den Achseln und immer die Arme. Der Hals wurde geschrubbt, das Gesicht und dann – erst hab ich mich gewehrt, dann irgendwann mit zwölf, und hab gesagt, ich mach das selber. Ja.“ (Frau, 60er Jahre).

Caspari u.a. (2021, S. 176) weisen darauf hin, dass in etlichen Einrichtungen Mädchen und Jungen auch von Nonnen sexuell misshandelt wurden, wobei diese Übergriffe häufig im Rahmen von Pflegehandlungen begangen wurden und auf diese Weise der Charakter der sexuellen Ausbeutung verborgen wird.

Die Körperfeindlichkeit ist zudem verknüpft mit einer überzogenen Aufmerksamkeit für harmlose Situationen, die sexualisiert interpretiert werden. So wird erzählt, dass eine Befragte auf dem Heimweg von der Schule am Busbahnhof auf den Bus wartend gesehen wurde mit einer Freundin – und beschuldigt wurde, sich zu prostituieren, auf den „Strich“ zu gehen:

„Und dann kamen wir von der Schule, und dann hat die Schwester mich am Handgelenk gepackt und hat gesagt: Komm mal mit! Und dann hab ich mir gedacht: Was ist jetzt passiert? ... Und dann sag ich, von der Schule. Dann hat sie mein Handgelenk noch fester gepackt und hat gesagt, ich soll nicht lügen, wir wurden gesehen. ... Sag ich: Wie, wir wurden gesehen? – Ja, man hätte uns in der Früh beobachtet, wie wir uns rumgetrieben hätten. Wir wären auf den Strich gegangen. Dann hab ich mir nur so gedacht ... was meint die jetzt von mir? Ich mein ... ich bin grad elf Jahre alt geworden. Mit dem rumzutreiben, konnt ich mir jetzt noch was ... Ja? Aber der Strich, was meint sie mit „ich bin auf den Strich gegangen“? Und dann kam raus, dass eine Schwester nach Kroatien gefahren ist, .. und die hat die A. und mich an dieser Bushaltestelle gesehen mit dieser Plakatwerbung im Hintergrund. Und wir haben aber auf den Bus gewartet. ... Ich wusste nicht, dass die A. in der anderen Gruppe genauso befragt wurde wie ich. Wir durften dann nicht mehr miteinander sprechen. Sie hat es nicht ganz so krass miterlebt wie ich, aber meine Gruppenschwester damals, die hat dann immer, um einen zu bestrafen, einen ausgegrenzt. Das heißt, ihre Methode war immer, wenn sie uns bestraft hat, dass sie allen anderen verboten hat, mit uns zu sprechen. Wir waren Luft, wir haben gar nicht existiert. Und sie hat auch die Dauer dieser Bestrafung bestimmt. Also wir haben dann schon was zum Essen bekommen; wenn wir Glück hatten, durften wir mit am Tisch sitzen, aber wir waren einfach Luft. Wir waren nicht mehr da. Und ich weiß noch, wir durften dann nicht mehr mit diesem anderen Bus in die Schule fahren, weil die anderen haben dann uns beobachten sollen. ... Alle anderen sollten ja gucken, ob wir auf den Strich gehen. Und ich weiß noch, dass ich jahrelang verstohlen immer in dieses Eck gekuckt hab und gedacht hab: Wo ist denn dieser blöde Strich? Ich konnte mir da drunter nichts vorstellen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Insbesondere wurden die Mädchen streng überwacht; von mehreren Betroffenen wird eine Bevorzugung von Jungen berichtet:

„Und es ist halt ... Regel gewesen, dass eben die Schwestern grad in Bezug einer patriarchalen Gesellschaft eben da Jungs deutlich besser, ... behandelt haben als Mädchen. Also wir konnten auch mal in den Park rennen ohne irgendwelche Beaufsichtigung“. (Mann, 70er Jahre).

Aber auch die die Beziehungen zwischen Mädchen und Jungen wurden streng kontrolliert:

„Da war ein Kind, es hat einen Freund oder eine Freundin dabei gehabt. Und da gab's einen Kuss dann. Und das war was ganz Schlimmes wohl, also das durfte überhaupt nicht passieren, so was. Aber wer das Kind jetzt war, kann ich nicht sagen. Das ist eine ganz dunkle Erinnerung.

.... Also bei mir ist nur hängengeblieben, es gab einen Kuss, und das war ganz furchtbar, so das. Das durfte gar nicht passieren.“ (Mann, 80er Jahre).

Ein weiterer Interviewter bringt die Absurdität einer solchen Kontrolle und Wachsamkeit folgendermaßen auf den Punkt:

„Oder jetzt Frau, Mann ... das war für die tödlich, ... wenn man gemeinsam im Park spazieren war, da haben die ja gleich gemeint, wir spielen hier poppen. Das haben die einem unterstellt! Ja. Da waren die voll ab, ... du hast die schlimmsten Strafen gekriegt von denen. ... Du bist mit einem Mädchen im Park rumgelaufen ... und man ist gesehen worden. Die sind aber einem hinterher! Aber gleich, was macht ihr da? Ja, was, wir wollen spielen. (lacht). Ich komm doch niemals auf den Gedanken, dass ich mit einer Frau mal was anderes anstellen kann außer spielen, in dem Alter, wo ich war! Hätt ich niemals – ich hab gedacht, mein Pullermann ist da zum Pinkeln, aber dass er mal noch für mehr da war,

das hab ich doch in diesem Alter noch gar nicht gewusst. Das haben die einem aber gleich unterstellt. ... Aber da frag ich mich, warum haben die so eine schmutzige Fantasie.“ (Mann 70er/80er Jahre). Andererseits werden sexualisierte Grenzverletzungen und sexuelle Gewalt ignoriert, wenn sie denn tatsächlich unter den Augen der Schwestern geschehen. So werden die von einem Kind berichteten sexuellen Übergriffe in der Familie bei Wochenendbesuchen ignoriert und als Fantasie abgetan; das Kind wird nicht geschützt:

„... wenn du daheim nur Schläge kriegst, wenn du daheim missbraucht wirst, du musst dich nackt vor wildfremden Menschen hinstellen, du erzählst das in dem Heim, wird abgetan als blühende Fantasie. Du weißt, wenn ich wieder dorthin gehe, muss ich das wieder machen“ (Mann 70er/80er Jahre).

Auch im St. Josefsheim selber haben sowohl Mädchen als auch Jungen sexuelle Gewalt erlebt. Sexuelle Gewalt ist umgeben von einem Kreis des Schweigens und Tabuisierens; dem „Schweigepanzer“, wie er von Stadler (2012) genannt wird; es entsteht eine unselige Allianz von Macht, emotionaler Abhängigkeit, Angst vor Strafe und Scham. Eine Interviewte erzählt beispielsweise, wie sie die Gruppenschwester auf ihre Schmerzen durch eine Scheidenentzündung (aufgrund von sexueller Gewalt) hinwies und ohne Kommentar lediglich Penatencreme in die Hand gedrückt bekam. Sexuelle Gewalt/sexueller Missbrauch war mit Schweigen und Sprachlosigkeit der Betroffenen verknüpft. „Für viele Opfer sind diese Erfahrungen aber gerade deswegen nicht kommunizierbar, weil damit die Angst verbunden ist, in diesem elenden Zustand eines beschmutzten, beschämten und gedemütigten Opfers für andere erkennbar zu sein.“ (Kappeler 2011, S. 92). Auf der Seite des Erziehungspersonals gab es Wegschauen, Ignorieren und Nicht-für-möglich-Halten. „Die Kindern und Jugendlichen ange-tane sexuelle Gewalt bedeutet immer zumindest eine, meist aber mehrere Verletzungen des Rechts auf körperliche Unversehrtheit, das ihre physische und psychische Integrität vor Verletzungen schützen soll.“ (ebd. S. 97).

Forschung zeigt hinsichtlich der Auswirkungen sexualisierter Gewalt, dass die psychische und körperliche Gesundheit, die Art der Beziehungsgestaltung und die Lebensplanung bei einer großen Anzahl der Betroffenen kurz- und langfristig deutlich negativ beeinflusst werden. (siehe dazu auch Helming u.a. 2011).

4.4.2. Sexuelle Gewalt und sexuelle Grenzverletzungen an Jungen

Der spätere Leiter der Erziehungsberatungsstelle der Caritas Stuttgart-Rottenburg, der den Auftrag übernahm, die Schwestern des Josefsheims in Bezug auf bestimmte Kinder zu beraten (siehe Kap. 2), erinnert sich, dass er den Eindruck hatte, es habe unter den Jungen sexuelle Kontakte gegeben. Dies vermutete er insbesondere durch seine therapeutische Arbeit mit einem der Jungen:

„Ich hatte auch den Eindruck, ..., das hab ich irgendwie behalten, ohne dass er (der Junge als sein Klient) das direkt geäußert hatte, dass so unter den Jungen jetzt durchaus sexuelle Kontakte oder Handlungen irgendwie üblich waren. Das ist auch nicht so selten, muss man so sagen. Das ist eben in so einer Atmosphäre, Zärtlichkeitsbedürfnis groß, die Nähe ist da, und Kontrolle ist dann auch nicht so da. Also so, das war jetzt so mein Eindruck. Ich kann aber im Nachhinein nicht mehr sagen, an was ich das festgemacht habe.“

Aber Konsequenzen hatte diese Vermutung nicht und dass es keinesfalls nur um gegenseitige „Zärtlichkeitsbezeugungen“ ging, sondern auch um sexuelle Gewalt, wird von einigen der Ehemaligen schmerzhaft erinnert. Exemplarisch für die sexualisierten Übergriffe auch anderer Jungen schildert ein Ehemaliger, wie er als Achtjähriger von einem der älteren Bewohner mit in dessen Einzelzimmer

genommen wurde, der sich dann selbst befriedigte. Noch heute erinnert er sich an den halbdunklen Raum, den unangenehmen Geruch, und wie beängstigend die Situation für ihn war:

„Es gab einen jungen Mann, den Namen weiß ich nicht, und das wird mich auch durch den Belegplan interessieren: Das war ein Einzelzimmer, Treppe hoch, erster Stock, oben rechts, ..., weil ein Junge kam auch auf mich zu, mit hochgenommen hatte und ... fffff ... Also das ist schon keine schöne oder auch verdrängte Erinnerung, aber ich möcht schon der Fairness halber, dass das auch aufgeschrieben wird. ... Und, wie gesagt, es kam nie zum Äußersten, dass man nur anfassen sollte oder dabei sein sollte, wenn er Hand an sich selber gelegt hat. Aber beeindruckend war doch ... – oder beängstigend, Entschuldigung –, beängstigend war, dass mich da jemand einfach mitgenommen hat, dass das ging, und das waren ja nicht nur drei Minuten; dass ich davon erzählt habe. Und beeindruckend war halt dann auch – oder für mich beängstigend – dieser halbdunkle Raum und die Erlebnisse, die da als Achtjähriger, sorry, also es ist für mich immer noch prägend. Und das kam jetzt die letzten Wochen eben auch hoch, diese, na ja: Da passiert ja was im männlichen Körper, und als Achtjähriger, und das empfind ich heute noch, wenn ich drüber nachdenk, dieser Geruch, das willst du nicht haben. Also ... Ja.“ (Mann, 80er Jahre).

Als er der Schwester davon erzählt, wird er bestraft; den sexualisierten Übergriffen wird nicht Einhalt geboten, im Gegenteil, er wird als Lügner hingestellt, paradoxerweise soll er das Ganze ganz schnell vergessen – (also war es doch keine Lüge? Wie kann man etwas vergessen, was nicht existiert?).

„Ich hab das ihr (der Gruppenschwester) erzählt, ... und sie hat mich für die offenen Worte auch entsprechend hier links liegen lassen, bestraft, in der Form, dass ich halt weniger bekommen habe oder hintanstehten musste oder all die verschiedenen Möglichkeiten. ... das würde nicht stimmen, was ich da erzähle, ich soll das sofort vergessen. Ich durfte dann auch kein Fahrrad mehr fahren oder mit den anderen nicht spielen, also es wurden gewisse Bestrafungen an den Tag gelegt.“ (Mann, 80er Jahre).

Heute noch beschreibt er sein inneres Aufgewühltsein:

„Und klar, das zum Thema inneres Aufgewühltsein, ... mich würde da interessieren, warum das so gedeckt wurde oder der Sache nicht nachgegangen wurde und mir gesagt wurde: Das bildest du dir ein, das stimmt nicht, und du hast das zu vergessen. Und wenn du davon noch mal anfängst, dann siehst du deine Spielsachen nie wieder, oder wir werden dafür sorgen, dass deine Eltern auch am Wochenende nicht kommen dürfen. Und das ärgert mich so richtig, also macht mich richtig wütend. Genau.“ (Mann, 80er Jahre).

Nicht nur er machte diese Erfahrung, sondern auch weitere Bewohner des Heims, die zum Teil noch nie im Leben darüber gesprochen haben; diese Erlebnisse müssen tief im Innern verschlossen werden und bleiben: *„Es ist ein verschlossenes Holzkästchen, und den Schlüssel möchte ich nicht rausholen.“* (Mann, 80er Jahre).

Jungen fällt es häufig noch schwerer als Mädchen, über die sexuellen Grenzverletzungen und sexualisierte Gewalt zu sprechen. Als Gründe dafür werden genannt, dass Jungen sich fürchten, vor dem Hintergrund nach wie vor dominanter Männlichkeitsvorstellungen als Opfer stigmatisiert zu werden (siehe dazu Mosser 2009). So ein Betroffener: *„Wir Männer sind ja konservativ aufgewachsen – ... Wir sollen nicht weinen, wir sollen Männer sein. ... Also unsere Generation leider“* (Mann, 60er Jahre). Sie haben möglicherweise Angst, als homosexuell abgestempelt zu werden. Und/oder sind verwirrt, was ihr sexuelles Begehren, ihr sexuelles Selbst betrifft. So erzählt ein Interviewter:

„Und bei mir weiß ich auch manchmal nicht, was ich bin (ob er von Männern oder Frauen sexuell angezogen ist). Aber es ist halt – man ist ständig auch im hohen Alter noch auf Suche. ... Man ist ja extrem keusch aufgewachsen und ja nichts sagen und verstecken und, und, und. Das ist also auch ein Teil, das sehr – dieses Keusche, dieses Falsche. Im Kinderheim wurde das halt auch gelebt, diese

Keuschheit und Nacktheit und wenn man – ja alles verdecken! Das hab ich halt auch lernen müssen. Der Teufel wird dich holen usw.“ (Mann, 60er Jahre).

Mosser schreibt dazu in seiner Studie zu sexueller Gewalt an Jungen: „Es ist die Scham über die eigene Betroffenheit, die es den Jungen verbietet, sich mitzuteilen.“ An den von ihm dargestellten Beispielen kann man gut nachvollziehen, wie aus der sprachlichen „Demonstration der eigenen Unverletzlichkeit ein Schweigen über die eigene Verletzlichkeit wird.“ (Mosser 2009, S. 249). Die fehlende Aufklärung und die Tabuisierung von Sexualität macht es den Jungen auch schwer, ihr eigenes Handeln einzuordnen.

„Ich hab’s auch gesehen, und ich hab mich auch aktiv dran beteiligt, ... dass es Übergriffe gab und zwar in sexueller Hinsicht. Allerdings, ja, ich hab mir lange überlegt, ob ich das überhaupt erzählen soll ... weil das, was da gelaufen ist, das ist nicht so schlimm wie eine vollendete Vergewaltigung oder sowas.“ (Mann, 70er Jahre).

In diesem Zusammenhang gilt aber auch zu unterscheiden zwischen einvernehmlichen sexualisierten Handlungen unter Gleichaltrigen und Handlungen, die als Gewalt gelten müssen, z.B. zwischen Stärkeren und Schwächeren, wenn Macht ausgeübt wird, emotionale Abhängigkeit im Spiel ist oder wenn der Altersunterschied sehr groß ist, wie in dem oben berichteten Beispiel.

4.4.3. Sexuelle Ausbeutung durch eine Erzieherin

Auch eine Erzieherin, W. L. (inzwischen verstorben), die mit Schwester M. in einer Gruppe zusammen gearbeitet hat, wird von einer Ehemaligen als Täterin genannt. Dies hatte schwerwiegende Konsequenzen im Leben für das betroffene Mädchen. Da sie nachts aus dem Bett geholt wurde, ist es zwar schwierig für sie, Traum und Realität zu unterscheiden; vermutlich war der Missbrauch mit Dissoziation und damit mit Verlust von Erinnerung an die konkreten Erlebnisse verbunden. Um sich selbst die Realität der sexuellen Ausbeutung zu beweisen, steckt sie sich eine Socke in die Unterwäsche und schaut am Morgen, ob sich die Socke noch an dieser Stelle befindet. Manchmal war sie da, manchmal nicht, erzählt sie. Interessanterweise ist aber im so genannten Belegbuch vermerkt, dass das Mädchen für vier Wochen eine Kur gemacht hat wegen einer Scheidenentzündung.

„Und irgendwann mal, ... bin ich, immer wenn wir ins Bett mussten, wieder aus dem Bett rausgekramelt und bin dann an meinen Schrank, hab mir ein Woll-, so einen Söckchen-Ball genommen und hab ihn mir ... in meinen Schlüpfen eingeklemmt. Und dann konnte ich ewig nicht einschlafen, weil ich immer gewartet hab, bis mich die W. wieder aus dem Bett holt. ... und ich kann’s halt nicht sagen, weil ich nie weiß, was Traum und Realität ist, aber das verfolgt mich mein Leben lang. Das ist ja nicht ... nicht so wie ein wiederholter Traum. ... und dann bin ich – wenn sie mich immer hochgetragen hat, wollte ich immer merken, wo ich hinkomm, und dann hab ich aber nichts mehr – wie ohnmächtig, nicht wissen. Und am nächsten Morgen hab ich dann nimmer geguckt gehabt, ob noch die Socke drin ist. Mal war sie drin, mal war sie nicht drin.“ (Frau, 70er Jahre).

Diese Erzieherin, W. L. und ihre Kollegin in der Gruppe, Schwester M., waren zudem Komplizinnen des Priesters, der an Mädchen im St. Josefsheim schweren sexuellen Missbrauch verübte: der inzwischen verstorbene Pfarrer Wilfried Metzler. Sie führten ihm die Mädchen zu:

„Die W. hat uns immer schick angezogen und immer diese ganz kurzen Kleidchen, und die Schwester M. hat uns hingebraht. Und das soll mir keiner sagen, dass da keiner wusste, was da abgelaufen ist.“ (Frau, 70er Jahre).

4.4.4. Sexuelle Gewalt an Mädchen durch einen Priester

Pfarrer Wilfried Metzler war katholischer Gemeindepriester in Hoheneck und kam regelmäßig ins Kloster zum Mittagessen. Eine Zeitzeugin, die in der Gemeinde in der Jugendarbeit tätig war, schreibt folgendermaßen über Pfarrer Metzler:

*"Es hatte sich sehr schnell abgezeichnet, dass Pfarrer Metzler sehr den Frauen zugetan war. Auch hatte ich Pfarrer Metzler ein Jahr lang im Religionsunterricht, was mehr ein Sexual- und Aufklärungsunterricht war. So wurde man von ihm aufgeklärt, wann für die Frau die beste Empfängnis ist und wann der Frau der Sex am besten gefällt. Ich erinnere mich heute noch daran, wie peinlich mir das war. Auch gab es jährlich ein öffentliches Sommerkirchergartenfest mit Kaffee und Kuchen, an dem Pfarrer Metzler einer Jugendleiterin an den Busen grabschte. Es war auch auffällig, dass er an bestimmten Tagen immer das Pfarrhaus verließ, sodass er von einem Jugendleiter verfolgt wurde, um zu wissen, wo seine Freundin wohnt. Sie wohnte in Hoheneck. Er war als "Lüstling" bekannt. Aber ich denke, es war auch in der Kirche, bzw. der Diözese bekannt und man musste den Pfarrer loswerden. Da wir sehr engen Kontakt zum Pfarrbüro hatten, wurde uns gesagt, dass Pfarrer Wilfried Metzler nach Guatemala strafversetzt wird. Was damals jeder von uns nachvollziehen konnte und auch erleichtert war."*³³

Mit so genannter "Freundlichkeit" – oder auch „Grooming“³⁴ genannt – hat sich Pfarrer Metzler in der Gemeinde Mädchen zugetan gemacht. So berichtet eine weitere Zeugin aus der Gemeinde, dass ihre Familie sehr guten Kontakt zu Pfarrer Metzler hatte, dessen Pferd sie reiten durfte mit der Konsequenz, dass er sie schwer sexuell missbrauchte. Ihre Familie wollte davon nichts wissen, denn der Pfarrer war sehr beliebt, er hatte eine Fangemeinde. „Zünde eine Kerze an und bete“, so ihre Oma.³⁵ Sein Pferd hat er auch zu Nikolaus ins Heim mitgebracht und da versucht, Mädchen für sich zu gewinnen:

„Und wir durften das ja alle, und ich weiß, dass ich auf dieses Pferd gehoben wurde, und man hat mir auch wieder runter geholfen; dieser Pfarrer hat mir runter geholfen. Und ich weiß, dass ich das nicht noch einmal wollte. Ich hab das dann gesagt, ich habe ..., das Pferd ist mir zu groß. Und ich wollte es nicht mehr.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Eine weitere Zeitzeugin aus der Gemeinde berichtet, dass sie von ihrem Bruder gewarnt worden sei, ihr eigenes Kind ja nie mit dem Pfarrer allein zu lassen. Sowohl in der Gemeinde als auch in der Hierarchie der katholischen Kirche gab es Hinweise auf sexuellen Missbrauch durch den Priester und es wurde reagiert wie meistens in diesen Fällen: Versetzung des Pfarrers, dieses Mal in die so genannte "Mission" nach Mittelamerika, wo er dann wahrscheinlich in der Gemeindegearbeit tätig war, keinerlei Kontrolle unterlag und – und vermutlich auch weiterhin sexuell gewalttätig sein konnte.

Was das Josefsheim betrifft: Pfarrer Metzler hatte gute Kontakte zu den Nonnen, bekam bei ihnen z.B. regelmäßig Mittagessen. Ihm wurden Mädchen regelrecht "zugeführt" und mit ihm allein gelassen, weil sie bei ihm ihre "Vergehen" beichten, also eine „Quasi-Beichte“ ablegen sollten, aber nicht in der Kirche, sondern in einem separaten Raum, einem Besuchszimmer, in dem er sein Mittagessen bekam; wobei es um banale „Vergehen“ ging – und man oft gar nicht wusste, was man „beichten“ sollte: eine völlige Verdrehung jeglicher Idee dessen, was in der katholischen Kirche mit „Beichte“ verbunden ist. Man hat irgendeine „Schuld“, die dazu führt, dass man vergewaltigt wird; es entsteht eine psychische Dynamik aus vermeintlicher Schuld und Scham, die kaum auflösbar ist:

³³ Schriftliche Mitteilung per E-Mail.

³⁴ Als **Grooming** (zu Deutsch sinngemäß *Anbahnung*) wird die gezielte Kontaktaufnahme Erwachsener mit Minderjährigen in Missbrauchsabsicht bezeichnet, indem stufenweise ihr Vertrauen erschlichen wird.

³⁵ Telefonische Mitteilung.

„Und da wurden die Kinder hingebacht, die dem Pfarrer eigentlich schon von klein auf beichten mussten, wenn sie was angestellt haben ... Ja. Wir mussten halt dem Pfarrer erzählen, wenn wir irgendwas angestellt haben. Ich weiß gar nicht, ob ich dem Pfarrer überhaupt erzählen konnte, wenn ich was angestellt hatte, oder dass ich was angestellt hab. Da hat man dann halt so Kleinigkeiten wie, dass man ein anderes Kind geärgert hat oder ...“ (Frau, 70er Jahre).

Es fällt Ehemaligen heute noch schwer, darüber zu sprechen:

„Darüber will ich jetzt nicht reden, über diesen Pfarrer. ... Der war sehr übergriffig und verlangte Sachen ..., ganz schlimm.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine der Betroffenen erzählt vom „Grooming“: Metzler verspricht, sich für sie einzusetzen bei Schwester C. – als Gegenleistung erwartet er sexuelle Dienstleistungen:

„Und der Pfarrer, der war so lieb zu uns, ja, der war so lieb, dass er immer gesagt hat, er redet mit meiner Schwester, mit der Ordensschwester, dass ich keinen Ärger mehr bekomme. Und dann hat er mich immer auf seinen Schoß genommen. ... Und dann später hat er gemeint, ich soll mal da drüber streicheln. Und dann hat er gemeint, ob es auch groß genug ist und schön wär. ... Und immer: Ich soll nichts sagen, weil er redet mit der Schwester, er sei nur letztes Mal noch nicht dazu gekommen, damit wir keinen Ärger mehr kriegen, dass mir's besser geht. Ne? So. Und natürlich du als Kind hängst dich da dran und denkst: Oh, toll, endlich einer, wo mal redet. ... Und dann hast du endlich ein Vertrauen und denkst: Ah, der ist aber toll, und er ist aber erst noch auf deiner Seite ... ! Und da dafür musstest du aber dafür sein Glied streicheln, und er durfte dir deine Brüste streicheln und dir unten hinlangen, ne? Und immer wieder, ... ganz schlimm.“ (Frau, 70er Jahre).

Sie spricht aus Scham und Verzweiflung mit niemandem über den Missbrauch, nicht mal mit anderen Kindern, hat Angst als Lügnerin dazu stehen, – was ziemlich wahrscheinlich ist – und denkt zudem, sie ist die Einzige, der das passiert. Erst im Alter traut sie sich, eine ehemalige Mitbewohnerin im Heim zu fragen, ob sie das Gleiche erlebt hat, und mit dieser Öffnung kann die Aufarbeitung beginnen:

„Ich hab das so weit nach hinten und hab gedacht, nachher meinen die, ich lüg oder ich bring irgendeine Geschichte oder ich bin die Einzige. Ich hatte davor Angst, es zu sagen. Aber nachdem ich dann von der K. wusste, ihr ging's genauso, hab ich gesagt, gut, dann kann ich's jetzt rauslassen, weil dann kann ich's richtig aufarbeiten. Ich möchte es irgendwann ganz weghaben.“ (Frau, 70er Jahre).

Eine Befragte ist überzeugt davon, dass etliche Mädchen implizit wussten, was vor sich ging, auch wenn man nicht darüber sprach: *„Und ich wusste, wenn der Pfarrer Metzler kam, und ein Kind hat ein schönes Kleidchen gekriegt und wurde dann abgeholt von der W. oder von der Schwester M., wir wussten alle, was los ist.“ (Frau, 70er Jahre).*

Die sexuelle Gewalt war sehr massiv; die Mädchen mussten ihn oral befriedigen, was bis zum Erstickengefühl ging:

„Das hat ja immer angefangen, dass er uns dann auf den Schoß – also ich rede nur von mir – mich auf den Schoß gesetzt hat und, na ja, dadurch, dass ich ja dieses Kleidchen hatte, lag ja schon mal die Hand immer auf dem Schenkel. Und dann sind die Finger weiter hochgewandert und das schlimmste Erlebnis, das ist, wo ich heut noch kotzen könnte, wie man dann das – wie ich dann das Glied in den Mund nehmen musste. Das ist – Das ist für mich heut noch zum Erbrechen. ... Also alleine aus dem Grund gehe ich auch heute in keine Beziehung mehr. Das ist für mich – das ist – Das war ja – das ging ja – da hatte man ja als Kind – ich hatte dann Angst, dass ich erstick da dran, dass ich mich übergeb.“ (Frau, 70er Jahre).

Ein Ehemaliger erzählt von einer Situation, in der ein Mädchen mit ihm zusammen zu einer Erzieherin geht (die im Zitat Sozialarbeiterin genannt wird), sich öffnet und davon erzählt, in der Sakristei vom Priester sexualisiert berührt worden zu sein, was aber keinerlei Konsequenz hatte, außer dass diese Erzieherin sehr schnell das St. Josefsheim verlassen hat:

„Das Mädchen hat halt dann der gegenüber dieser Sozialarbeiterin gesagt, der Pfarrer Sowieso, der hat mich im Schritt eben angefasst. Und die Frau hat dem Kind glauben müssen ... Und wir haben das erstmal auch so auf sich beruhen lassen, abgewartet, was passiert jetzt. Ja, die Frau, innerhalb von zwei Wochen war die weg.“ (Mann, 70er Jahre).

Nach M. kam Schwester G. in die Gruppe, die zwar prügelte, sie *„war das Böse in Person, wirklich, muss man sagen“*, aber der Missbrauch war beendet: *„Aber da hat das dann aufgehört, und dann war ja der Pfarrer Metzler auch lange Zeit weg.“* (Frau, 70er Jahre).

Caspari u.a. (2021) geben im folgenden Absatz eine sehr pointierte Bewertung sexualisierter Gewalt im kirchlichen Bereich, die auch für das St. Josefsheim gilt:

*„Über all dem lag die beispiellose Bigotterie der kirchlichen Sexualmoral: Auf der einen Seite die moralische Vernichtung der Mütter vieler Heimkinder, nämlich solcher Mütter, die mit den Vätern ihrer Kinder nicht verheiratet waren, die alleine lebten oder die darauf angewiesen waren, sich mit Prostitution über Wasser zu halten. ... Auf der anderen Seite Nonnen/Mönche, Pfarrer, Erzieher*innen, die diese Mädchen und Jungen sexuell ausbeuten: Akteure einer religiösen Kaste, die es sich anmaßte, sich moralisch über jene Menschen zu stellen, deren Kinder ihnen zur Betreuung anvertraut wurden.“* (Caspari u.a. 2021, S. 175).

4.5. Bewältigungs- und „Überlebens“-Strategien

Von den Interviewten werden verschiedene Strategien geschildert, um das Macht-Missbrauch-System des Josefsheims zu überleben, wobei die Strategien sich je nach Situation überschneiden können:

- Man versucht, Zuwendung zu erhalten durch stete Freundlichkeit
- Man passt sich an – so gut wie möglich.
- Man hört auf zu reden, zieht sich in sich zurück, resigniert; wird suizidal.
- Man wird aggressiv.
- Man wird rebellisch, versucht das Jugendamt zu überreden, einen aus dem Josefsheim zu verlegen in ein anderes Heim; versucht wegzulaufen.

4.5.1. Anpassung

Eine Befragte, die als Baby bereits in die Säuglingsgruppe aufgenommen wurde, beschreibt ihre Strategie folgendermaßen:

„Und wenn ich dann versucht hab, immer besonders freundlich zu sein, war das wahrscheinlich auch ein Versuch; so wie ich heute auch versuch, freundlich zu sein, damit man sieht ... Ich bin da, ich bin nett, nimm mich wahr. Also das kann doch vielleicht sein, dass es ganz früh so angefangen hat. Ist ja gut, ich bin ja froh, dass ich das hab. Aber es hilft einem ... (Frau 60er/70er Jahre).

Man macht mit, weil man keine andere Wahl hat:

„Andere mussten genauso brav dasitzen beim Essen, durften nichts kaputtmachen an Hose oder Jacke beim Spielen, genauso wie ich, und mussten pünktlich sein, alle. Aber die Ansprache von den verschiedenen Schwestern aus den verschiedenen Gruppen war für alle gleich streng. Und alle Kinder mussten, wie gesagt, ordentlich sitzen, aufessen; wir durften, mussten, wie auch immer, teilweise in den Lerngruppen musizieren. ... Für mich war es eher ein Zwang. Habe ich einmal gesagt (dass er nicht musizieren mag) und musste dann noch mal extra in die Ecke stehen. Und danach hab ich dann immer mitgemacht und habe mein Bestes gegeben im Singen beziehungsweise Notenlesen.“ (Mann, 80er Jahre).

Oder man zieht sich in Bücher zurück, flieht ins Lesen:

„Und bei mir war es dann so, ja, die Flucht in Lesen. Also ich bin eingeschult worden, und ich konnte Weihnachten fließend lesen. Und danach hab ich nur noch gelesen. Das Einzige, was ich nicht durfte: Ich durfte nicht in die Bücherei, weil dann hätte man ja keine Kontrolle über mich gehabt: Und was liest sie? Und welche Welt eröffnet sich mir, wenn ich jetzt eigenständig meine Bücher auswähle?“ (Frau, 70er/80er Jahre).

4.5.2. Rückzug und Resignation

Nicht vielen der Ehemaligen gelingt so eine aktive Bewältigung. Die meisten Interviewten erzählen von Rückzug und Resignation:

„Wir wurden ja seelisch nicht gefördert in irgendeiner Form. ... Wir waren stumpf. Stumm und stumpf. Abgestumpft vielleicht, kann man sagen auch.“

(Frau, 60er Jahre).

Die zunehmende Selbstherrlichkeit der Schwestern bedingt Passivität bei den Kindern, es entwickelt sich Rückzugsverhalten, man will keine Aufmerksamkeit auf sich lenken und sucht Schutz in der Anonymität. Negative Gefühle werden zum Selbstschutz unterdrückt.

Man versucht, so unauffällig wie möglich zu sein, stillzuhalten:

„Wir waren auf uns gestellt. Ich hab dann meine Probleme mit mir so abgemacht und mich so gut wie möglich stillgehalten und versucht, keine Widerworte, also keine Konfrontation. Aber der Körper hat reagiert und hat mich erbrechen lassen. Das war schon Rebell genug. Das war Rebellion.“ (Frau, 60er Jahre).

Bei Auffälligkeit wurde mit dem Schwererziehbaren-Heim gedroht, das noch so viel schlimmer sein soll als das St. Josefsheim, so dass man versucht, so unsichtbar wie möglich zu werden, zu sein:

„Am besten hat man sich – ja, ganz ruhig verhalten, unauffällig, weil man hat ja auch immer diese Angst eingebläut gekriegt: Wenn man sich nicht ..., wenn man auffällig ist, dann kommt man in ein Heim für Schwererziehbare. ... Dann kommt man wieder aus dem gewohnten Umfeld raus und kommt wohin, wo es ganz schlimm ist. Also dieses andere Heim für Schwererziehbare ist uns ja richtig als Drohung, als ganz, ganz, ganz schlechter Ort hingestellt worden, so quasi die Hölle. Es gibt den Himmel, und es gibt die Hölle. Und dieses Heim für Schwererziehbare ist ja die Hölle, weil da kommen nur ganz schlimme Kinder hin.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Angst war immer da, auch wenn man sich bemühte, so unauffällig wie möglich mitzulaufen, man musste eine gewisse Unberechenbarkeit einkalkulieren:

„Und ich wurde gerufen, man hat gesagt: Du sollst reinkommen. Die Schwester hat gesagt, du sollst kommen. Und dann hab ich nur so für mich gedacht: Was hab ich gemacht? Was hast angestellt? Du hast laut genug mitgebetet, du hast alles aufgegessen, du bist ordentlich angezogen, du warst nicht frech ... Warum muss ich jetzt rein? Also ich hatte höllische Angst.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Auch der Verweis auf Gott, der einen angeblich schützt, kann nicht ersetzen, dass man sich nach jemandem sehnt, mit dem man reden kann, der das Gefühl von Alleinsein – trotz vieler Kinder – besänftigt:

„Dir hat jemand gefehlt, mit dem du reden kannst, dich austauschen kannst, und dann kommen die immer mit ihrem Göttlichen und mit jemandem, den du nicht sehen kannst. Und du hast aber so das Bedürfnis, jemanden zu sehen und zu reden. Und du bist in der Masse, und ich war in der Masse total allein, ... Und dann dachte ich immer, ich war in der Masse, die mich gestresst hat ohne Ende und war ganz – du bist ganz allein! Und dann reden die dir vom Göttlichen, der dich in die Arme nimmt und der auf dich aufpasst und beschützt, und du hast so viel Angst, fühlst dich so allein. (weint) Und du wirst immer im Leben mit diesem Gefühl, wirst du dauernd konfrontiert, und das verschwindet nicht, obwohl du Verstand hast.“ (Frau, 70er Jahre).

Zwei Interviewte schildern ihr völliges Verstummen, was anscheinend niemandem wirklich auffällt, weil – wie in diesem Beispiel eine von ihnen sagt – sie „wie ein Automat“ funktioniert hat:

„Ich hab nur das Notwendigste (gesprochen) – aber mich hat ja auch keiner was gefragt. Also mir ist das gar nicht aufgefallen, dass ich nicht geredet hab. Aber ich hab ja zugehört oder so, deswegen bin ich überhaupt durch die Schule gekommen. Nein. Ich hab nicht gesprochen, aber ich konnte sprechen.... Aber mit mir hat niemand gesprochen. Über Jahre nicht.“

... mein Vater hat auch nur Ansprachen an mich gehalten, aber nix gefragt, wie's mir geht oder so, gar nix. Also das heißt, ich kam nie in die Gelegenheit, überhaupt mit jemand zu sprechen, auch nicht mit den Lehrern. Und dann ist mir aufgefallen, wie ich zehn Jahre war, dass mich eine Lehrerin angesprochen hat, und ich konnte ihr gar nicht erwidern, weil ich gar nicht schalten konnte so schnell. Ich war ja gewohnt, gar nichts gefragt zu werden. ... Verwahrlosung, seelische Verwahrlosung hab ich

erlebt. ... man war wie Automatismus alles. Wir haben kleine Kinder zwar, wie ich älter wurde, angezogen, wir mussten Aufgaben übernehmen oder in der Küche auch mitarbeiten oder im Wäscheraum auch mitarbeiten.“ (Frau, 60er Jahre).

Auch wird verschiedentlich von Suizidalität berichtet, wenn das Gefühl der Ausweglosigkeit zu groß wird; indem man den vollständigen Rückzug von der Welt bewirken will, wo auch die Angst zum Verschwinden gebracht wird – wenn man schon nicht das Heim verlassen kann: Suizid als scheinbar einzige Möglichkeit, über sich selbst zu bestimmen.

„Wissen Sie, ich hab manchmal früher gedacht, dass ich mir das Leben nehmen will, weil ich nicht mehr gewusst hab, wo vorn und hinten ist. Ich bin oft auf der Eisenbahn ... und hab die Züge geguckt und hab gedacht, ach, einfach mal draufhocken, viel kriegst du ja nicht mit. ... hey, was soll ich auf diesem Planeten? Mich hat auch keiner gefragt, ob ich auf diesem Planeten sein will, ich bin einfach hierher geschmissen worden!“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Eine weitere Befragte erzählt, wie sie mit etwa 10 Jahren aus dem Medizinschränkchen im Bad heimlich Tabletten nimmt, um zu sterben – die sich dann als Kieseltabletten erweisen:

„Da war im Bad gegenüber so ein Holzbänkchen, und über dem Holzbänkchen schräg war das Medizinschränkchen. Und da hatte ich – und ich frag mich heut noch, woher ich wusste, dass man damit Selbstmord machen kann. ... Und da hab ich mich dann hingelegt und wollt einfach nur einschlafen, und es ging nicht, weil's ... Kieselerde war.... Ich hab die falsche Packung genommen, weil irgendwann mal war die Schachtel in Schwester G. ihrem Zimmer auf dem Waschbecken, und da hab ich sie gefragt gehabt, was das für Tabletten sind, und da hat sie gemeint, für Knochen, Kieseltabletten. also war sehr enttäuschend.“ (Frau, 70er Jahre).

Ein innerer Trotz hilft manchmal als Gegenwehr; bricht aber auch immer wieder zusammen und lässt am Leben verzweifeln:

Hoheneck war „die Hölle, ja. Das war mein Wille. Ich hab gesagt, ihr kriegt mich nicht. Obwohl, ich bin schon manchmal am Boden ... Also zweimal wollte ich mir das Leben nehmen, in D. (nächstes Heim) war es so, da gab's eine Schwester, die hab ich geliebt. ... Die Schwester F.T. war das. Das war die Schulschwester. Und die hat mich zweimal von der Brücke da geholt. ... (Frau 60er/70er Jahre).

Auch im späteren Leben spielt Suizidalität eine große Rolle bei etlichen Befragten – und sei es der langsame Selbstmord durch Drogen und Alkohol (siehe dazu auch Kap. 4.3.: Schmerz um Geschwister, die im Leben gescheitert sind). „In vielen Erzählungen scheint Suizid als Lösung durch. Man muss berücksichtigen, dass hier von Kindern und Jugendlichen die Rede ist. Die suizidale Phantasie, der versuchte und vollzogene Suizid sind dem Bereich der Initialreaktionen ebenso wie den Langzeitfolgen der Heimsozialisation zuzuordnen. ... Zentral ist dabei die Herstellung eines Empfindens von Ausgeliefertsein und Ausweglosigkeit. ... Die Isolation, das Eingesperrtsein lassen an einem bestimmten Punkt nur noch einen Ausweg offen.“ (Caspari u.a. 2021, S. 243).

4.5.3. Aggressives Verhalten

Andere Befragte erzählen, dass sie versuchen, durch aggressives Verhalten Aufmerksamkeit zu erhalten, sei es gegenüber anderen oder sich selbst gegenüber durch Selbstverletzung, die dabei hilft, wieder ruhiger zu werden:

„Schon damals hab ich das gemerkt, dass ich mit meinem Verhalten anders bin wie die anderen, weil ich immer aggressiver geworden bin. Das hat sich zwar nie gegen die anderen Kinder manifestiert,

das hat sich immer entweder gegen Gegenstände, Türen zuschlagen oder so oder durch, in Anführungszeichen, Selbstschmerz, wenn ich angefangen hab, dann vor Wut mit der Faust gegen die Wand zu schlagen. Aber jetzt richtig Schmerzen haben wollen, war jetzt nicht der Fall, aber das war so – über den Schmerz kam dann wieder das Abregen. Ich weiß nicht, wie ich das anders erklären soll.“ (Mann, 80er Jahre).

Aggressives Verhalten wird nicht hinterfragt, sondern als Charaktereigenschaft dem Kind zugeschrieben: Das Kind ist böse, schwierig, verhaltensgestört usw.

„Und dann hab ich auch mein Verhalten dementsprechend verändert. Man sagt immer, das Kind, wo so aggressiv ist, aber man hinterfragt niemals, warum ist das eigentlich aggressiv? Weil für manche Kinder sind das ja auch mehr oder weniger Hilferufe, warum sie sich dann so verhalten. Bei mir hat man's halt abgetan, ja, der ist halt böse.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

So steht in einem Gutachten über ein neunjähriges Kind, das seit dem Kleinkindalter im Heim lebt: *„Michael³⁶ sei sehr aggressiv. Er verhalte sich in der Gruppe sehr unangepasst und störe sehr häufig den Gruppenablauf ... In den Erstkontakten mit Michael wird deutlich, wie vital seine Bedürfnisse sind und wie groß sein Hunger nach einer mütterlich gewährenden Bezugsperson.“* (Kaup 1981, S. 14). Statt dieser mütterlichen Bezugsperson erhält Michael eine Therapie, in der er lernen soll, *„seine Wünsche und Bedürfnisse ohne aggressive Abwehr zu äußern, seine aggressiven Impulse zu steuern, sich in andere einzufühlen und mit ihnen zu kooperieren.“* (ebd. S. 57). Eine Erzieherin, die kurzzeitig im Josefsheim gearbeitet hatte, hätte ihn gerne als Pflegekind in ihre Familie aufgenommen. Aber seine leiblichen Eltern stritten mit dem Heim und dem Jugendamt heftig um ihn und zerrten an dem Kind; das Jugendamt nahm also an, es würde die Erzieherin als Pflegemutter und das Kind überfordern, wenn sie es aufnehmen würde.

Ältere Kinder, die schon seit längerem im Heim sind, beantworten z.B. den ständigen Wechsel von Erziehungspersonen schließlich damit, dass sie sich nichts mehr sagen lassen:

„Und die war dann irgendwann nimmer da, und dann kam ja der Terror, dass wir jedes Jahr neue Erzieher hatten, wo es dann bei mir anfing, dass ich sehr aggressiv und ungehalten war, weil ich mir von Erziehern nichts sagen lassen konnte. Und dann hab ich immer gesagt gehabt, was willst du mir sagen. Du bist ja eh bald nimmer da. Also da kann ich mich schon dran erinnern.“ (Frau, 70er Jahre).

So etwa im Alter von 10 – so wird erzählt – fängt man an zu rebellieren, z.B. wenn man im Vergleich mit anderen Schulkindern sieht, dass das Leben im Heim nicht „normal“ ist, gerade bei Kindern, die im Heim aufgewachsen sind:

„Als ich dann in die Schule kam, hab ich gesehen, dass andere Kinder gar nicht das müssen, so leben, dann bin ich natürlich rebellisch geworden. Weil ich wollte das genauso wenig nicht. Ich dachte ja immer, dass das normal sei.“ (Frau, 70er Jahre).

Rebellisch werden hat für die Mädchen viel zu tun mit dem Beginn ihrer Menstruation, die körperlichen Veränderungen lassen einen aufwachen, so eine Befragte:

„Und erst mit meinen Tagen bin ich rebellisch geworden. Da hab ich dann Widerstand entwickelt und bin aufgewacht, richtig aufgewacht. Und dann bin ich ja auch schon rausgeflogen, und das war's.“ (Frau, 60er Jahre).

Manche versuchen, eine Verlegung aus dem St. Josefsheim zu provozieren; vor allem wenn das Jugendamt auf Bitten um Verlegung nicht reagiert.

³⁶ Der Name wurde geändert.

„Und mit zehn hab ich bin ich denen so auf die Palme gegangen, dass ich gesagt hab, ich will hier auch sofort raus. ...Dann kam tatsächlich jemand vom Jugendamt, das konnte ich damals nicht glauben. Und dann bin ich gesessen und hab denen gesagt, warum. ... die vielen Kinder ... dann das Beten und dann das ewige Müde-Sein, dass ich keine Ruhe hab, ich kann nicht schlafen. Und dann hat der vom Jugendamt immer zu mir gesagt gehabt, jetzt halte das aus, bis du mit der Schule fertig bist, ich versteh ja, ich versteh ja. ... und dann hab ich gesehen, ich komm im Jugendamt nicht durch.“ (Frau, 70er Jahre).

In sehr kreativer Weise überlegt eine der Ehemaligen, die Schwestern mit ihren eigenen „Waffen“ zu schlagen:

„Oder wo ich dann eine Ohrfeige gekriegt hab, in der Bibel steht, dann sollst du die andere Seite hinhalten. Hab ich gesagt, ah, in der Bibel stand doch, die andere Seite hinhalten. Hier, bitte. Da bin ich natürlich gepackt worden. ...“ (Frau, 70er Jahre).

Sie fängt an, „Briefe an den Teufel“ zu schreiben, was die Schwestern so schockiert, dass sie letztendlich auch dem Josefsheim rausgeworfen wird und in ein anderes Heim kommt:

„... weil die lieben ja Jesus und finden den Teufel ganz schlimm. Und dann hab ich angefangen, Briefe zu schreiben, wie wenn ich den Teufel anbeten würde und hab das in meine Schultasche, unters Kopfkissen, in meine Jackentasche, überall, so komische Psycho-Zettel geschrieben gehabt. Und dann hatte ich irgendwas angestellt gehabt, und die Schwester hat dann auch die Briefe gefunden, daraufhin hat sie meine Tante angerufen und hat mich rausgeschmissen.“ (Frau, 70er Jahre).

Jungen erzählen davon, wie sie sich gegen das Geschlagenwerden wehren: Wenn sie stark genug sind, zurückzuschlagen und das auch androhen:

„Weil irgendwann mit 12, 13 hast du dich dann auch nicht mehr schlagen lassen von den Schwestern, ist ja klar. Weil dann stellst du dich hin, jetzt komm du mal her. Das war so, das weiß ich noch, wo ich das gesagt hab. Ich hab gesagt, du langst mich noch einmal an, sag ich, dann lange ich dir aber auch eine. Und das waren die Punkte, wo ich dann immer mehr Minus, Minus, Minus – wo sie dann irgendwann gesagt haben, der muss hier weg. Dann soll er halt wieder zu seiner Mutter.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Wie bereits im Kapitel 2 zur Geschichte des Heims beschrieben, war dem Jugendamt Ludwigsburg offensichtlich klar, dass die Mitarbeiterinnen im Josefsheim überfordert sind mit solchen „ihren Weg suchenden Kindern und Jugendlichen“, die rebellieren, wie eine ehemalige Jugendamtsmitarbeiterin es formuliert, und das Jugendamt bitten, das jeweilige Kind zu verlegen, weil es „aufsässig (sei), und sie gehorcht oder er gehorcht nicht ... hält sich nicht an Regeln.“ (Fachkraft des Jugendamts). Wie wir in Kapitel 8 noch ausführlicher darstellen, sieht auch das Jugendamt mit der Zeit klarer, dass die Mitarbeiter*innen des Josefsheim vor allem mit Jugendlichen überfordert sind. Es wird erzählt, dass die Schwestern selbst signalisieren, dass zumindest einige der pubertierenden Jugendlichen in andere Einrichtungen verlegt werden sollten.

4.5.4. Weglaufen

Einige der Interviewpartner*innen erzählen von Versuchen wegzulaufen. Wenn sie jünger sind, werden sie schnell gefunden, z.B. im Park, wo sie sich versteckt haben:

„Ich glaub, wie ich in der dritten Klasse gewesen bin, irgendwas, ... ich hab mir gedacht, ich hau jetzt ab. Aber die haben mich dann eh wiedergefunden, also wie man halt so als Kind sagt, ich hau jetzt ab, ich geh jetzt, was weiß ich, irgendwohin. Und die haben halt das irgendwie gemerkt, da ist es am Waldstück runtergegangen, da bin ich gewesen. ..., und dann ist die Schwester R. von der anderen Seite gekommen, und die hat mich dann so erschreckt, und dann war alles klar (lacht). Das war´s erste

und letzte Mal, glaub ich. ... Ich weiß nicht, um was es gegangen ist. Irgendwas. Irgendwas wollt ich ... – warum weiß ich nimmer. Ich weiß bloß, dass ich so maßlos enttäuscht war, dass ich abhauen wollt.“ (Frau, 60er Jahre).

Kinder, die älter sind, schaffen es z.B., sich bei Schulkameraden zu verstecken, bis sie von der Polizei ins Heim zurückgebracht werden:

„Und dann hab ich halt dann schon ... ein paar gefunden, Kumpels. Und dann bin ich halt vom Heim abgehauen, dann war ich bei denen, hab ich mich dann versteckt. Und die Eltern haben aber von dem auch nichts gewusst. Und dann kam halt die Polizei, hat alles abgesucht und so, und dann haben sie mich gefunden. Hat dann mein Kumpel von seinen Eltern Ärger gekriegt, weil er mich versteckt hat.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Zwei Mädchen gelingt es, sich für zwei Wochen bei einer Schulkameradin nachts zu verstecken; von weiteren Schulfreundinnen werden sie mit Essen und Kleidung versorgt. Tagsüber halten sie sich im Park auf:

„Da ist eine Klassenkameradin von der I., der ihre Mutter hat eine Kneipe, und die ist jetzt um die Zeit halt auch nicht in der Wohnung. Und zu der sind wir gefahren, und die hat gesagt, dass sie uns abends ab zehn in die Wohnung lassen kann, und wir können bei ihr schlafen. Also so, dass das halt wirklich sicher war. Und da sind wir jeden Abend am Kloster vorbeigelaufen, haben gesehen, dass alles dunkel ist oder wo noch ein Licht brennt und sind zu der L. und das zwei Wochen lang.“ (Frau, 70er Jahre).

Aber auch diese Zwei werden von der Polizei gefunden und ins Josefsheim zurückgebracht, wobei die Polizisten offensichtlich, wie die Betroffene erinnert, durchaus Mitgefühl und Verständnis hatten mit den zwei Mädchen:

„Und dann haben sie (die Polizisten) aber auch gesagt, dieser Kinderknast gehört geschlossen. Und das sagen die auch immer wieder, die müssen ja Berichte ans Jugendamt schreiben. Und sie verstehen gar nicht, warum Kinder, unschuldige Kinder in so einen Knast müssen. Also die haben schon viel mit dem Josefsheim zu tun gehabt, immer wieder. Und die haben auch gesagt, ihnen sind die Hände gebunden. Wenn das Jugendamt nicht reagiert, wenn die Kinder nicht reden, sie können nichts machen. Sie können immer wieder nur die Berichte ans Jugendamt schreiben.“ (Frau, 70er Jahre).

Bedenkt man alle in diesem Kapitel beschriebenen Gewalterfahrungen, muss man zumindest bei einigen Kindern davon sprechen, dass die geschilderten Strategien nicht nur eine einfache Bewältigung von widerkehrenden schwierigen Situation waren, sondern es sich um Überlebensstrategien handelte. Nur durch sie gelang es, diese extremen (früh-)kindlichen Belastungen so zu überleben, dass man als Erwachsene die Chance auf ein eigenes Leben hatte. Wie die beiden folgenden Kapitel zeigen werden, war auch dies vielfach ein sehr schwieriger, schmerzhafter Prozess, in dem Gelingen und Scheitern sich immer wieder abwechselten. Caspari u.a. konnten in ihrer Studie zu den Heimkindheiten nachweisen, „dass die Gewalterfahrungen in den Heimen zwischen 1949 und 1975 für eine große Gruppe der Betroffenen mit Folgeschäden verbunden waren, die auch ihre Ressourcen zur Bewältigung von Problemen und ihr Gefühl von Zuversicht und Zutrauen in die Welt bis heute nachhaltig einschränken.“ (Caspari u.a. 2021, 396ff.).

5. Kapitel: Nach dem Josefsheim

„Man kann ja nicht nur Stress im Leben haben. Heim war Stress. Aber danach war ja auch Stress. Das Leben danach war ja auch Stress.“ (Frau, 60er Jahre)

5.1. Abschied vom Josefsheim

Ob man wieder in die Familie zurück gehen konnte, in eine Pflegefamilie kam, in ein anderes Heim oder in die Verselbstständigung ging: Wirklich Abschied wurde offensichtlich nicht genommen, mehrere Interviewte berichten von unvorbereiteten Aufbrüchen, wie z.B. in diesem Beispiel:

„Und dann war das schon fertig gepackt, ... und dann hieß es plötzlich: Nachher kommen die Eltern. Dann hab ich, glaub ich, verwundert gekuckt, weil es war, glaub ich, schon Freitag, so nach dem Motto, es ist Wochenende, hab aber gekuckt, weil wirklich alles gepackt war. Und das hat mich verwundert. Und dann hat man uns zur Tür gebracht, als die Eltern kamen, und man hat denen die Hand gegeben und, ja, die wären ja brav gewesen, und alles Gute. So nach dem Motto. Ja.“ (Mann, 80er Jahre).

Auch die im Heim Verbliebenen können sich kaum verabschieden, wie im folgenden Beispiel erzählt wird; das Leben wird geprägt von Bindungsabbrüchen:

*„Also zu mir haben sie ja gesagt, weil mit der B. (Mitbewohnerin im Heim) hab ich eigentlich einen guten Kontakt gehabt, aber die haben sie dann **irgendwie** weg. Zu mir haben sie gesagt, sie ist zur Adoption freigekommen. Aber ob das stimmt, weiß ich nicht. Ich weiß nur, ich hab Rotz und Wasser geheult, weil das war meine beste Freundin. Und auf einmal war sie weg. I: Auf einmal, und Sie konnten sich gar nicht verabschieden? A: Nee. Nee.“ (Frau, 60er Jahre, Hervorhebung d.Vf.).*

Das passt zum geschlossenen System des Heims, zur Mauer drum herum. Auch wenn es die Schule als Institution neben dem Heim gab und ältere Kinder diese Geschlossenheit unterliefen, sei es indem sie heimlich das Gelände verlassen und sich mit Freund*innen treffen oder durch Weglaufen, und es insbesondere in späteren Jahren Versuche der Öffnung gab, wie beispielsweise durch die Vermittlung in Kontaktfamilien, durch Teilnahme von Kindern am örtlichen Musik- oder Sportverein.

Aus den Erzählungen der Interviewten gewinnt man den Eindruck, dass es viele Jahre nur „Dinnen oder Draußen“ gab. So wird z.B. erzählt, dass man, nachdem man in einem anderen Heim aufgenommen worden war, von Schwester G. in einer Notsituation bei einem Telefonat barsch abgewiesen wurde, man gehöre nicht mehr dazu, obwohl man 11 Jahre im Josefsheim gelebt und keine sonstigen Ansprechpersonen hatte:

„Und dann hat Schwester G. – die hat mir dann klargemacht gehabt, jetzt, wo ich draußen bin, hab ich überhaupt kein Recht, irgendwelche Fragen zu stellen oder was zu wollen, ich bin der Teufel in Person, und das geht sie nichts an.“ (Frau, 70er Jahre).

Das Abgewiesenwerden nach Verlassen des Heims wird von anderen ebenfalls berichtet, was den Erziehungsregeln des Ordens widerspricht; Regel 91 besagt: „Stets suche man mit den Kindern, Knaben wie Mädchen weiter in Verbindung zu bleiben, so dass sie nie den Josefsheimen entfremdet werden (nach der Entlassung).“ So erzählt eine der Interviewten, die im Heim aufgewachsen ist:

„Nach dem (Auszug aus dem Heim) kam ich mal hier vorbei, mit siebzehn oder so – das war mein Zuhause – und dann bin ich da über die Wiese gerannt. Dann ist die gekommen und hat mich dermaßen angemacht, die Schwester R.: Was? Und ich würde hier nicht mehr ...! Und das ist nicht erlaubt! – Früher sind wir da auch immer drüber gelaufen. So gar kein Gespür dafür, dass das einzige Zuhause ist, das ich kenne, zumindest zu diesen Räumlichkeiten ...“ (Frau 60er/70er Jahre).

Aber dies wird auch nicht von allen bestätigt; es war anscheinend von der Beziehung zu den jeweiligen Schwestern abhängig.

5.2. Zurück zur Familie

Manche waren sehr froh, wieder zuhause leben zu können: *„Ob ich die anderen (Kinder) vermisst hab, kann ich gar nicht sagen. Aber ich war froh, wieder bei der Mama zu sein. ... einen Kontakt hat's, ich glaub, auch nicht mehr gegeben. ... Nee. Von mir aus nicht. Aber mit dem Auszug vom Kinderheim war das Thema eigentlich für mich gegessen.“* (Mann, 80er Jahre).

Eine alleinerziehende Mutter holt ihr Kind aus dem Heim gleich nach der Gesetzesänderung, durch die sie von der Jugendhilfe das Sorgerecht zurückerhalten hat (1970), was für das Kind nicht einfach war, da die Mutter ihr nach einer langen Zeit der Fremdplatzierung fremd blieb:

„Ja, es war halt für mich eine fremde Frau, fremde Schule, fremde Kinder und halt dann ganz alleine. Und so hab ich da wenigstens noch im Heim Freundinnen gehabt, wo man spielen hat können. Und da bin ich halt dann in die Schule. Ja, dann hat's nicht lang gedauert, bin ich in die Pubertät gekommen, dann ist es natürlich noch schlimmer geworden. War halt auch nicht so einfach. Hab ich meine rebellische Phase gehabt. Dann bin ich ziemlich früh auch dann von daheim ausgezogen.“ (Frau, 70er Jahre).

Auch wenn insgesamt so viel Negativität mit dem Aufenthalt im Heim verbunden ist, dass es einem als Erwachsene schwerfällt, das Gelände überhaupt zu betreten – *... ich hab mich nicht getraut. Ich hab mir gedacht, nein, das ist – ich will's gar nicht sehen. Neugierig wär ich schon gewesen, aber mich hat dann der Mut verlassen.* (Frau, 60er Jahre) – ist die unbegleitete und unvorbereitete Rückkehr zur Mutter nicht einfach zu bewältigen. Jugendhilfe, die hier gefragt gewesen wäre, um die Mutter-Kind-Beziehung zu unterstützen, war nicht vorhanden.

Aber es gab auch die Situation, von der Jugendhilfe zu einer alkoholabhängigen Mutter zurückgeschickt zu werden, weil die öffentliche Jugendhilfe offensichtlich hilflos war, eine adäquate Lebenssituation für den Heranwachsenden zu finden – nach 15 Jahren Heimaufenthalt:

„Hat man mich dann wieder – obwohl die ja die ganze Geschichte gewusst haben, hat man mich dann trotzdem wieder zu meiner Mutter zurückgesteckt. Und dann kam es halt, wie es kommen musste, dann war ich vier Jahre bei meiner Mutter und dann hat das – ist ja klar, wir haben ja keine Bindung gehabt, wir haben ja gar nichts gehabt, das war eine Person für mich, und das ging halt nicht gut.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Auch wird von einer Rückkehr im Alter von acht Jahren zu einem Vater erzählt, den man nicht kennt: *„Mit acht. Da hat mein Vater dann erfahren vom Jugendamt...dass meine Mutter gestorben ist, dass ich, also seine Tochter, im Heim bin. Dann hat er, ... natürlich erst mal alles in Bewegung gesetzt übers Jugendamt, dass er mich kriegt. Somit hätt er sich ja dann auch quasi die Gelder ersparen können. Ich hab mich schließlich gefreut, dass ich da raus komm. ... nur zwei Wochenenden durfte er mich vom ... vom Kinderheim holen. ... Und als ich ihn das erste Mal im Kinderheim gesehen hab, das werd ich nicht vergessen: Da hat mich die Schwester g'holt, runter ... ins Besucherzimmer. Und dann hat sie zu mir gesagt, sie möchte mir jemand vorstellen, das wär mein Vater. Dann hab ich sie angekuckt, und das weiß ich noch, meine Worte waren, wortwörtlich, zu ihr: Ja, dann möcht ich den Ausweis sehen. Und da guckte sie mich ganz groß an, und mein Vater guckt ich auch ganz groß an, und dann hab ich g'sagt: Kann jeder kommen und sagen Vater. Ich kenn keinen Vater“* (Frau, 70er Jahre).

In der Folge wird sie, die bereits im Heim sexuelle Gewalt durch den Priester erlebt hat, auch von ihm wiederholt und jahrelang sexuell massiv missbraucht. Auch in der Pflegefamilie, in der die Jugendhilfe

sie unterbringt, nachdem der Aufenthalt beim Vater doch kritisch wahrgenommen wird, muss sie seitens des Pflegevaters sexuelle Übergriffe erdulden. Hier ist eine Dynamik der Reviktimisierung am Werk: Man hat als Kind keine Chance, als sich mit jenen Personen zu verbinden, die einen misshandeln. „Das Fehlen von emotionalen und sozialen Ressourcen bildet einen fruchtbaren Nährboden für Abhängigkeiten und Ausbeutungen.“ (Caspari u.a. 2021, S. 237).

5.3. Erfahrungen in weiteren Heimen

Einige Kinder wurden nach mehrmaligem Weglaufen oder aufgrund von Alter und/oder Aufsässigkeit oder ihren eigenen Bitten von der Jugendhilfe in andere Heime vermittelt. Die Erfahrungen dort werden im Großen und Ganzen von den Interviewten im Vergleich zum Josefsheim als positiv eingeschätzt; man schätzt die neue Freiheit, die Offenheit; das Interesse des Erziehungspersonals an einem und dass tatsächlich ein gewisses Vertrauensverhältnis entstehen kann usw. Eine Interviewte, die drei Jahre lang in einer betreuten Wohngemeinschaft untergebracht war, beschreibt diese Zeit als die schönsten drei Jahre in ihrem Leben:

„Also am Anfang ist man halt die Neue und halt, ich war schon immer so, erstmal, ich muss mir alles anschauen. Ich ... war sehr zurückhaltend Aber das – also ich muss sagen, das waren fast die schönsten drei Jahre in meinem ganzen Leben.“ (Frau, 70er Jahre).

Man konnte mit den Nonnen und den Erzieher*innen reden. Man wird gefragt, wie es einem geht. *„Und da ging’s mir gut, weil du konntest mit den Nonnen – die haben mit dir geredet gehabt. ‚Hey, wie geht’s dir, hast du Sorgen, gibt’s irgendwas, können wir für dich was tun?’ ... Und haben dich immer gefragt, wie’s dir geht.“*

Auch wenn man sich anzog wie ein „Punk“, *„da hat keine gesagt gehabt, wie läufst du denn rum. Grad im Gegenteil. Ja, du siehst aber heut wieder schön bunt aus. Das macht ja fröhlich. Solche Sachen hast du gehört gekriegt. Und da bin ich jeden Morgen glücklich aufgestanden und glücklich in meine Schule gegangen. Und ich hab mich so erwachsen gefühlt wie nie zuvor. Und wenn du gekommen bist, hast du Essen gekriegt ohne Ende und bist gefragt worden. Und grad im Gegenteil, brauchst du irgendwie Hilfe, geht irgendwas.“* (Frau, 70er Jahre).

Man war nicht mehr „weggesperrt“, sondern plötzlich mitten im Leben:

„Also weil ich dann noch in M. diesen Vergleich hatte, wie wir ganz anders leben konnten, war so richtig befreiend dort. Dort gab’s auch Nonnen, aber nicht dieses rigide Regime, dieses Verbiesterte. ... Erstens, dieses Heim selbst war mitten im Dorf integriert, da gab’s keine Mauern drum herum oder sonst was. Wir sind raus und waren dann mitten auf der Dorfstraße gleich und so weiter und konnten auch selbstständig rausgehen, Aber eben auch die siebziger Jahre, aber dann eben zu sehen, dass es auch anders geht, also kein Weggesperrt-Sein, das war es nicht so in dem Sinne. War immer noch ein Heim und mit vielen Schwierigkeiten natürlich durch die verschiedenen Kinder mit ihren verschiedenen Vergangenheiten.“ (Mann, 60er Jahre).

Einfach war es auch in anderen Heimen nicht: *„Aber im Vergleich zu Hoheneck war es ein Sanatorium.“* (Mann, 60er Jahre). Betont wird die familiäre, vertraute Atmosphäre, man durfte z.B. Freunde zu sich einladen, auch wenn die Religion nach wie vor eine Rolle spielte:

„Das Beten war ja immer noch, nach wie vor, aber es war viel, viel, viel familiärer. Also da wurde man in den Arm genommen, man hat gekuschelt mit den Erzieherinnen ... Die Urlaube waren halt intensiver, das Weihnachtsfest war ganz anders, nicht so: Wir müssen jetzt hier beten! Was bei denen, glaub ich, im Vordergrund stand, bei den Schwestern: immer nur Gott und Jesus und Maria Man hat zwar gebetet und hat Weihnachtslieder gesungen, aber nicht mehr so. ... Die Geschenke waren da das

Hauptaugenmerk eigentlich für uns, auch für die Erzieherinnen. Die wussten ja auch, ... dass wir uns über die Geschenke freuen Ja. Und da hatten wir auch Freunde zu Besuch. Wir sind zu Freunden, haben bei Freunden übernachtet, also es war dann eigentlich ein ganz normales ...“ (Mann, 80er Jahre). Auch ein anderes Heim wird gelobt, betont wird von dem dort nach dem Josefsheim untergebrachten Interviewten, dass man zu jeder Zeit spielen und reden durfte:

„Also Kinder verschiedenen Alters, alle zusammen spielen und reden durften zu jeder Zeit, und alle Mitarbeiter sich liebevoll gekümmert haben und man vorankam, also gefördert wurde.“ (Mann, 80er Jahre).

Selbst das angedrohte Schwererziehbaren-Heim wird als besser wahrgenommen: *„Dann haben sie gesagt, du kommst jetzt in ein Schwererziehbaren-Heim, aber das war das beste Heim! Also das war so toll, ja. ... weil das mitten im Leben war, das war mitten in der Stadt. Das war in der Nähe der N. Straße Das ist direkt Stadtmitte, war mit der Straßenbahn vielleicht vier Haltestellen, Bahnhof waren sechs Haltestellen. Und die Schule, waren auch drei Haltestellen, also ganz toll.“ (Frau, 70er Jahre).*

Eine weitere Interviewte erzählt vom Schwererziehbaren-Heim, in dem zum ersten Mal eine Schwester zuhört und in dem sie eine Ausbildung machen kann. Aber es gibt auch negative Aspekte in den neuen Heimen: Die Vulnerabilität, die man mitbringt und die einen z.B. dazu bringt, nicht „nein“ sagen zu können zu sexueller Ausbeutung durch eine Mitbewohnerin; nach wie vor ist man ausgeliefert, wenn auch auf eine andere Weise:

„Sprich, sie (die Mitbewohnerin) ist dann zu mir immer mal ins Bett, das war kaum, dass ich drin war, ich konnte (weint) auch nicht Nein sagen. Das war zu der Zeit lang nicht möglich, und dann war ich mit dem überfordert, weil ich an die Möglichkeit gar nicht gedacht hatte. Und ich war keine zwei Monate drin. Jetzt konnte ich natürlich mit der Erzieherin, mit der konnte ich nicht reden, weil ich bin dann am nächsten Tag raus, und dann haben mich die anderen Mädchen alle angegrinst und so mit dem Kopf genickt. Und ich war die Jüngste, um einiges jünger wie alle anderen. Und ich war komplett neu. Und was ich dann schnell geschnallt hab, ist, wenn ich der was sag, der Gruppenleiterin, dann hab ich abends – ist ja keine da, außer die Hausbesitzer, also die Haus-Chefin – dann bin ich aber abends geliefert. Weil ich hab dann gleich gesehen am nächsten Morgen, jeder hat mich angegrinst von denen, ich darf da den Mund nicht aufmachen, sonst hab ich was an der Backe.“ (Frau, 70er Jahre).

Man hat verlernt sich auszudrücken, über sich zu sprechen, sich als Person einzubringen, Freud und Leid zu teilen, sich mitzuteilen und wird aufgrund dessen abgewertet:

„Und das Schlimme ist, dass du als kleines Kind auch deine Ängste und Sorgen hattest und hattest niemanden als Gesprächspartner. Und als ich dann ins andere Heim gekommen bin, hatte ich dann wirklich das eine dicke Problem an der Backe: ich konnte ja mit niemandem reden. Ich wusste gar nicht, zu wem ich gehör und musste das über mich ergehen lassen. Sprich, ich hatte dort auch nicht meine Ruhe. Und dann schreibt man, ich sei faul, wo ich dann aus dem Heim gegangen bin, hat man geschrieben, ich sei faul. Egal, wo ich gearbeitet hab, jedes Geschäft, wo ich danach gearbeitet hab, war ich nie krank. Ich gehörte nie zu den Krankmachern, nie!“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Ein anderes Schwererziehbarenheim wird jedoch tatsächlich zur Hölle:

„Da ging´s gleich um Gewalt, Drogen, Schlägereien, was weiß ich. Es gab zwei geschlossene Gruppen, und als man mir aber das Heim vorgestellt hat, hat man das gar nicht so vorausgesehen. Da hat man die Heimschule hervorgehoben und die fünf Ausbildungsmöglichkeiten hervorgehoben, und für mich hat das im ersten Moment – hat sich das richtig super angehört. Und da hab ich gedacht, hey, eigentlich hat man fast gemeint, Paradies. Und das mit den Gittern vor den Fenstern, das hab ich zu dem Zeitpunkt gar nicht wirklich registriert. Ich war keine 14 Tage da oben, und ich konnte alle Drogen

zumindest benennen. Und davor konnte ich mit dem Überbegriff Drogen noch nicht einmal was anfangen, ich hab noch nicht mal Alkohol sozusagen als Droge oder das so in Verbindung gestellt, das hatte ich alles gar nicht. Und keine 14 Tage später konnte ich das Drogen-ABC, und wenn's nur vom Erzählen war.“ (Mann, 80er Jahre).

5.4. Pflegefamilien

Die Pflegekinderhilfe war in Deutschland lange Zeit ein Stiefkind der Kinder- und Jugendhilfe. Nach dem Motto: „Hauptsache Familie, die wird es schon richten“, gab es eine sehr unterschiedliche Ausgestaltung bzw. zumeist ein Nicht-Vorhandensein einer professionellen Infrastruktur für Pflegefamilien und ihre Kinder. Pflegekinderhilfe war gekennzeichnet von Dilettantismus; man verstand sich eher verwaltungsorientiert (vgl. (Blandow; Ristau-Grzebelko 2010). Man behandelte Pflegefamilien in gewisser Weise wie Heime: Nahm man in den Heimen an, das für die Kinder verantwortliche Erziehungspersonal habe Kompetenz und würde ja von der Heimaufsicht überwacht – und kümmerte sich nicht weiter, setzte man in Pflegefamilien lediglich auf „Familiarität“ und angenommene Zuneigung zum Kind: „Pflegeeltern betrachtete man primär unter ihrem Eigeninteresse an einem Kind, weswegen auch ein minimales Pflegegeld als ausreichend betrachtet wurde (Blandow; Ristau-Grzebelko 2010, S. 33). Aus diesem Grund waren Pflegefamilien eine Art Sparschwein für die Kinder- und Jugendhilfe. Den komplexen Bedürfnissen von Pflegekindern konnte so nicht Genüge getan werden – sie wurden mit den jeweiligen Eltern alleingelassen. Man hatte als Kind also Glück oder Pech, in welche Pflegefamiliensituation man geriet. Es hat lange gedauert, bis die Gesellschaft – und damit die Kinder- und Jugendhilfe – bereit waren, sich Pflegekindern als Gruppe mit besonderen Schutzbedürfnissen zuzuwenden. Man begann, Pflegekinder als eine vor elterlicher oder auch pflegeelterlicher Willkür zu schützende Gesamtgruppe zu betrachten und die Pflegeeltern nicht mehr nur als „Versorger“ wahrzunehmen, sondern als zu unterstützende, im öffentlichen Auftrag agierende Personen (Blandow; Ristau-Grzebelko, 2010, S. 32). So begann die Pflegekinderhilfe sich allmählich zu professionalisieren. Bis in die 90iger Jahre waren jedoch das Anforderungsprofil an Pflegefamilien, die Auswahl von Familien, die fachliche Vorbereitung und Begleitung in Deutschland höchst uneinheitlich.

Was die nach dem Josefsheim in Pflegefamilien untergebrachten Kinder betrifft, gab es nach Aktenlage keinerlei Vorbereitungskurse für die Pflegeeltern, die heute selbstverständlich sind. In einem Fall konnten die prospektiven Pflegeeltern einen einfachen Brief an das Jugendamt schreiben, dass sie die Kinder gerne bei sich aufnehmen möchten, mit denen sie bereits einige Wochenenden verbracht hatten. Berichtet wird, dass die Kinder in einem Fall gefragt wurden; andere erzählen vom „Ausgesucht-Werden“, auf das man keinen Einfluss hatte. Beratung und Begleitung im Prozess der Pflege gab es nur in einem Fall, und zwar genau da, wo die Pflegemutter eine Ausbildung als Erzieherin und insofern zumindest in gewisser Weise eine entsprechende Qualifikation hatte. Ansonsten gab es keine Vertrauensperson für diejenigen Kinder, die in der Privatheit der Familie Misshandlungen und sexueller Gewalt ausgesetzt waren, ohne dass jemand Notiz davon genommen hätte.

Die Interviewten, die aus dem Josefsheim heraus in Pflegefamilien untergebracht wurden, machen sehr unterschiedliche Erfahrungen. Drei der neun nach dem Heim in Pflegefamilien untergebrachten Kinder berichten von zugewandten, freundlichen Pflegeeltern. Eine Interviewte berichtet von einer sehr liebevollen Pflegefamilie und einer pädagogisch kompetenten Pflegemutter, die die negativen

Auswirkungen des Heimaufenthalts mit viel kreativer Geduld milderte, so dass ihr Leben für sie erst mit der Pflegefamilie begann – im Alter von sieben Jahren. Sie sagt:

„Also es wühlt mich auf, wenn ich heute über die Heimzeit nachdenke, vor allen Dingen wenn ich an die Strafen denke und an manches, was da so stattgefunden hat. Unglaublich. Und trotzdem beginnt mein Leben für mich 1967, als ich in die Pflegefamilie kam. Und dieses unverschämte Glück gehabt zu haben, aus dem Heim von dieser Pflegefamilie geholt worden zu sein und da dann ganz viel auch nachholen durfte, ja. Das ist das, was mich geprägt hat.“ (Frau, 60er Jahre).

Allerdings wird auch von ihr ein demütigender „Auswahlprozess“ geschildert, wie schon dargestellt in Kap.4.2 im Abschnitt zu Kontaktfamilien. Die Familie wollte ein Pflegekind, und *„dass die Kinder in einer Reihe stehen mussten und sie (die Pflegemutter) sich dich ausgesucht hat, weil du die Einzige warst, die nicht gelächelt hat, sondern du hast ganz böse nach unten geguckt und wolltest gar nicht ausgesucht werden. Die Interviewte erzählt von ihrer „Angst. Also man muss sich vorstellen, dass ich ja nichts anderes kannte als das Kinderheim. Das war ja meine Welt – und ich konnte mir ja unter dem Begriff Familie überhaupt nichts vorstellen. Null.“* (Frau, 60er Jahre). Sie gehört zu den wenigen, die von positiven Erfahrungen mit der Jugendhilfe erzählt, nachdem sie in der Pflegefamilie lebt: Sie ist in dieser Familie regelmäßig von der für sie zuständigen Sozialpädagogin vom Jugendamt besucht worden und wird sogar gefragt, wie es ihr geht.

Sechs Ehemalige dagegen berichten davon, in der Pflegefamilie fast genauso ausgeliefert gewesen zu sein wie im Josefsheim. D.h. man hat „Glück“, wenn man in eine liebevolle Pflegefamilie kommt (siehe oben), oder man hat „Pech“, d.h., man erfährt Misshandlung und sexuelle Ausbeutung, ohne dass es eine Ansprechperson, eine Vertrauensperson gibt. Die Vernachlässigung der Kinder durch die öffentliche Jugendhilfe setzt sich fort. *„Die Voraussetzungen für diesen Mechanismus werden im Heim geschaffen. Vorenthalten von Zuwendung und Anerkennung, Kontaminierung des Selbstwertes, umfassende Entmutigung und mangelnde Vorbereitung auf das Leben draußen. Das Fehlen von emotionalen und sozialen Ressourcen bildet einen fruchtbaren Nährboden für Abhängigkeiten und Ausbeutungen: Vulnerabilität für Reviktimisierungen.“* (Caspari u.a. 2021, S. 237).

Drei Geschwister werden von einer katholischen Pflegefamilie (einem Pfarrer und seiner Haushälterin) aufgenommen und schulisch zwar sehr gefördert. Es gibt regelmäßige Berichte der Pflegemutter an das Jugendamt, was aber darin nicht vorkommt, ist z.B. die sexuelle Ausbeutung eines der Kinder durch den Pfarrer:

„Weil der (Pflegevater) hat mich schon auch benutzt. Das Thema Benutzen wiederholt sich. Auch er griff unter meinen BH, wie die Brüste so wuchsen, und Ich dachte erst so, das ist, ah ja, das macht ein Vater, das ist so Vater/Tochter ... Soll das so sein oder nicht? Aber ich glaub, das war nicht Vater/Tochter.“ (Frau, 60er Jahre).

Durch die extrem sexualfeindliche Erziehung im Josefsheim und durch den Mangel an jeglicher Aufklärung ist man nicht in der Lage, überhaupt einzuschätzen, was da passiert. Man hat keine Worte/Vorstellungen für das leichte Unbehagen, das man spürt. Zudem erfährt man zum ersten Mal im Leben eine fatale und destruktive Form der Anerkennung, die mit Ausbeutung verknüpft ist.

Nach wie vor wird in einer Familie Essenszwang praktiziert, *„Aber da war es stockdunkel, also die hat mich stundenlang da sitzen lassen an ihrem Tisch“* (wenn sie etwas nicht gegessen hat). (Frau, 60er Jahre).

Der Junge wird von der Pflegemutter in dieser Familie geschlagen, die mit ihm nicht klarkommt:

„Aber von ihr wurde ich quasi sehr schroff und stellenweise sehr hart behandelt, kaum Liebe gekriegt, also Liebe war überhaupt nicht da. Es war alles sehr kalt ... also man hat als Kind diese Liebe, wissen Sie, wo man so sich danach sehnt, weil man die ja im Kinderheim sowieso nicht gekriegt hat, die hat man da auch nicht gekriegt.“ (Mann, 60er Jahre).

Auch in der Pflegefamilie geht es ums Funktionieren; und falls man nicht funktioniert, erhält man das Attribut „schwererziehbar“.

Als Drohung im Hintergrund steht zudem das Heim, in das man zurückgeschickt werden kann; wobei man – älter geworden – sowohl einen gewissen Trotz entwickelt, der aber auch Züge der Resignation hat und Suizidgedanken hervorruft:

„Sie (die Pflegemutter) hat wahrscheinlich auch ihre Erziehungsmethoden, die sie bei ihren Eltern gelernt hat, bei uns angewandt; das war halt, ja, auch Strenge, Strenge, konsequent ... Und der C. (Bruder) hat sehr darunter gelitten, das weiß ich. Also C. hatte Schwierigkeiten mit dem Lernen, mit der Schule, und die beiden haben sich überhaupt nicht verstanden. ... Aber ich weiß, irgendwann hat sie mal gedroht, wenn wir dieses und jenes nicht machen, kommen wir wieder ins Heim. Und dann weiß ich noch, da stand ich da an dem Fenster und hab überlegt, soll ich runterspringen? Und dann hab ich als Alternative gedacht, ach, nee, dann gehst du halt ins Heim. Ist sowieso egal. Ja, soll sie uns doch ins Heim stecken. ... ist sowieso egal.“ (Frau, 60er Jahre).

Die Kinder haben in dieser Pflegefamilie ihre Bildungslücken aufgeholt, sie hatten eigene Zimmer, was nach der Heimerfahrung luxuriös war, man machte Urlaub im Ausland, es gab einen großen Garten, aber der Gaststatus bleibt, vor allem mit der Drohung der Rückkehr ins Heim. Wirklich zuhause, zugehörig fühlen kann man sich nicht:

„Ich bin immer Gast irgendwo, aber ich gehöre nicht dazu. Ich bin Gast. Aber sie haben uns gefördert, wie gesagt, also mit der Schule. Dann war ich ja richtig gut. Ich fing an mit neun Jahren, Zeitung zu lesen; mach ich heute noch. Ich lese jeden Tag meine Zeitung. Das hab ich damals da angefangen, das weiß ich noch.“ (Frau, 60er Jahre).

Aber die Gesamtbewertung von einem der Geschwister ist sehr klar und bitter, es war den Pflegeeltern nur wichtig, wie man nach außen hin dasteht:

„Ja, die Außendarstellung, also alles in bester Ordnung, alles schön, alles toll, und innerlich aber kalt, verlogen, hm, ja, nicht wahrhaftig. ... Und der Rest oder nach dem Bedürfnis der anderen zu fragen, ist uninteressant, sondern das Bedürfnis: Ich als Pastor oder ich als Haushälterin, ich muss gut dastehen.“ (Frau, 60er Jahre).

Nachdem die Pflegeeltern umgezogen sind, werden die Kinder in verschiedene andere Pflegefamilien verteilt – man wird „weitergereicht“, wie es eines der Geschwister ausdrückt. Der Junge wird vom neuen Pflegevater schwer körperlich misshandelt, bis endlich ein Lehrer im Sportunterricht seine Striemen sieht:

„Das Ganze ist aufgefliegen im Sportunterricht mit meinem Lehrer. Und zwar im Sportunterricht musste man sich ja umziehen. Und der hat halt – normalerweise hab ich ja immer unter meinem Pullover langärmelige T-Shirts an... Aber in dem Fall hab ich eben Pullover und T-Shirt eben ausgezogen miteinander, haben sich halt verheddert. Und mein Sportlehrer hat dann gesehen, dass ich Striemen und Wunden auf dem Rücken hab und hat mich dann gefragt, woher kommt das. K. hieß der Lehrer, das weiß ich auch noch, weil der war gleichzeitig auch Vertrauenslehrer. Und der hat ohne mein Wissen interveniert. Der hat sofort eine Meldung gemacht beim Jugendamt. Ohne mein Wissen. Und aufgrund dessen – das ging dann ein dreiviertel Jahr lang noch, wie ich in der Familie war, es war die Hölle.“ (Mann, 60er Jahre).

Der Jugendliche wird nicht einbezogen in die Aktion des Lehrers; und das Jugendamt braucht ein dreiviertel Jahr, um eine andere – neue Pflegefamilie – für ihn zu finden.

Eines der Geschwister - inzwischen 14 Jahre alt – wird sexuell von der neuen Pflegemutter ausgebeutet, was sie als Liebe missversteht. „Die sexuelle Ausbeutung beruht darauf, dass die Täter die Verwechslung absichtsvoll herbeiführen: Es soll wie Liebe aussehen. Wenn es wie Liebe aussieht, dann

wird der Wunsch nach Liebe auf Seiten des Opfers unerbittlich aktiviert,“ so Caspari u.a. (2021, S. 236f).

„Ich hab’s meiner Freundin erzählt, und da sagt die zu mir: Das ist doch Missbrauch! Ich sag: Missbrauch? Wie kommt ihr auf Missbrauch? – Du warst vierzehn! Sie war über dreißig, dazu war sie noch deine Pflegemutter. Ich sag, ah ja, du hast ja recht! – Das hab ich erst vor Jahren so begriffen. Und ich hab’s natürlich mit Liebe verwechselt und hab mich das erste Mal so in der Heimat gefühlt, mich aufgehoben gefühlt, mich geliebt gefühlt, so all dieses Positive und dachte: Ah, jetzt hab ich endlich eine Familie! Ich war glücklich – bis sie es dann beendet hat, von heute auf morgen; und dann auch nicht mehr mit mir geredet hat. Die war überhaupt nicht mehr da, die war verschwunden. ... Und das hat mich zutiefst ...in meinen Grundfesten erschüttert. Danach war ich nicht mehr derselbe Mensch. Da hab ich irgendwie auch mein Selbstwertgefühl verloren, mein Selbstbewusstsein, mein inneres Gleichgewicht, alles.“ (Frau, 60er Jahre).

Auch zwei andere der Interviewten, die nach dem Heim in Pflegefamilien untergebracht wurden, haben über Jahre hinweg massive sexuelle Gewalt durch die Pflegeväter erlebt, ohne dass sich jemand gekümmert hätte:

„Der Vater kam nachts ins Zimmer und hat einfach mal mich angesprochen. Und das erste, was er gesagt hat, war, sei ganz still. Mach keinen einzigen Laut. Das war wichtig, damit der nicht entdeckt werden kann. Das ist zu seiner Sicherheit gemacht worden. Und dann hat er angefangen, an mir runterzufassen, über die Brust, immer mehr weiter runter in den Genitalbereich. Und ich hab als Kind das schon wahrgenommen, dass da was passiert, hatte wahnsinnige Angst und hab aber das nicht einordnen können, was das ist. Später war das Problem, dass ich gemeint hab, das gehört zur Erziehung dazu. Das wär normal, dass die Männer die Kinder anfassen dürfen.“ (Frau, 60er Jahre).

Die sexuelle Gewalt ist mit psychischer Gewalt und Abwertung derart verknüpft, dass man sich niemandem anvertrauen kann, da man ja sowieso nichts wert ist, nicht verdient, dass man Gehör findet, auch wenn es endlich jemanden gibt, der nachfragt, der sich wundert, warum das Kind nicht nach Hause gehen will:

„Und da (in einer Kur im Alter von 15 Jahren aufgrund von Magersucht) hab ich zum ersten Mal ... für mich überlegt, Mensch, soll ich’s rausrücken. Weil da war ein – ich denke, ja, ein Sozialpädagoge muss das gewesen sein – der hat gesagt, das ist auffällig: Warum möchtest du nicht nach Hause gehen? Ich hab immer nur gesagt, ich will nicht heim. Ich hab aber den Grund nicht angegeben. Und die haben gebohrt und gebohrt und gebohrt. Und da wär zum ersten Mal die Möglichkeit gewesen, dass ich raus könnte. Aber ich hab nicht geredet. ... Ich hab immer wieder Situationen gehabt, wo ich gedacht hab, Mensch, rede doch, rede doch. Sag doch irgendwas. ... Sie müssen sich das so vorstellen: Sie kommen da als fünf und dreiviertel-jähriges Kind hin, Sie erleben die Hölle. Sie kriegen diese Doktrin, du bist nichts wert, du kannst nichts, du siehst schlecht aus, du bist ein hässliches Kind.“ (Frau, 60er Jahre).

Das Leben in der Pflegefamilie wird von dieser Ehemaligen als so gewalttätig erlebt, dass der Aufenthalt im Josefsheim positiv dem gegenübersteht.

5.5. Verselbstständigung – Leben ohne Netz und doppelten Boden

In den meisten Erzählungen der Interviewten geht es eher nicht um ein Selbstständig-„Werden“, sondern um ein „Rausgeworfen-Werden“ aus verschiedenen Situationen. Vorbereitet war man in keiner Weise: Im Kinderheim hatte man zwar Putzen gelernt – und in den 60iger Jahren noch stopfen (zumindest die Mädchen), aber keine Ahnung, wie man kocht z.B., vernünftig einkauft, wie Sozialhilfe funktioniert, wie man eine Wohnung findet usw. – man lebt ohne Netz:

„Wir konnten ja nicht mal selber Essen machen oder sonst was. Da wurde gesagt: Ihr seid achtzehn, seid jetzt volljährig, und das Jugendamt hat jetzt gegenüber euch keine Verpflichtungen mehr. Ihr müsst raus und so weiter. Und dieser krasse Übergang, das fand ich so erschreckend, auch im Nachhinein noch, also dieses wirklich ohne Netz leben. Und da sind bestimmt viele durchgefallen, also gescheitert auf irgendeine Art. Was sonst. Als normaler Achtzehnjähriger hast du ja immer noch deine Familie im Hintergrund, die dich stützt und hilft und so weiter. Das gab's überhaupt nicht. Das find ich schon noch für die Zeit damals, diese Übergangslosigkeit war Wahnsinn, so, als ob man mit achtzehn dann perfekt ist und plötzlich auch von einem Tag auf den anderen alles kann.“ (Mann, 60er Jahre).

Eine Interviewte erzählt, dass sie in der Lehre vom Lehrherrn getadelt wurde, weil sie nicht mal telefonieren konnte:

„In meiner Ausbildung bin ich mal von meinem Lehrchef richtig zusammengestaucht worden, weil: Ich konnte nicht telefonieren. Wir durften ja im Heim nicht telefonieren. Wir haben ja nie gelernt, ein Gespräch anzunehmen beziehungsweise weiterzuleiten. Wir haben ab und zu mal Anrufe bekommen. Das Telefon, das hing über dem Schuhschrank und war ganz weit oben, also von uns ganz weit weg. Und wenn dann wirklich mal ein Anruf kam, dann wurden wir gerufen, dann standen wir vor diesem Schrank, haben telefoniert, und das wurde begleitet. Also die Schwester war immer da, die hat immer kontrolliert, was man auch spricht.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Vor allem war bei denjenigen, die lange im Heim gelebt haben, die Unsicherheit und Angst sehr groß, was nach dem Heim passiert und wo und wie man leben soll. Man erlebt eine Art Kulturschock, man hat das Gefühl, man wird sterben, denn es gibt ja keinen Ort, an dem man willkommen ist.

„Von den Nonnen hat man keine Unterstützung gekriegt, man ist nicht auf das Leben draußen vorbereitet worden, das Jugendamt hat einen nicht unterstützt, im Gegenteil. Dieses Miteinander-Sprechen: Was haben wir für Vorstellungen vom Leben nach dem Heim ... Wir sind praktisch raus, wir haben erst mal wie so eine Art Kulturschock erlebt. Wir kamen da, und dann: Was machen wir denn jetzt? ... auch erst mal ängstlich, so: Was kommt auf mich zu? Was haben die anderen für Erwartungen? Ich hab ja immer vorgetaktet bekommen, wie mein Tagesablauf ist, und jetzt hab ich den selber gehabt. Ich hab auch immer nie gewusst: Was passiert nach der Zeit im Heim? Für mich war immer irgendwo klar, ich werd achtzehn und dann sterb ich, weil es ist ja niemand für dich da. Was soll ich denn machen? Für mich war das immer so: Ich werde achtzehn, und dann gibt's mich nicht mehr, weil, ich hab ja niemanden. Wo soll ich denn hin? Also sterb ich.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Eine Interviewte erzählt, dass sie im geschlossenen Erziehungsheim, in das sie vom Josefsheim zur Ausbildung gebracht wird, die verschlossenen Türen überflüssig findet, da sie sowieso nicht weiß, wohin sie gehen könnte:

„Was ist denn das hier? Warum werden hier die Türen auf- und zugeschlossen? – Ja, ob ich nicht wüsste, dass ich in einem Erziehungsheim bin. ... Dann hab ich gesagt: Wieso? Wo soll ich denn hin abhauen?, hab ich zu ihr gesagt, ich hab doch niemand.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Auch der Aufenthalt bei Pflegeeltern hilft nicht unbedingt dabei, entsprechende Unterstützung in der Verselbstständigung zu erhalten; manche Pflegeeltern haben sich anscheinend ebenso radikal von

den Jugendlichen verabschiedet, die achtzehn Jahre alt geworden waren, wie auch Jugendliche aus Wohnheimen verabschiedet wurden:

„Für mich war das ein No-Go, dass er (Pflegevater) einfach gesagt hat, da ist die Tür und Tschüss. Da hätte also mehr dazugehört, um mich, sag ich jetzt mal, ein bisschen weiter zu unterstützen, grade den beruflichen Werdegang oder so zu unterstützen.“ (Mann, 70er Jahre).

Die Jugendhilfe ist froh, wenn sie die Jugendlichen nicht mehr finanziell unterstützen muss, fragt auch nicht mehr nach, was mit den Jugendlichen geschieht, wie es ihnen geht. Es sind Menschen, denen eine Jugendliche beim Leben auf der Straße begegnet, die ihr weiterhelfen, nicht das Jugendamt und schon gar nicht die gutbürgerliche Pflegemutter:

„Weil ich hab auf der Straße gelebt, weil meine dritte Pflegemutter hat mich dann mal irgendwann vor die Tür gesetzt, da war ich siebzehneinhalb. Und dann hat sie mich irgendwo in eine Wohnung in H. ..., da war aber nichts drin außer eine Matratze. ... Da hab ich eine Nacht geschlafen, und das war's. ... Wahrscheinlich hätt ich eine Erstausrüstung kriegen müssen – alles nicht. Ich weiß noch, da hatt ich nur meine Kartons, da waren wahrscheinlich meine Papiere und alles ... Die waren dann alle verschwunden. Ich war ja nie wieder in der Wohnung. Aber ich wollte auch nicht hin. Das war für mich keine Wohnung, das war für mich der absolute Endpunkt, der Absturz schlechthin. Und dann war ich auf der Straße, mit siebzehneinhalb. Und dann kannst du natürlich schon in Situationen geraten, wo dir als Mädchen natürlich ganz, ganz schlimme Dinge passieren könnten, aber, toi, toi, toi, das ist mir nie widerfahren. Also ich wurde jetzt nie vergewaltigt oder so. ... Dann hat sie (die Pflegemutter) wahrscheinlich mit dem Jugendamt geredet, dass ich alt genug, reif genug, erwachsen genug bin, dass man mich entlassen kann auf meine eigenen Wege sozusagen. ... Nur, die hatten total vergessen, mir zu sagen, dass ich zum Amt muss, um überhaupt Geld zu bekommen. Das haben mir dann Leute auf der Straße erzählt, weil sie sagten: Von was lebst du denn? Sag ich, weiß ich nicht. – Ja, du musst zum Amt! – Ja, was für ein Amt? Amt? Amt? Aha ... (Frau, 60er Jahre).

Die Situation im Alter von 18 Jahren ist extrem prekär; etliche erzählen, dass sie zunächst überhaupt kein Geld hatten, nicht wussten, dass man Anträge stellen kann, dass es Sozialhilfe oder Bafög gibt usw.

„Aufgrund dessen, dass ich eben nicht studieren hab können und das Jugendamt ja nur bis 18 zahlt, ja, und ich irgendwann mal fertig mit der Schule war und 19 war, ja, hatte ich dann zwei Koffer in der Hand. Dann hieß es, da ist die Tür, Tschüss. Es gab keine Nachbetreuung. I: Sie haben auch niemanden vom Jugendamt gesehen? A: Nein. Nein.“ (Mann, 70er Jahre)

Hier führt sich die Kinder- und Jugendhilfe selbst ad absurdum: Die Kinder werden aus den Familien „in Obhut“ genommen zu ihrem „Schutz“. Jahrelang werden sie in Heimen und Pflegefamilien betreut – zu ihrem „Schutz“. Und im Alter von 18 Jahren werden sie sozusagen in die völlige Schutzlosigkeit entlassen – was für eine großartige Logik des Systems (vgl. dazu auch Sierwald u.a. 2017)! Die Abwertung und Entmutigung setzt sich fort, so erzählt eine Interviewte, die länger auf der Straße gelebt hat:

„... dann weiß ich gar nimmer, ab da war's chaotisch, ab da hab ich eigentlich alleine gelebt. Da bin ich dann zum Jugendamt, ich wollte immer eine Ausbildung machen, da haben sie gesagt gehabt, ja, das tät bei mir nichts bringen ... weil ich würd eh Kinder kriegen und heiraten. ... Und geheiratet hab ich dann mit 20, aber auch nur aus dem Grund, weil ich ein Dach überm Kopf hatte. Und dann war das aber auch ein Psychopath.“ (Frau, 70er Jahre).

Vom Jugendamt wird der Wunsch nach Verselbständigung bisweilen sogar eher aktiv entmutigt und es werden negative Folgen prophezeit, statt zu unterstützen:

„Und wie gesagt, ich hätte dieses betreute Wohnen auch bekommen können, aber dann wär die Verpflichtung gewesen, dass einmal in der Woche einer vom Jugendamt vorbeischaut und prüft, ob ich

überleben kann. Und dann hab ich gesagt, nein, ich möchte das nicht, weil ich war fast siebzehn Jahre von euch abhängig, und wenn ich diese Mauern verlasse, dann euch auch. Ja. Und die haben aber damals signalisiert, dass ein Heimkind nicht alleine leben kann.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Im Gegenteil, als sie das Jugendamt im Alter von 17 Jahren um Erlaubnis bittet, mit ihrem Freund zusammenziehen zu dürfen, wird sie von der Sozialpädagogin spöttisch abgefertigt: Dann werde sie schon mal einen Platz im Mutter-Kind-Heim organisieren. Als sie sich dagegen wehrt, so abgestempelt zu werden, wird ihr Sich-Wehren als „Frechheit“ interpretiert und das Heim darüber informiert: „In neun Monaten sehen wir uns wieder. Und dann hab ich gesagt: Haben wir dann so ein Treffen hier mit den Ehemaligen? – Nein, ich würde dann das Mutter-Kind-Projekt beantragen. Dann sag ich: Für was brauch ich das? – Ja, weil ich dann schwanger bin. Dann sag ich: Ist ja toll, dass Sie das wissen, dass ich schwanger bin. Ich möcht eigentlich noch gar kein Kind. Aber schön, dass Sie wissen, dass ich dann schwanger bin. – Ja, das ist so dieser typische Werdegang: Heimkind, schwanger, Mutter-Kind-Projekt. ... Und dann hab ich nur zu ihr gesagt: Wissen Sie, ich wachse in einer Generation auf, die mit der Antibabypille schon zu tun hat. Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen ist, aber ich weiß, dass man die einnehmen muss. Und dann hat sie zu mir gesagt: Ja, aber man kann die vergessen. Sag ich: Ich weiß nicht, wie Ihr Hirn funktioniert, aber wenn ich was nicht möchte und ich muss was einnehmen, dann mach ich das. So ein kleines Ding werd ich mir ja wohl noch jeden Tag einwerfen können. Und dann hat sie mich rausgeschmissen. ... Die haben dann auch im Kloster angerufen, ... haben gesagt, ja, also dieses Abschlussgespräch wäre jetzt geführt und ich wär sehr frech gewesen und es würde also nicht grad positiv auf mich auswirken, und sie hätten keine Ahnung, was mit mir passiert, und sie hätten die schlimmsten Befürchtungen (Frau, 70er/80er Jahre).

Auch in der Ausbildung, in der Lehre ist man gefährdet, ausgebeutet zu werden: Man hat nicht gelernt, „nein“ zu sagen. „Nicht nein sagen können, ist der Ausdruck des kontaminierten Selbstwerts und der introjizierten Stigmatisierung.“ (Caspari u.a. 2021, S. 287). Jahrelang wurde über einen verfügt, man konnte nicht aktiv mitbestimmen, wie man leben möchte. Eigene Wahrnehmungen und Gefühle waren unwichtig, mussten möglichst nicht formuliert und geteilt werden mit anderen, oder, wie es eine der Interviewten ausdrückt:

„Und mein Selbstbewusstsein hat natürlich dann auch schon drunter gelitten. ... Weil wenn man immer kriegt, ja, bist eh nix, du taugst eh nix oder was weiß ich, dann kann man kein Selbstwertgefühl aufbauen. ... Drei Jahre Schikane, bei ihr (der Lehrherrin) Fensterputzen und was weiß ich. Hab ich gesagt, was hat das mit Friseur zu tun. Also war keine schöne Ausbildung.“ (Frau, 60er Jahre).

Eigene Wünsche nach einer bestimmten Berufsausbildung werden wenig berücksichtigt: So erzählt eine Interviewte, dass sie selbst gerne technische Zeichnerin geworden wäre, aber das Heim hat es ihr verwehrt, sie wird im nächsten Heim zur Ausbildung gewissermaßen „abgeliefert“ mit dem Etikett „dumm“:

„Also wo es dann um meinen Beruf ging, da war's dann so, dass die R. gesagt hat, du bist eh blöd. Dann hab ich gesagt, ich möchte aber technische Zeichnerin werden. – Ja, da müssen wir erst mal übers ... Arbeitsamt dich prüfen lassen, ob du überhaupt dazu in der Lage bist. Und dann musst ich da den ganzen Tag dahin, hab alle Prüfungen gemacht, was die da so durchgemacht haben; und dann hat er gesagt zu mir: Also, B., kein Problem, das schaffst du locker. Und die (Schwestern im Josefsheim) haben das dann anders ausgelegt. Die haben dann gesagt: Nee.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Sie wird unter falschen Versprechungen in ein geschlossenes Erziehungsheim gebracht, in dem sie lediglich eine Hauswirtschaftslehre machen kann, auch wenn die dortigen Nonnen wesentlich menschlicher und offener waren.

„ ... Also obwohl's ein Erziehungsheim war, sie war viel menschlicher, ... – weil sie dann auch mich gefragt hat: Was willst denn eigentlich du? Und dann hab ich gesagt, ich will eigentlich keine Hauswirtschaftlerin. – Ja, aber was anderes ging ja bei mir nicht. Ich hätt ja nur den Hauptschulabschluss.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Typisch für Mädchen aus Heimen ist noch in den 70iger Jahren diese Art Ausbildungsangebot in einem später schlechtbezahlten, typisch weiblichen Beruf, wie eine weitere Ehemalige sagt: „Und dann hab ich Hauswirtschaft g'lernt. Da war ich beim Putzen weiterhin. So war's. Ich hab nichts gelernt.“ (Frau, 70er Jahre).

5.6. Was hat die Bewältigung der Zeit nach dem Heim erleichtert?

Welche Ressourcen haben die Bewältigung des Lebens nach dem Heim unterstützt - trotz aller Vorbelastungen?

5.6.1. Soziale Beziehungen

In der Auswertung der Interviews findet sich ein Faktor, der letztlich – wie auch die Resilienzforschung³⁷ gezeigt hat – bewirkt, dass man nicht gänzlich scheitert, sondern trotz all der schwierigen und traumatisch zu nennenden Erfahrungen eine Art der Bewältigung gelingt: soziale Beziehungen zu signifikanten Personen. „Wir haben gesehen, dass es im Umfeld viele ehemaliger Heimkinder zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens signifikante Unterstützer*innen gab und dass Partnerschafts- und familiäre Beziehungen eminent stabilisierende Wirkungen entfachten. ... Auf der Ebene der Paarbeziehungen entwickelten sich je nach Lebenslage und je nachdem, wen man kennenlernte, riskante oder unterstützende Konstellationen.“ (Caspari u.a. 2021, S. 367).

Einerseits ist die Beziehung zu den Geschwistern im Heim nicht zu unterschätzen, die – wenn auch nur minimal – dennoch eine Art emotionaler Zugehörigkeit vermittelt. Dann gibt es Kinder, deren Eltern sie regelmäßig besuchen, sie abholen. Das scheint – nach den Erzählungen – ein gewisser Schutz vor der Willkür der Schwestern; auch wenn einen die Eltern nicht unmittelbar vor den Bestrafungen und Abwertungen bewahren können. Auch Sommerferien bei Verwandten, Besuche von Großeltern usw. werden als positive Erinnerungen von den Interviewten erzählt.

Positive Beziehungen zu späteren Pflegeeltern unterstützen dabei, die frühen Verletzungen abzumildern. Liebevolle und kluge Pflegeeltern unterstützen die Verselbstständigung, unterstützen in Bezug

³⁷ Mit Resilienz ist u.a. die Fähigkeit gemeint, so durchs Leben zu navigieren, dass man sich in Krisen Unterstützung holen und sich Ressourcen erschließen kann. Resilienz ist ein dynamischer Faktor. Erwachsene können bspw. durch eine sehr gute Freundschaft, eine neue erfüllende Arbeit oder eine Therapie mehr Resilienz entwickeln. Auch Kinder können trotz sehr negativer Erfahrungen resilienter werden, wenn sie z.B. in einer sehr zugewandten Pflegefamilie die Chance haben, eine sichere Bindung zu entwickeln. (Vgl. dazu Kindler, u.a.. 2011a.; Caspari u.a. 2021, S. 364; Ungar et al. 2013. Das Konzept Resilienz entstand auf der Basis der Ergebnisse der berühmten so genannten Kauai-Studie (Werner/Smith 1992). Emmy Werner und Kollegen und Kolleginnen haben die Entwicklung von etwa 700 Kindern, die 1955 auf dieser hawaiianischen Insel geboren wurden, langfristig bis zu deren 40igsten Lebensjahr verfolgt, und immer wieder in gewissen Abständen ihre Lebenssituation und ihr Befinden evaluiert. Einbezogen wurden sowohl körperlich-medizinische Befunde als auch der Stand von Bildung/Ausbildung und sozialen Beziehungen. Bei einem Drittel der Kinder nahm man ein hohes Risiko dafür an, dass sie sich nicht positiv entwickeln würden – aufgrund der gesamten belasteten familialen und sozialen Situation. Von den Kindern, deren Situation in den ersten Lebensjahren als hochrisikoreich eingeschätzt wurde, entwickelten dann auch 2/3 große Probleme, was Lernen, psychische Gesundheit, Verhalten, soziale Beziehungen usw. betrifft. Ein Drittel hatte sich jedoch zu kompetenten, sich selbst vertrauenden und sorgenden, also als resilient eingeschätzten Erwachsenen entwickelt (Ungar 2008; Ungar 2012; Ungar/Liebenberg 2019).

auf Bildung und Ausbildung, sie haben sogar einem Jugendlichen nach seinem Auszug Rückhalt geboten, wie er erzählt:

„Da war ich einundzwanzig. Und dann ging die Beziehung (zu einer Freundin) in die Brüche, ich hab ja bei ihr gewohnt, und dann bin ich zurück zu meinen Pflegeeltern, hab gesagt: Hier bin ich, ich darf bei dir wohnen? Und dadurch, dass es ein recht großes Haus ist und unten dran noch mal eine Wohnung, war das dann auch in Ordnung dann.“ (Mann, 80er Jahre).

Soziale Unterstützung im Nahraum – so wie eine der Interviewten erzählt (siehe oben): Auf der Straße lebend hat die junge Frau sozusagen „Glück“ und wird von den Junkies, mit denen sie eine Zeitlang lebt, mit „durchgefüttert“, lernt dann eine Krankenschwester kennen, die sie an einer Schule anmeldet und bei der sie eine Zeitlang leben kann.

Einige der Interviewten erzählen von frühen Liebesbeziehungen, durch die sie das Heim hinter sich lassen konnten, indem sie zu ihrem Freund gezogen sind. Das geht manchmal gut – und ist auf der anderen Seite ein hohes Risiko.

„Ich hab meinen Mann kennengelernt, als ich ins erste Lehrjahr kam. Und er hat mich quasi im Heim kennengelernt, also er kennt meine Vergangenheit, er kennt sehr viele, die mit mir aufgewachsen sind, hat heute genauso den Kontakt zu vielen wie ich auch. Im Vergleich zu vielen anderen hab ich immer drüber gesprochen, dass ich im Heim war. Also ich hab da nicht hinterm Berg gehalten, weiß aber auch nicht, ob’s vielleicht daran liegt, dass ich keine Therapie gebraucht hab, dass ich immer drüber sprechen konnte. Ich hab auch einen Mann, der sehr verständnisvoll ist, der das einfach, ja, akzeptiert hat, wie ich aufgewachsen bin, dass es so was gibt. ... Ja, dann haben wir gesagt, wir ziehen zusammen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Frühe Partnerschaften spielen eine große Rolle dabei, sich aus der Abhängigkeit vom Jugendamt und dem Heim zu lösen. „Gleichwohl ist daran zu erinnern, dass manche Partnerschaften in jungen Jahren eine eminent bedeutsame Bewältigungsfunktion hatten, indem sie es insbesondere jungen Frauen ermöglichten, der Abhängigkeit von Jugendämtern zu entfliehen.“ (Caspari u.a. 2021, S. 364).

Rolle von Lehrer*innen

Auch wenn, wie im Kap. 4.1.6 und 4.1.11 beschrieben, für viele die Schule ein Faktor der Ausgrenzung und Abwertung darstellte, werden vereinzelt Lehrer*innen genannt, die die Kinder unterstützt haben. Bei ihnen fühlen sie sich zum ersten Mal von einer erwachsenen Person akzeptiert und angenommen. Zumindest kommt man raus aus dem Heim und der Mauer:

„Die Schule war auf der einen Seite anstrengend für mich und auf der anderen Seite eine Ablenkung, um da rauszukommen aus dem Heim.“ (Frau, 60er Jahre).

Manchmal ergibt sich eine Änderung erst in der höheren Schule. Bildung zu erhalten trotz aller negativen Voraussetzungen ist ebenfalls ein starker Faktor dabei, sich im Leben zu behaupten, es führt zu ersten Kompetenzerfahrungen, auf die man aufbauen kann:

„Ja, in der Realschule ging mir’s besser. Ich hatte einen Lehrer, der bis zum Schluss immer auf der Seite von uns Heimkindern war. ... Ich hatte dann noch in der sechsten Klasse eine Lehrerin, die auch immer zu uns gehalten hat. Ja, da ging’s uns gut“ (Frau, 70er/80er Jahre) .

„Also nach Ludwigsburg mussten sie uns gehen lassen, weil Hoheneck hatte keine Hauptschule. Und der Rektor war ganz toll. Also da hab ich das erste Mal gedacht, Mensch, der glaubt an mich. Und zwar war ich da in Mathe sehr gut, also Mathe war mein Fach. Und dann hat er immer Rechnungen an die Tafel geschrieben: Wer möchte die lösen? Und ich gestreckt: Ich!“ (Frau 60er/70er Jahre).

Es gab Lehrer*innen, die sich besonders für die Kinder einsetzen: *„Herrn K. (Lehrer) hab ich sehr mögen, und er hat sich auch dafür eingesetzt, dass ich Gitarre ..., bei dem konnt ich Gitarrenunterricht machen ... Und das Gute bei Herrn K. war: Das war ein Mensch. Also das ist jetzt immer hart gesagt,*

dass die Nonnen keine Menschen waren, aber ich sag's immer. Es fällt mir spontan einfach so ein als Formulierung: Der Herr K. war ein echter Mensch ...“ (Frau 60er/70er Jahre)

Ein anderes Kind betont die Fairness in der Schule,. Man wurde gelobt, wenn man gelernt hatte und nicht bestraft, wenn man anderen half, und das Wichtigste: man wurde gehört und konnte sich einbringen:

„Da hatt ich die Luft zum Atmen dort! ... Es wurde ja kein Unterschied gemacht in deiner Person, ob du vermeintlich brav oder nicht brav warst, sondern du hast einen Test geschrieben, ein Diktat, und das wurde benotet. ... Also ich konnte die Hand strecken, man hat auf mich gehört, und ich durfte eine Antwort geben zur Aufgabenstellung, Matheaufgabe, Deutsch, was auch immer, und das tat gut. Das tat einfach gut, sich einzubringen und gehört zu werden.“ (Mann, 80er Jahre).

Eine Schule besteht auch darauf, dass die älteren Kinder zumindest Nachrichten schauen dürfen, um wenigstens ansatzweise zu verstehen, was in der Welt vor sich geht – und dass in den 80er Jahren des vorherigen Jahrhunderts:

„Und dann haben wir die Pflicht bekommen – da war ich dann fünfte Klasse –, wir mussten abends die Nachrichten anschauen, damit wir einfach wissen, was in der Welt passiert. Die Lehrer haben das dem Kloster mitgeteilt, dass man doch bitte schaut, dass man entweder die Zeitung zu lesen bekommt oder eben Nachrichten schaut.“ (Frau, 70er/80er Jahre)

Eine an einem Kind interessierte Lehrerin verändert – nach Ansicht der Betroffenen – ihr ganzes Leben:

„Ich würde das heut noch sagen, dass sie (die Lehrerin) die wichtigste Person in meinem Leben war. Ich würd auch heut noch sagen, sie hat mich gerettet, in gewissem Sinn. ...Die S. (Lehrerin), ... war wie so ein Licht im Dunkeln; wobei ich das Dunkel damals nicht als schlimm empfunden hab. Das war die Normalität. Also da hätt ich jetzt nie gesagt, ich leb im Dunkeln, das war für mich ja normal. ... Und ich finde, wenn ein Lehrer das liest, dann sollte er das wissen, was ich jetzt Ihnen sag: Mein Wandel in der Hauptschule ... fing an in der siebten Klasse, ... mit einem Aufsatz. Wir durften damals zu Hause Aufsätze schreiben. Und in diesem Aufsatz hat die S. mir das erste Mal eine 1,0 gegeben. Und das war mein Wandel. Diese 1,0 – das war wie: Du bist genau richtig! Das war die Information für mich, das erste Mal: Es gibt nichts an dir auszusetzen. Du bist perfekt. Dieses Signal – mir war das auch nicht so bewusst. Im Nachhinein weiß ich, das hat mir genau den Dreh gegeben. Das war ein Gefühl: Ich kann ganz so sein, wie ich will, und dann sagt die Welt trotzdem ganz Ja zu mir und nicht bloß so halb. Und das war für mich der Wandel. Dann hab ich mich mehr angestrengt, und dann hatte ich 1,4, ich war eine der drei Klassenbesten, und alle drei haben Abitur gemacht – also erst mittlere Reife und dann Abitur gemacht.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Endlich wird man als Person wahrgenommen, endlich war da jemand, der überhaupt zugehört hat, der das, was man sagt schätzt; man kann etwas beitragen:

„Und dann waren wirklich meine Gedanken, die ich immer schon hatte, die aber vorher nicht sichtbar waren, kein Echo gefunden haben ... Da hat jemand gesagt: Das ist nicht komisch. Sonst vorher war's einfach ignoriert, komisch oder einfach gar nicht. Und sie hat gesagt: Wow! Du kannst denken! Und das, was du denkst, ist interessant. Du hast was beizutragen. Du bist besonders. Und das war für mich, glaub ich, meine Rettung.“ (Frau 60er/70er Jahre).

5.6.2. Erste Erfahrungen im Arbeitsleben

Die ersten Erfahrungen im Arbeitsleben sind – auf dem Hintergrund der langen Jugendhilfekarriere – einerseits prekär und setzen die Ausbeutung fort (siehe oben), andererseits berichten manche davon, dass sie sowohl in der Ausbildung als auch in den „Jobs“, die sie gemacht haben, zum ersten Mal

Anerkennung für ihre Kompetenz erfahren; man entwickelt Stolz auf die Selbstständigkeit, darauf das erste Geld zu verdienen und sich im Berufsleben zu bewähren:

„Und dann hab ich da meine Lehre gemacht, und ich hab nicht einen einzigen Tag in der Lehre gefehlt. Also ich bin auch kein einziges Mal unpünktlich gewesen. Ich bin da schön morgens aufgestanden und ... hochgelaufen.“ (Frau, 60er Jahre).

Freundliche Lehrherr*innen unterstützen den Prozess des Selbstständig-Werdens:

„Und das war so ... so eine kleine Familienbäckerei, und die wussten ja, dass ich aus dem Heim komm. ... Die haben mich gleich aufgenommen wie ihr eigenes Kind in der Bäckerei. Also es war ein ganz tolles Ehepaar, älteres Ehepaar auch. ... aber den Job hat mir dann der Vater von meiner ersten Tochter damals versaut. ... Weil der betrunken halt in die Bäckerei gekommen ist, und ich hab mich dann so geschämt, ich konnte dann nimmer in die Bäckerei gehen. Und dann ... musste ich ja gleich den nächsten Ausbildungsplatz suchen, und hab als bei C. angefangen. ... Aber da hatte ich so einen Chef, also der hat schon ein besonderes Auge auf mich gehabt, aber ... wissen Sie, so als Vater. Also auf die Kleine muss er aufpassen, und auf die Kleine passt er auch auf.“ (Frau, 70er Jahre).

*„... das Auftauchen dieser fürsorglichen, konkreten Beistand gewährenden Unterstützer*innen (stellt) nicht selten eine zutiefst heilsame Erfahrung dar.“* (Caspari u.a. 2021, S. 362).

Wie auch dieser Ehemalige schildert, kann die Unterstützung durch neue Autoritätspersonen in der Lehre z.B. zu einem Gegenprogramm werden zu den Erfahrungen im Heim – und allmählich das generelle Misstrauen in andere Menschen lockern:

„Das war einfach bei mir, ... wo ich dann gemerkt hab, dass es doch nicht alle Menschen böse mit mir meinen, das war mit meinem Berufslehrer. Und da hat's bei mir angefangen zu ticken, es gibt auch Menschen, die mich unterstützen und nicht nur welche, die auf mich draufhauen. Das war dann für mich der Prozess, da war ich aber auch schon 16, 17. Das war eigentlich auch schon ein bisschen spät. Aber ich hab trotzdem diesen Prozess durchgemacht, wo ich gemerkt hab, ah, es gibt auch Menschen, die mir helfen. In meiner Lehre, mein Meister hat mich dann auch unterstützt. Und so kam halt das alles, wo ich dann gemerkt hab, ja, okay, du musst ja nicht immer gleich alles abschotten und gleich aggressiv sein. Sondern es gibt auch Menschen, die es gut mit dir meinen. Das war auch für mich erst mal ein Lernprozess, weil ich halt immer gedacht hab, die Menschen, die es mit mir gutgemeint haben, der kommt irgendwann mal und will irgendwann mal die Gegenleistung haben. Das war halt bei mir so verankert, aber das war halt nicht der Fall.“ (Mann, 70er/80er Jahre)

Wenn man jedoch – selbst mit Ausbildung als Büroangestellte – aus einem Erziehungsheim kommt, kann es schwierig werden, eine Stelle zu finden. So erzählt eine Interviewte, dass sie schließlich bei der Caritas genommen wurde, aber mit dem Hinweis darauf, dass man sie auch da überwachen würde. Man geht mit ihr um, als sei sie eine ehemalige Strafgefangene, die rückfällig werden könnte – und nicht ein Mädchen, dessen einzige „Schuld“ ist, dass sie im Heim aufgewachsen ist. Die Stigmatisierung wird so von einer Institution, die sich als caritativ und „sozial“ versteht, weitergetragen:

„Mich wollt niemand; eine aus dem Erziehungsheim will ja niemand. Und die Frau R. kannte dann jemand bei der Caritas, und die haben dann gesagt, okay, dann stellen wir sie ein. Doch, du fängst um acht an, und du musst beaufsichtigt sein bis am Abend 16 Uhr. Hab ich gesagt: Nein. Ich hab das jetzt neunzehn Jahre hinter mir, wo ich tun musste und lassen musste, was die wollten. Ich sag nein, ich möchte so anerkannt werden wie alle, die hier arbeiten. Und wenn Sie dann merken, das ist nicht okay, und Sie dann auf mich zukommen und sagen ..., dann würd ich's verstehen. Aber jetzt versteh ich's nicht. ... Ich hab immer zu spüren gekriegt: Die wissen alle schon mehr über mich als ich. Aber ich hab mich durchgesetzt.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Aber – wie auch weitere Befragte schildern: Die sozialen Beziehungen in der Arbeit und die Erfahrung von Kompetenz stärken das Selbstbewusstsein und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten:

„Und die drei Jahre waren wirklich eine schöne Zeit. Ich hatte eine ganz tolle Kollegin, mit der ich heute noch Kontakt habe.“ (Frau 60er/70er Jahre).

5.6.3. Eigene Kinder

Für Mütter und Väter sind es vor allem die Kinder und Enkelkinder, auf die man mit Freude und auch Stolz blickt und mit deren Unterstützung die eigenen Traumata vielleicht nicht geheilt, aber zumindest besser ertragen werden können. Ihnen will man die Liebe geben, die man selbst nicht erhalten hat:

„Ich glaub, letztendlich waren das trotzdem meine Kinder. Um aber auch mir zu beweisen, dass ich nicht so ein Leben geführt hab wie meine Mutter. Weil ich mein, ich hab mir das immer geschworen, und ja, ich glaub, einfach das abgöttische Lieben von meinen Kindern. Und jetzt halt die Enkelkinder.“ (Frau, 70er Jahre).

Man hatte sich vorgenommen, die eigenen Kinder niemals in ein Heim zu geben:

„Und da hab ich mir schon mit elf Jahren geschworen, ich werde mal fünf Kinder haben, aber ich werde keins von meinen Kindern abgeben. Die werden alle bei mir bleiben. Also das war für mich dann schon klar.“ (Frau, 70er Jahre).

Man will es im Interesse der Kinder besser machen, als Ausgleich zu den schlechten Erfahrungen, die man selber hatte:

„Eine schlechte Kindheit muss er nicht haben, nur weil ich's jetzt hatte; und ich wollte alles, was ich jetzt erlebt hab, was schlecht war, wesentlich besser machen. Vielleicht zu gut mach ich's.“ (Mann, 80er Jahre).

Einfach ist es nicht, da man die Erfahrung nicht gemacht hat, wie es ist geliebt zu werden und zu lieben. Sie hatte lange – so erzählt eine Interviewte – den Glaubenssatz verinnerlicht, dass jegliche Berührung nicht in Ordnung ist, dass es „schweinish“ ist, Kinder überhaupt in den Arm zu nehmen – eine völlige Verdrehung und grundsätzlich sexualisierte Wahrnehmung des Körpers, die den Kindern von den Schwestern eingetrichtert wurde:

„Und als ich meine Kinder gekriegt hab, hab ich mich nicht getraut, sie in den Arm zu nehmen, weil das ist ja schweinish. Ja. Ich musste dann eine Therapie machen, dass das nicht schweinish ist. (Frau 60er/70er Jahre).

Aber mit dem Wissen, wie wichtig es ist, den Kindern Nähe zu geben, gibt man sich Mühe, den Mangel auszugleichen – und kann damit auch für sich selbst neue Erfahrungen machen:

„Aber ich hab die ganze Liebe, die mir gefehlt hat, hab ich meinen Kinder gegeben. ... Auch diese Schmuserei, ich hab das alles meinen Kindern gegeben. Und die zwei Großen, ..., die sind auch selber verschmust, auch heute noch. Ich find das so schön, also ich genieß das immer noch, ja?, Auch das in den Arm nehmen, gedrückt zu werden und so. Klar, von meinem Mann krieg ich's natürlich auch, aber halt auch von den Kindern. Und das tut unheimlich gut. Die verstehen das auch.“ (Frau, 70er Jahre).

Aber es kann auch Schmerz und Trauer hervorrufen, wenn man die Kinder und Enkelkinder sieht und tiefes Mitgefühl entwickelt für das Kind, dass man selber war, wie es für einen selbst als Kleinkind gewesen sein muss, in der Kälte des Heims aufzuwachsen.

Wenn die eigenen Kinder dann – aus welchen Gründen auch immer – doch von der Jugendhilfe in ein Heim gebracht werden, ist die Verzweiflung groß:

„Und 2008 hat das Jugendamt mir auch meinen ältesten Sohn weggenommen aus der Familie. Und das hat mich alles so in ein tiefes Loch gebracht, dass ich halt nimmer wusste, was ich machen sollte.“

Ich ... war nur noch bei meiner Freundin, aus Angst, das Jugendamt würde mir meinen jüngsten Sohn auch abnehmen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Das Grundgefühl, ausgeliefert zu sein, sich nicht wehren zu können, gerade gegenüber der Jugendhilfe, bleibt.

Von einigen Interviewten wird auch die bewusste Entscheidung berichtet, keine Kinder zu bekommen, da man es aufgrund der eigenen Geschichte für fragwürdig hält, dass man Elternsein so leben kann, dass man den Kindern nicht schadet und mit sich selbst zufrieden sein kann:

„Und, ja, Kinder war auch nie ein Thema, weil ich auch immer gesagt habe, ich glaub, ich hab noch so viel Wut, Aggression in mir, dass ich vielleicht dieselben Fehler mache wie da im Heim ... dass ich dann auch, wenn ich schlecht drauf bin, einfach zuschlage. Das wollt ich meinen Kindern nicht antun. Hätte man vielleicht vorher erst mal eine Therapie machen sollen, aber das hat ja nie einer einem angeboten, das alles mal aufzuarbeiten.“ (Frau, 60er Jahre).

6. Kapitel: Folgen der Heimsozialisation im Lebensverlauf – Geschichten des Überlebens

In den Lebensverläufen zeigen sich viele Probleme, die sich im Zusammenhang mit der Heimgeschichte verstehen lassen. Es geht um ein Bedingungsgefüge „aus sozialen, emotionalen und gesundheitlichen Dynamiken und Effekten, die wechselseitig miteinander interagieren“. (Caspari u.a. 2021, S. 261): Wenn man – wie im Kapitel 4 unter verschiedenen Aspekten dargestellt – ständig abgewertet wird und fürchten muss, in irgendeiner Weise bestraft zu werden, lebt man in einem dauerhaften psychischen Alarmzustand. Das hat einen ständig erhöhten Glucocorticoid-Spiegel zur Folge, ein ständig erhöhtes Stresshormonsystem. Chronischer Stress, wie er im Heim gegeben war – schädigt nicht nur das Immunsystem in hohem Maß (Sapolsky 1996, S. 186 ff), sondern hat auch auf psychischer Ebene Auswirkungen: Sei es, dass man ständig an sich und seinen Fähigkeiten zweifelt; sei es, dass man sich in Beziehungen – immer auf der Suche nach Anerkennung, nach Liebe, nach Geborgenheit – in neue Abhängigkeiten begibt; sei es, dass man eine grundlegend misstrauisch aggressive und/oder depressive Haltung der Welt gegenüber zeigt. Dieses wiederum hat Folgen für das physiologische Stresssystem und damit für die Gesundheit. Es ergeben sich destruktive Kreisläufe.³⁸

Allein die Lebensgeschichte zu erzählen, wühlt auf; die Vergangenheit ruht nicht:

„Das wühlt alles sehr, sehr auf. Ich hab letzte Nacht nicht geschlafen so ungefähr. Das ist, ja, bewegend, es bewegt, es wühlt auf ... Ob ich's verarbeitet habe ... Kann man so was alles verarbeiten? Man sagt, ach, lass das doch alles, es ist Vergangenheit, ... Komm, hör auf, immer in der Vergangenheit zu leben. Schau nach vorne. Aber die holt uns ja immer wieder ein. Kommen immer wieder neue (Probleme) ..., wo man sagt: jetzt hab ich mich wieder wehrlos machen lassen; jetzt bin ich wieder in diese Fall getappt, weil ich das nicht gelernt habe, mich zu wehren; oder auch, dass ich gestärkt werde oder mein Selbstwertgefühl einfach auch nicht erlebt habe oder lang unterdrückt hab und hab nicht hervorsprießen lassen dürfen.“ (Frau, 60er Jahre).

6.1. Berufsleben

Es gibt Themen und Ambivalenzen in den Erzählungen zum Berufsleben, die sich wiederholen, die sich durch die Geschichten hindurch ziehen – trotz aller Verschiedenheit.

Man ist durchaus stolz - und mit vollem Recht – auf die eigene Leistung nach der Heimsozialisation. Fast alle Interviewten haben sich im Leben auf ihre eigene Art und Weise behauptet. Trotz der verweigerten Bildungs- und Ausbildungschancen, die auch zu einer gewissen Bitterkeit und Trauer führen – „Was hätte aus mir werden können?“ – hat man sich Anerkennung erarbeitet.

„Aber trotzdem hab ich's irgendwie hingekriegt. Aber wie gesagt, es ist nicht dazugekommen (die Mittlere Reife zu machen), und dafür bin ich aber für meinen Werdegang, den ich dann nachher hatte und die Dinge, die ich dann beruflich gemacht hab, nicht unglücklich.“ (Frau, 60er Jahre).

Aber es gibt viele Brüche und auch Abstürze mit Arbeitslosigkeit, Verzweiflung, Aufenthalte in der Psychiatrie usw.

Die Gefahr ist zudem groß, sich auf der Suche nach Anerkennung in neue Abhängigkeiten zu begeben und sich ausbeuten zu lassen:

³⁸ Vgl. dazu Kap. 3.3.8: „In Memoriam: Mein kleiner Bruder“, die Lebensgeschichte eines am Leben gescheiterten Ehemaligen aus dem St. Josefsheim.

Ich hab „... mich doch wieder in eine neue Abhängigkeit gebracht ... jahrelang und habe mich da aufopferungsvoll auch hingeeben. Was ich vorher im Kloster gemacht habe, zieht sich weiter.“ (Frau, 60er Jahre).

Die Interviewte ist in die Fänge einer katholischen Sekte geraten, der so genannten „Katholischen Integrierten Gemeinde“.³⁹ Hier erlebte sie ähnliche Strukturen wie im Heim: völlige Unterordnung unter die Oberen der Gemeinde; Bestrafung durch Beschämung vor der Gruppe, gegebenenfalls Ausgrenzung; Ausbeutung ihrer Arbeitskraft und religiöse Verbrämung der autoritären Struktur: „Wenn du nicht hörig bist, nicht gehorsam bist und es nicht eins zu eins umsetzen kannst, bist du vom Glauben abgefallen, oder du bist eben vom Dämon besessen, das wieder.“- und kann sich erst nach etlichen Jahren daraus befreien. (Frau, 60er Jahre).

Es wird aus ganz verschiedenen Situationen von großen Schwierigkeiten berichtet, die eigenen Bedürfnisse und Ansprüche im Berufsleben durchzusetzen. Man hat nicht gelernt, selbstbestimmt für sich einzustehen, da dies im Josefsheim völlig außerhalb der Möglichkeit war; ein Grundgefühl war und blieb die Machtlosigkeit:

„Da hab ich halt sehr früh gelernt, dass ich halt nur ein sehr kleiner Mensch bin, der wenig zu sagen hat. ... Wo man das später dann im Leben so gebraucht hätte, um sich durchzusetzen. Das ist für mich heute noch ein Rätsel, warum ich es nicht schaffe, also durchsetzen, ... Das widerspiegelt sich halt alles am Arbeitsplatz. Ist halt so. Und ich kann Ihnen sagen, ... hab mindestens 30 Stellen gewechselt. In zehn Jahren. Das ist auch nicht normal. ... Also ich bin nirgendwo richtig zufrieden gewesen, bei der Arbeit ... und hab ständig ... gewechselt, weil ich entweder mit dem Chef oder mit Mitarbeitern nicht zusammenarbeiten konnte, das war einfach nicht möglich. Das kommt alles aus dieser Geschichte.“ (Mann, 60er Jahre).

Man möchte dem Heim (und der Welt), das einen in Berichten an das Jugendamt z.B. als „faul“ charakterisiert hat, das Gegenteil beweisen, man ist kein „dummes Heimkind“:

„Und ich bin immer da, und ich bin immer die Einzige, die einspringt, und ich fehl nie. ... Und mein Job ist wirklich ein Scheiß-Job, aber ich fühl mich immer verpflichtet, in jedem Job. Also wenn ich einen Job hab, ich bin sowas von zuverlässig und bin nie krank. Ich bin nie krank. Das geht dann immer irgendwie.“ (Frau, 70er Jahre).

Wie schon in diesem Zitat aufscheint, wird von etlichen Interviewten eine Haltung zur Arbeit geschildert, die bis zur Selbstaussbeutung geht. „Die internalisierte Form der Ausbeutung ... gründet auf der Annahme, dass Anerkennung und Selbstbehauptung nur unter der Bedingung der Verleugnung von Bedürfnissen nach Ruhe, Erholung, Geborgenheit und Wohlbefinden möglich sind. Es geht dabei aber nicht nur um die Möglichkeit der Anerkennung; es geht in vielen Fällen um eine psychologische Gefahrenabwehr, die viel weiter geht, nämlich bis zur prinzipiellen Existenzberechtigung.“ (Caspari u.a. 2021, S. 268f).

³⁹ Vgl. Schnitzer, C. (2021): Integrierte Gemeinde Bad Tölz und Urfeld: Dunkle Tage in „superidyllischer Umgebung“. Münchner Merkur, 04.12.2021, 16:00 Uhr; <https://www.merkur.de/lokales/bad-toelz/bad-toelz-ort28297/integrierte-gemeinde-bad-toelz-und-urfeld-dunkle-tage-in-superidyllischer-umgebung-91156993.html>; Abruf 24.04.2022.; Kastner, B. (2021): Gehirnwäsche im Namen Gottes. Abhängigkeit, Unterdrückung, Missbrauch: Lange wurde vor obskuren Vorgängen in der "Katholischen Integrierten Gemeinde" gewarnt, doch reagiert hat die Kirche erst spät. Betroffene erheben Vorwürfe - auch gegen Kardinal Marx. Süddeutsche Zeitung, 12. Juni 2021, 19:38 Uhr; <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/muenchen-katholische-integrierte-gemeinde-vorwuerfe-spiritueeller-missbrauch-1.5319034>. Abruf 24.04.2022.

So formuliert eine Interviewte treffend, dass sie vor ihrer Krankheit gearbeitet hat, als ginge es um ihr Leben, und sie sich damit in völlige Überforderung katapultiert hat:

„Und ich hab versucht, trotzdem alles zu schaffen, weil ich wollte nicht scheitern. Weil dieses Scheitern wär: Ich bin doch nichts, ich krieg's in dieser Welt nicht hin. Das war mein Gefühl. Und dann hab ich das versucht, und genau mit diesem Satz – Ich bin zu schwach für diese Welt, ist so mein Grundglaubenssatz –, mit diesem Satz bin ich dann auch in die Klinik gegangen, als ich dann gemerkt hab, ich schaff's nicht mehr in der Krise, beziehungsweise und im Geschäft. ... Ich hab einen richtigen Albtraum vor dieser Überforderung ..., als ging's um mein Überleben: Wenn ich das nicht schaff, dann bin ich zu schwach für die Welt, dann schaff ich's nie, dann land ich praktisch in, was weiß ich, in der Hölle.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Ein Interviewter beschreibt, dass er lange nicht gewusst habe, dass sein extremes, bis zum Burnout gehendes Bemühen in der Arbeit möglicherweise mit der Heimerfahrung zu tun hat – wobei er durchaus erfolgreich war:

„Ich konnte mir das nie erklären, woher kommt dieser unbändige Drang nach Bestätigung, nach Lob, nach perfekt, nach viel, nach verantwortlich sein, nach: Ihr könnt mich zu jeder Zeit anrufen, ich bin da für euch, liebe Mitarbeiter; beziehungsweise ...: Ich hab das gut gemacht, Chef, ich will eine Prämie; ... So. Ich wusste nie, woher das kommt. Klar, hat manche positiven Eigenschaften mit sich gebracht, aber auch ganz viel, wo man auch Leute von sich weggeschubst hat ... Das ist nicht gut.“ (Mann, 80er Jahre).

Die Folgen der Selbstausschöpfung sind auf die Dauer gravierend; es können Zusammenbrüche, Burn-Out-Situationen entstehen, die das Selbst wieder in Frage stellen und einen wieder klein, machtlos, schwach fühlen lassen:

„Aber leider, wie gesagt, eben die Psyche hat nicht mitgemacht, ich hab da eben, wie gesagt, meinen ersten Burnout erlebt und bin dann eben zusammengeklappt und hab den Job eigentlich werfen MÜSSEN.“ (Mann, 70er Jahre).

6.2. Beziehungsleben

Trotz aller Unterschiedlichkeit der Lebenssituationen gibt es einen roten Faden in den Interviews in Bezug auf die Beziehungen zu anderen Menschen. Das eine ist ein tiefer Zweifel an sich selbst, an der eigenen Person (der sich auch im Berufsleben zeigt, siehe oben); denn als Kind gibt man sich möglicherweise die Schuld daran, dass die Eltern einen im Heim abgegeben haben, ein Glaube, der von den Schwestern im Heim verstärkt wurde:

„Du weißt, warum dich deine Eltern verlassen haben, ... es war dein Charakter. Hey, dann hab ich immer gesagt gehabt: da war ich klein, wie kann man mich ... wegen meinem Charakter verlassen haben. Aber das haben die Schwestern dann auch immer zu dir gesagt, immer diese Ablehnung. Ich hab immer das Gefühl, ich bin eine komische Person.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Das Gefühl „komisch“ zu sein – anders zu sein als der Rest der Menschheit – hindert daran, sich offen gegenüber anderen zu zeigen, man hat den Eindruck, man muss viel verbergen, da man ja „komisch“ ist, als ob man ein „Virus“ in sich tragen würde:

„Weil ich fühl mich dann auf eine gewisse Weise wieder ausgegrenzt, zurückgesetzt, wissen Sie. ... es ist halt, als ob ich so eine Art Virus in mir trage, weil wenn man sowas erlebt, da wird man – hab ich manchmal echt das Gefühl, dass man dann schon ein bisschen ausgegrenzt wird.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Auf der anderen Seite ist man anderen gegenüber in einem ständigen Zustand des Misstrauens und der Wachsamkeit. „Es ist klar, dass das Aufwachsen in einem Klima der Bindungslosigkeit, der Bedrohung und der Gewalt eine Welt errichtet, in der die Mitmenschen zuallererst als Gegner oder Verbündete wahrgenommen werden und der Modus des Kampfes überlebensnotwendig erscheint.“ (Caspari u.a. 2021, S. 273).

Wie im folgenden Zitat auf den Punkt gebracht, geht es ums Überleben, um Schutz der „Grundfesten des Lebens“, so dass Andere nicht wirklich nahe kommen können:

„Aber so, doch, im tiefsten Innern merk ich schon, ich muss halt auf mich aufpassen. Ich muss vorsichtig mit mir sein, vor allen Dingen, was halt Menschen anbelangt, die mir eventuell zu nahe kommen, mir was Böses ... oder mich also aus den Socken hauen, wo dann irgendwie alles infrage gestellt ist, wo so die Grundfesten meines Lebens jetzt erschüttert werden könnten. Das will ich auf keinen Fall zulassen. Deswegen hab ich immer noch so eine gewisse Distanz, eine Vorsicht einfach. Ich möchte einfach mein sicheres Zuhause nicht verlieren.“ (Frau, 60er Jahre).

Man baut eine Mauer um sich herum, die nur mit liebevollen Bezugspersonen und/oder therapeutischer Unterstützung „Risse“ kriegen kann:

„Und mein Mann hat immer zu mir gesagt: Du bist hinter Mauern aufgewachsen, und die Mauer ist immer noch um dich rum. Und ich lass zu, dass die Mauer Risse bekommt – wobei er manchmal nicht nachvollziehen kann, wie schnell ich diese Risse wieder ausgleichen kann, dass sie wieder eben sind und zu sind.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Auch wenn man von lieben Menschen, Familienmitgliedern oder Freund*innen umgeben ist, kann als Grundgefühl Einsamkeit bleiben:

„Ja, das ist ein Grundgefühl von mir, das ich quasi alleine geboren wurde und alleine sterben werde. Und zwischendurch hab ich immer so dieses große Einsamkeitsgefühl, dieses große Alleingefühl. Ja. Das ist das vorherrschende Thema, glaub ich, in meinem Leben. Obwohl ich von vielen Leuten umgeben bin, auch von Freunden und so, aber trotzdem mein Grundgefühl, fühl ich mich alleine. Meistens kann ich eigentlich ganz gut damit umgehen, aber das ist auch nicht immer leicht.“ (Frau, 60er Jahre).

Trotz aller Vorsicht und dem Gefühl, sich schützen zu müssen, bleibt die Sehnsucht danach, mit anderen verbunden zu sein, Nähe zu erleben, Verständnis:

„Es wär schön, wenn jemand da ist, wenn ich mal jemanden hätt hier zum Reden, wenn ich von der Schicht komm ..., schon wieder angegangen worden bin, wieder beleidigt, wieder geschlagen, angespuckt oder ... Ja.“ (Mann, 80er Jahre). (Der Interviewte arbeitet im öffentlichen Dienst mit viel Publikumsverkehr).

Wie ein Interviewter erzählt, erwartet er, sowieso enttäuscht zu werden von anderen Menschen, was im Kontext menschlicher Interaktion viel Potenzial enthält für das Scheitern von Beziehungen:

„Mir hat das Ganze so einen Schaden verursacht, man erwartet, von jeder Person enttäuscht zu werden, von jeder Person geschlagen zu werden. Von jeder Person, der du eigentlich offen gegenüber treten willst, bedroht zu werden.“ (Mann, 70er Jahre).

Die Gefahr ist real: einige der interviewten Frauen waren tatsächlich in Beziehungen geraten, in denen sie von – meist – alkoholabhängigen und/oder kontrollierenden Männern so misshandelt wurden, dass ihr Leben bedroht war; in gewisser Weise eine Wiederholung der gewalttätigen Beziehungen, die sie im Heim erlebt hatten.

„Ja, dann bin ich halt damals abgehauen, (aus dem betreuten Wohnen) (lacht) ich hab's meinem Freund damals erzählt, und da hat er halt gemeint, ich könnte jetzt auch direkt bei ihm wohnen, ich bräuchte nicht mehr zurück. Ja, und dann hab ich das auch gemacht. Und mittlerweile weiß ich, dass das ein riesengroßer Fehler gewesen war, weil er mir damals auch an den Hals gegangen ist und ich

auch meine Ausbildung nicht fertiggemacht habe. ...I: Er war gewalttätig. A: Ja. und da war ich halt auch im Frauenhaus gewesen.“ (Frau, 70er/80er Jahre).

„Er hat zum Trinken angefangen. ... Das war eine Katastrophe. ... Und es ist immer schlimmer geworden. Dann bin ich mit meinen zwei Kindern ins Frauenhaus. Er wollte mich immer umbringen. ... Er hat halt alles zusammengeschlagen. ... Ja, also die letzte Zeit hab ich dann bloß noch mit dem Messer im Bett geschlafen, ich hab mir gedacht, der wenn kommt – oder lauter Flaschen hingestellt, dass ich ihn hör, wenn er kommt“. (Frau, 60er Jahre).

„Er hat sich ja alles mit Gewalt geholt und genommen. Und ich war dann an einem Punkt – und da, wie er mich dann vom Balkon prügeln wollte, war für mich klar, entweder ich ziehe hier den Schlussstrich oder das endet ganz böse.“ (Frau, 70er Jahre).

Die betroffenen Frauen erzählen aber auch von positiven, sie unterstützenden Erfahrungen, sei es durch Vorgesetzte, die mitkriegen, was abläuft; durch Sozialarbeiter*innen im ASD, die sofortige Unterstützung veranlassen; im Frauenhaus, von Nonnen, die hilfreich sind. Die Erzählungen unterstreichen die große Bedeutung eines Angebots an Frauenhäusern als Teil des sozialen Netzwerkes für Frauen.

Mit Alkohol und Gewalt gibt es Erfahrungen nicht nur in engen Zweierbeziehungen, sondern auch in der Prostitution. Aber es sind auch – wenn auch auf lange Sicht destruktive – Momente der Anerkennung, die die Frauen in der Prostitution erleben, man verdient gutes Geld und wird von Männern begehrt:

„Auf jeden Fall hatte ich einen Mercedes, also mir ging’s ja gut, ich hab richtig Geld verdient auch, weil ich nichts abgegeben hab, ist ja klar. ... Ich sah gut aus. ... Früher war ich die Beste in den Etablissements und war auch bevorzugt behandelt von vielen Etablissements, auch weil ich alleine war und weil ich stark war. Und dann hat sich das zurück entwickelt alles.“ (Frau, 60er Jahre).

Eine weitere Interviewte erzählt ebenfalls von der Anerkennung, die es bedeutet, wenn man begehrt wird:

„Und dann hab ich einen Fehler gemacht, im Nachhinein gesehen. Ich habe mich für die Prostitution entschieden. ... Ich hab mal davon gehört, ... dass man da auch Geld verdienen kann ... Ja, und dann hab ich in der Nachtbar gearbeitet, und das gab mir ein gutes Gefühl, von Männern umgeben zu sein. Das war fast wie eine Krankheit bei mir, so wie besessen. Also bei mir war das jetzt nicht so, dass ich’s jetzt nur wegen Geld mach, sondern mich hat das wirklich interessiert, wie Männer so sein können und was der so weiß und wie er mit Frauen umgeht. Das Geld war nicht das Wichtigste. I: Es war auch so ein Stück Anerkennung oder? ... A: Ja. Ja. Ja. Dann hat mich mal eine Frau gefragt, hat sie gesagt: Ja ... fühlen Sie sich nicht zu schade dazu, das zu machen? Hab ich gesagt, nö. ... Aber ich denk, dass das schon viel mit dem Heim zu tun hat, dass es sich so entwickelt hat mit der Prostitution. Es gab auch Dinge, die ich gern gemacht hab, aber ... Im Grunde genommen ... ich bin eigentlich auch mehr so ein anhänglicher Typ...“ (Frau, 60er Jahre).

Aber der ständige Kontakt mit anderen in der Sexarbeit kann die Einsamkeit und Angst nicht vertreiben; man bleibt letztlich allein, da man sich psychisch abkapseln und mit Alkohol betäuben muss, man kann nicht „sich selber sein“:

„Immer wieder hab ich so Situationen mit Angst gehabt, die vielen Jahre, immer wieder die Angst, die Verzweiflung und die Einsamkeit. Also Kontakt allein ist ja nicht das Wichtigste, es muss der richtige Kontakt sein, gell?, Dass man sich selber sein darf und kann. Aber das mit dem Gewerbe, das bereue ich heute, aber es war so, wie es war. Wenn ich noch jung wär, hätt ich was anderes gemacht. I: Warum bereuen Sie? A: Aah ... Allein, sich da hinzugeben verschiedenen Männern, der Alkohol ...“ (Frau, 60er Jahre).

Die psychischen und physischen Konsequenzen sind sehr drastisch: schwere Depression, psychotische Episoden und Aufenthalte in der Psychiatrie, was auch mit massivem Alkoholmissbrauch während der Jahre in der Sexarbeit zu tun hat und mit der Erfahrung, dass die Anerkennung auf die Dauer nicht trägt bzw. nicht hält: *„Ich bin erst hier zum Psychiater gegangen, weil ich einen Zusammenbruch dann hatte auch. Ich wurde krank, konnte nicht mehr arbeiten. Ich hab auch gesehen, ich bin jetzt 35, die Freier wollen mich nicht mehr so. Das war deprimierend. Die Erfahrung hatte ich sonst nicht.“* (Frau, 60er Jahre).

6.3. Psychische und somatische Vulnerabilität

Angst wird von (fast) allen Interviewten als Grundgefühl des Lebens im Heim thematisiert; die Unberechenbarkeit des Erziehungspersonals lässt einen immer wieder zusammensucken; man kann gar nicht so gehorsam sein, wie man es sein möchte, um Strafen zu vermeiden; denn es kann immer eine Verfehlung gefunden werden. Diese Angst durchzieht das Leben auch weiterhin:

Also Angst ist bei mir ein großer Begleiter in meinem Leben gewesen, auch jetzt noch, weil ich die Beschwerden im Kopf hab.“ (Frau, 60er Jahre).

„Es ist, als würde die Angst die gesamten zwischenmenschlichen Beziehungen kontaminieren. Zu häufig und zu invasiv musste die Erfahrung gemacht werden, dass man von Menschen gefährdet und verletzt wird. Zu oft und zu nachhaltig hat sich das Gefühl des Ausgeliefert-Seins ausgebreitet, so dass sich jene merkwürdige, ‘urvertrauende’ innere Überzeugung der Gesunden, wonach alles gut gehen wird, gar nicht erst ausbilden konnte. Die Angst findet im Leben der Betroffenen viele Quellen der Bedrohung, an die sie sich zu heften vermag und sie zeigt sich in unterschiedlichen Gestalten: Als generalisierte Angst, als Phobie und als Panikattacke“ (Caspari u.a. 2021, S. 298).

„Ja, nachts dann schon – die Angstattacken, die Panikattacken, die ich nachts halt krieg, die ist schon echt enorm, noch enorm hoch.“ (Frau, 70er Jahre)

Bei den Frauen zeigt sich die Vulnerabilität auch darin, dass – wie erzählt wird – bei Anmache und sexuellen Übergriffen Erinnerungen hochkommen, die bei denen, die als Kinder sexuelle Gewalt erlebt haben, erneut Gefühle der Machtlosigkeit und des völligen Ausgeliefertseins bis zum psychischen Zusammenbruch auslösen.

Das Gefühl ständiger Bedrohung, auch wenn diese abstrakt geworden ist, bleibt, wie es im folgenden Zitat formuliert wird: *„Also es ist nicht so, ... dass irgendwo meine Erinnerung hochkommt und ich mich bedroht fühl oder so. So nicht. Ich fühl mich nur jetzt immer bedroht.“* (Frau 60er/70er Jahre).

Man wird es nicht los, trotz aller Erfahrungen, trotz Erfolg im Beruf, es bleibt ein Gefühl von einem Loch im Innern:

„Ja, das ist so eine Panik, das ist, wie wenn du rennst, aber du bleibst auf der Stelle. Du rennst und bleibst auf der Stelle. Und du kriegst es nicht weg. Sagst du, mein Gott, jetzt hast du 40 Jahre – ist auch egal. ... Aber ansonsten, dieses Loch, dieses ewige Loch, und das ist das Loch, was ich als Kind gefühlt hab. Und du bist erwachsen, und es geht nicht weg, und es kann dir keiner nehmen.“ (Frau, 70er Jahre).

Von etlichen Interviewten werden Depression oder auch Aggressivität, Suizidgedanken, Schlafstörungen, Erschöpfungszustände angesprochen.

„Und wenn ich das dann reflektiere auf mein gesamtes Leben, würd ich sagen, was hat das überhaupt für einen Sinn, dieses Leben. Wenn du jedes Mal diese Benachteiligung von allen Seiten her bekommst.“

Und das nicht nur im Erwachsenwerden, sondern auch im Erwachsensein, wie dann mit dir umgesprungen wird usw., und was für Kompetenzen dadurch in der Kindheit verlorengegangen sind. Wir haben ja nie Liebe erfahren oder so.“ (Mann, 70er Jahre).

Man hat so lange und viel gekämpft – jetzt im mittleren Alter merkt man die Erschöpfung.

„Aber ich hab keine Energie mehr Ich hab keine Energie. ... nur fünfzehn Minuten lauf ich in die Arbeit und lauf wieder zurück und sitz dann wieder nur hier. Geh nicht Essen ... ich hab nicht einen Freund. Also keine Freundschaft, also nicht Beziehungs-Freund ... Hab ich nicht. Weil ich denk, weil immer das Wort, du bist nicht von diesem Planeten, du bist komisch“. (Frau, 70er Jahre).

„Das Gefühl tiefer Verzweiflung, das sich aus einer Sozialisation der Entmutigung und Bedrohung nährt und häufig mit Selbstwertproblemen und brüchigen Bindungen einher geht, gelangt in verschiedenen Lebensphasen in verschiedenen Ausprägungsgraden an die Oberfläche des Bewusstseins.“ (Caspari u.a. 2021, S. 304).

„Also dieser Kämpfergeist, dieser Wille, den hab ich mir, glaub ich, durch meine ganzen Jahre da im Kinderheim und zwei Pflegeelternwechsel (angewöhnt) ... das ist mir dann irgendwie ans Herz gewachsen, ... dieser Wille zu kämpfen, das ist eigentlich immer gewesen. Nur mittlerweile ist es halt auch sehr oft bei mir, dass ich diesen Willen eigentlich gar nicht mehr hab ... den ich früher hatte, weil ... der Mensch wird schwach, der Körper wird schwach. Wir werden älter.“ (Mann, 60er Jahre).

Es ist nicht verwunderlich, dass manche erst anfangen, sich mit ihrer Heimgeschichte auseinander zu setzen, als der Körper nicht mehr so funktioniert, wie man es gewöhnt ist und man eine „Pause“ machen muss, sei es in Form einer Krankheit oder eines Reha-Aufenthaltes.

„Das kostet unglaublich Energie, mit seinem Leben dann einfach fertigzuwerden, weil man körperlich sehr viel anfälliger ist – die Nerven, die Psyche ... Man ist weniger belastbar, versucht’s aber natürlich immer, trotzdem mitzuhalten, und passt nicht gut genug auf sich auf und braucht viel Energie, damit man nicht scheitert am Leben.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Der langjährige Stress fordert seinen Tribut (vgl. dazu Sapolsky 1996): Die meisten der Interviewten berichten von chronischen Krankheiten, Operationen, Krankenhausaufenthalten, Reha-Maßnahmen. Selbst wenn man versucht, die Heimbiographie und die darauffolgenden Schwierigkeiten im Leben hinter sich zu lassen: „Das Gedächtnis des Körpers ist unerbittlich und lässt sich schlechter kontrollieren als die Erinnerung des Bewusstseins. Daher verwundert es nicht, dass ehemalige Heimkinder von einer Vielzahl körperlicher Erkrankungen berichten, unter denen sie in verschiedenen Phasen ihres Erwachsenenlebens litten oder immer noch leiden.“ (Caspari u.a. 2021, S. 322). So erzählt eine Interviewte im folgenden Beispiel:

„Also ich höre schlecht zum Beispiel, weil wir haben ja viele Ohrfeigen gekriegt. ... Fibromyalgie hab ich, aber das ist wohl von dem Stress alles von früher. Und dafür nehm ich Schmerztabletten, damit ich überhaupt arbeiten gehen kann. Ich hab jahrelang über meine, was heißt, nicht Verhältnisse gelebt ... ich mein jetzt: Ich hab das ja immer versucht, gar nichts aufkommen zu lassen und hab immer dagegengesteuert.“ (Frau 60er/70er Jahre).

6.4. Therapeutische Unterstützung

Etliche der Interviewten brauchten bzw. brauchen nach wie vor therapeutische Unterstützung, um mit den posttraumatischen Belastungen zu überleben.

„Es war ein Tunnel, und es wurde dunkler und dunkler, und dahinter kam kein Licht. Und ich hab nicht mehr rausgefunden. Und dann kam sie (die Therapeutin) und hat mich an die Hand genommen und

gesagt: Hier geht ein Weg raus. Da hab ich nicht mehr gefragt: Stimmt der oder stimmt der nicht? Ich war sehr skeptisch, bin es bis heute immer wieder, aber ich bin ihr gefolgt, weil ich keinen anderen (Weg) gefunden hab.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Aber es ist in Deutschland nicht leicht, Therapeut*innen zu finden, die die Traumatisierung durch die Gewalterfahrungen im Heim begleiten können und zu denen genügend Vertrauen besteht:

„Es gab Einzelgespräche (beim stationären Alkoholentzug), aber die (Therapeutin) war neu, und ich hab kein Vertrauen gehabt.“ (Frau, 60er Jahre).

Wenn beispielsweise eine psychosomatisch orientierte Klinik Erinnerungen an das Josefsheim hervorruft, etwa durch die Gestaltung der Zimmer oder vom Gruppenangebot her, dann kann man sich verständlicherweise nicht vorstellen, dort Traumatherapie zu machen; das Josefsheim ist zu nahe: *„Und dann, weil das mir alles nicht geholfen hat, dachte ich, vielleicht sollte ich mal den Luxus machen und eine psychosomatische (Kur machen), für zwei Monate aus dem Leben steigen und mich komplett meiner Psyche widmen. Ich fand das eine gute Idee. Und nachdem ich aber dann die ganzen Unterlagen gesehen hab und mir dann das Haus auch angeguckt hab, und dann Singen, Spielen, Malkurs, hab ich gesagt, vergesst es. ... Ich komm dann rein und muss feststellen, das ist ja wie im Kloster (Josefsheim), von den Zimmern auch her und von den Betten, ganz eng. Und dann hab ich gesagt, genau das ist das, was ich nicht möchte, das war meine Kindheit.“ (Frau, 70er Jahre).*

Es gibt Therapeut*innen – wie auch in anderen Projekten erzählt wurde – die einem nicht glauben, dass man in einem Heim so viel Gewalt erlebt hat: Eine Interviewte erzählt, die Therapeutin habe im Erstgespräch gesagt, ihr Erscheinungsbild passe nicht zu ihren Erzählungen, sie sähe nicht traumatisiert aus.

„Da sag ich, muss ich jetzt Drogen nehmen, soll ich jetzt vom Hochhaus springen? Was wollen Sie mir sagen, was passt denn da nicht überein? Und da hab ich so geheult, ich hab dann irgendwann gesagt, ich kann zu der nicht gehen! Weil ich versteh nicht, was da nicht passt. Dann bin ich erstmal gar nimmer in die Therapie gegangen. Und dann ist das aber alles immer schlimmer geworden. Also die B. (Tochter) hat gesagt, wenn sie mich anschaut, dann könnt sie nur heulen, weil sie den Eindruck hat, ich bin dauertraurig. Ja, auch das mit den Schlafstörungen. Und dann auch dieses unregelmäßige Essen. Ja, ich war da irgendwie in meiner eigenen Welt.“ (Frau, 70er Jahre).

Über einen Freund findet sie dann doch eine vertrauenswürdige Therapeutin.

Ständige Suizidgedanken und Gefühle Ausweglosigkeit können manchmal nicht mehr allein oder in den Alltagsbeziehungen aufgefangen werden. „Das professionelle psychosoziale Setting bietet in Form von Psychotherapie und Beratung ‚nicht-zufällige‘ Unterstützungsoptionen, die in positiver Weise auf das Leben der ehemaligen Heimkinder einwirken sollten.“ (Caspari u.a. 2021, S. 367).

„Mein Chef, der war zwei Monate bei uns, der hat sich umgebracht. Und dann hab ich gemerkt, ich wollte nur wissen, welche Möglichkeiten es gibt. Daran hab ich gemerkt, dass ich Zeiten hatte, dass ich nicht mehr ..., wo ich gedacht hab, ich kann dieses Leben nicht mehr ertragen. Das hatte ich vorher nicht. ..., aber irgendwie bin ich auch nicht mehr so hart zu mir, weil ich sag, ich versteh’s jetzt halt auch eher, dass ich da halt keinen Ausweg find. Darum geht’s in der Therapie, dass ich nicht hart bin zu mir.“ (Frau 60er/70er Jahre).

Aber gute, vertrauenswürdige Traumatherapeut*innen zu finden, ist nicht ganz einfach.

„Aber finde mal einen Traumatherapeuten. Die die gibt’s ja so gut wie gar nicht. Und die sind ausgebucht über zwei Jahre. ... vor drei Jahren hatte ich mal wieder so ein Tief. Also ich hab auch natürlich meine Selbstmordgedanken und so, hab ich öfters, Depressionen hab ich auch viele in meinem Leben

schon gehabt. Und dann hatte ich mal wieder so ein Tief, und dann war ich auch mal in der Reha mal wieder wegen meinem Rücken. Und da hat mir mal jemand gesagt, ich soll doch mal mich auf die Suche nach so einem Traumtherapeuten machen. Das hab ich dann tatsächlich gemacht, aber gibt es nicht. Also die haben mich nicht mal auf die Warteliste aufgenommen, und dann hab ich's irgendwann dann gelassen". (Frau, 60er Jahre).

Reha-Maßnahmen haben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Mehrere Interviewte erzählen davon, dass sie sich in der Maßnahme zum ersten Mal mit der Heimgeschichte auseinandergesetzt haben – da war jemand, der nachgefragt, wirklich zugehört hat:

„Das war ganz einfach, ich war in der Kur. ... und da hat man ja auch immer psychologische Gespräche. Und da hat die Psychologin ... die hat gemerkt, mit mir stimmt irgendwas nicht. Weil die mich immer gefragt hat, und ich hab immer da ganz geschickt ausweichend geantwortet. Und das kannst du einer Psychologin nicht vormachen, die schnallt das gleich. ... Und da hat sie gesagt, wie war eigentlich Ihre Kindheit? Und dann hab ich angefangen.“ (Mann, 70er/80er Jahre).

Dies ist dann teilweise der Beginn einer langjährigen therapeutischen Begleitung, denn die sechs Wochen Reha-Maßnahme reichen nicht aus, um tiefere Verarbeitung zu erreichen.

In der Reha *„wurde mir meine Seele geöffnet. Ja. Da ist sehr viel Trauer, sehr viel Frust, also ich hatte auch Suizidgedanken ...Und die hatte ich aber auch schon vorher, die hatte ich Jahre vorher schon, weil ich mit meinem ganzen Leben irgendwie nie richtig fertiggeworden bin. Und das wird halt das letzte halbe Jahr richtig intensiv ... bei mir verarbeitet, durchgearbeitet, wiederholt. Es kommt alles hoch ...“.* (Mann, 60er Jahre).

Manche Interviewten erzählen von jahrelangen Therapieverläufen. In als positiv geschilderten Therapien „lässt sich ... ein übergreifend wirksamer Aspekt identifizieren: nämlich die Wahrnehmung der eigenen Person von einer engagierten und interessierten professionellen Person. Es ist dies jene Erfahrung, die schon weiter oben im Zusammenhang mit signifikanten Unterstützer*innen beschrieben wurde. Man könnte sagen, dass psychosoziale bzw. psychotherapeutische Angebote die prinzipielle Möglichkeit von korrigierenden Erfahrungen zur Verfügung stellen würden, indem sie nicht zuletzt als markante Gegenentwürfe zur Erfahrung der Vernachlässigung, der Stigmatisierung, der Gewalt und des Ausgeliefertseins fungieren. Psychotherapie und Beratung sollten demnach in der Lage sein, in reflektierter Form all jene menschlichen Qualitäten umzusetzen, mit denen signifikante Unterstützer*innen das Leben vieler (ehemaliger) Heimkinder in positiver Weise beeinflussen konnten.“ (Caspari u.a. 2021, S. 368).

7. Kapitel: Zur Rolle der öffentlichen Jugendhilfe

7.1. Einleitung

Im Mittelpunkt des folgenden Kapitels steht zunächst nicht das Josefsheim, sondern die öffentliche Jugendhilfe der damaligen Zeit. Vor allem geht es um die Jugendämter, über die die Kinder ins Josefsheim kamen. Jugendämter hatten dabei mehrere Aufgaben. Zum einen sollten sie für die Kinder und Jugendlichen einen passenden Platz finden. Sie hätten dann während der Betreuungszeit im Heim sowohl Ansprechpartner für die Kinder als auch für deren Personensorgeberechtigten sein müssen. Sämtliche biographischen Weichenstellungen mussten stets in Absprache mit dem jeweils zuständigen Jugendamt erfolgen.

Gegenüber dem Heim war das Jugendamt (neben der Heimaufsicht) immer auch Kontrollbehörde. Alle wesentlichen Fragen der Unterbringung bis hin zum Konzept und zur Alltagspädagogik sollten und konnten von den Jugendämtern vor allem im jeweiligen Einzelfall kontrolliert werden. Dabei ging es immer auch darum, für die Kinder und Jugendlichen nicht nur gute und sichere, sondern auch pädagogische geeignete Möglichkeiten des Aufwachsens zu finden.

Im Folgenden soll zunächst die Sichtweise der Ehemaligen dargestellt werden, d.h. welche Erfahrungen sie mit dem Jugendamt bzw. der öffentlichen Jugendhilfe gemacht haben. Dann werden die Aussagen nochmals in die damalige rechtliche und gesellschaftliche Situation eingebettet. Abschließend geht es um das Image des St. Josefsheims, so wie die von uns befragten Mitarbeiter*innen von Jugendämtern bzw. von Kooperationseinrichtungen dieses rückblickend erinnern.

7.2. Wie haben die Befragten die Jugendhilfe bzw. die Jugendämter erlebt?

Und dann hat jemand vom Jugendamt (ich weiß nicht, wer das damals war), immer zu mir gesagt gehabt, jetzt halte das aus, bis du mit der Schule fertig bist, ich versteh ja, ich versteh ja. Da war ich baff, das war das erste Mal in meinem Leben, dass ich Zuspruch erfahren hab,,...das erste Mal, dass mir jemand zugehört hat, ich konnte reden. Ich kann meine Stimmung jetzt noch nachvollziehen. (Ich)... war total begeistert... ich (wurde) immer ruhiger, immer ruhiger und bin dann aus dem Gespräch rausgegangen, ja gut, wenn ich mit der Schule fertig bin. (Frau 70er Jahre).

Dieses Zitat einer der Befragten ist eher die Ausnahme als die Regel. Zwar gibt es immer wieder auch neutrale oder positive Sichtweisen zu den Erfahrungen mit Jugendamtsmitarbeiter*innen, aber dass sowohl die Person wie auch die Rolle des/der Jugendamtsmitarbeiter*in positiv gesehen werden, kommt in den Interviews höchst selten sehr. Stattdessen überwiegen zwei Muster:

- **Wenig Wissen und kaum konkrete Erfahrungen** (zur Aufgabe und Rolle des Jugendamts)
- **Nicht unterstützend und eher abwertend** (in der Haltung den Kindern und Jugendlichen gegenüber).

7.2.1. Wenig Wissen und kaum konkretere Erfahrungen

I: Und mit dem Jugendamt hatten Sie nie Kontakt? Sie können sich nicht an irgendeinen Jugendamtsmitarbeiter erinnern?

A: Nee, überhaupt nicht, also keinen. Nichts. Wenn, dann lief das sowieso alles über meinen Vater. Aber ansonsten hab ich auch niemanden gesehen vom Jugendamt. Also es wär mir auch nie in den Sinn gekommen in dem Alter, dass man da eigentlich auch nicht so ... Hätt ich gar nicht gewusst, was ist ein Jugendamt überhaupt? (Mann 60er Jahre)

Woher soll das Wissen auch kommen, wenn es offensichtlich weder Kontakt noch irgendeine Aufklärung über die Rolle des Jugendamts gab? Auch das folgende zweite Beispiel verweist auf die fehlende Präsenz des Jugendamts, obwohl der Bruder der Befragten offensichtlich unter der Situation im Heim massiv litt. Wenn die Erinnerung der Befragten stimmt, dann hat das Jugendamt hier seine Fürsorgepflicht vernachlässigt.

„Aber ich denk mal, sie (die Fachkräfte im Josefsheim) waren auch überfordert, und wir haben da auch nie jemanden vom Jugendamt gesehen. Und mein Bruder kam ja dann auch weg von denen, schon vorher. Eine Freundin hat ihn da quasi rausgeholt, hat ihn gerettet. Die hat gemerkt, dass er da sehr leidet und untergeht.“ (Frau 60er Jahre)

Auch in dem dritten Beispiel erlebt der/die Befragte zwar eine Mitarbeiter*in des Jugendamts, kann aber aufgrund der sehr reduzierten Begegnungssituation nichts zur Aufgabe und Rolle des Jugendamts sagen.

I: Hatten Sie in der Zeit, wo Sie da waren, mal Kontakt mit dem Jugendamt?

A: (zögert, überlegt). Doch, Moment. Moment, stopp. Da war was. Es war mal jemand vom Jugendamt im St. Josefsheim, es war aber nicht die Frau Z., definitiv nicht. Und ich glaub auch nicht, dass die zu mir oder meinem Bruder wollten, da bin ich mir jetzt nicht mehr sicher.... Und die Frau hat auch nur gefragt, ob wir heut schon draußen gewesen wären oder so was, zum Radfahren, irgendwie so: Wart ihr auch schon draußen zum Radfahren? Dann haben wir nur gesagt, nee, aber später noch. Mehr hab ich da nicht in Erinnerung.“ (Mann 80er Jahre)

Wer die heutige Jugendhilfepraxis und vor allem den Umgang mit den Hilfeplangesprächen kennt, ist ob dieser Aussagen verblüfft. Möglicherweise zweifelt er an der Verlässlichkeit solcher Aussagen. Was sagen die Mitarbeiter*innen des Jugendamts dazu? Eine der befragten Jugendamtsmitarbeiter*innen erinnert sich an ihre Praxis bei Heimunterbringungen

*„Wie lief eine Heimunterbringung? Ich hab ein Kind ins Heim gebracht und dann nie mehr gesehen. Das haben Sie wahrscheinlich schon öfters gehört, was ich Ihnen jetzt erzähle, aber ich erzähle es deshalb trotzdem... Die Hilfeplanung kam ja erst mit dem KJHG.⁴⁰ Es gab keine Hilfeplanung. Ich hab das Kind ins Heim gebracht, das Kind kannte das Jugendamt nicht, also mich nicht. Und dann hat man das Kind irgendwann entlassen, und es kann sein, dass ich ein Kind zehn Jahre nicht gesehen habe.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

*„Aber es kam niemand von uns auf die Idee, mit dem Josefsheim – das wär ja Leitungssache gewesen – zu besprechen, dass wir einfach persönlich uns ein Bild machen wollen. Aber von uns kam auch niemand auf die Idee. Das war halt so.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

Dieses fehlende Wissen ist also offensichtlich nicht den Kindern und Jugendlichen oder ihrer Herkunftsfamilie anzulasten. Es gab damals keine offensive Informationspolitik, die den Anspruch der Betroffenen definiert hätte, angemessen über Ziele und auch Alternativen zu einer Jugendhilfemaßnahme informiert zu werden. Dieses Recht wurde erst mit der Reform des Kinder- und Jugendhilfrechts der 1990er Jahre zum Standard. Vorher blieb es dem guten Willen der Mitarbeiter*innen des Jugendamts überlassen, ob bzw. wie weit sie die Jugendlichen über ihre Entscheidungen und die damit zusammenhängenden Begründungen informierten. Für die Betroffenen war die Folge das Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht. Aber auch mit den ersten Hilfeplan-ähnlichen Gesprächen wurde es nicht viel besser, wie ein Ehemaliger berichtet:

„A: Also da gab's ja immer diese Meetings dann zwischen Pflegeeltern und Jugendamt, dort haben sie dann alles besprochen.“

⁴⁰ Kinder- und Jugendhilfegesetz vom 26.6.1990.

I: Wie haben Sie das empfunden?

A: Pffff ... Als nervig, als schwierig. .. Nee. Also sagen, was man denkt, konnte man nicht. – Oder ich wollte es nicht. Also ... Für mich war so ein bisschen: Was hätte ich denn für Möglichkeiten gehabt? Was wär gewesen, wenn ich keinerlei Rückhalt mehr, kein Haus mehr hätte, wo ich zurück kann, dann wär ich ja alleine gewesen, ne? Hätt ja niemand gehabt. Und zu meinem Vater schon wenig Kontakt mehr gehabt, und damals war auch eigentlich schon klar, dass es nichts mehr wird mit dem Zurückführen. Also Vater war keine Option mehr von dem her. Ich hätte ja nichts anderes gehabt. Von dem her blieb mir ja nur, da das durchzuziehen. Ja, das war ... Ich hab mir auch Gedanken dann gemacht, wie soll die Zukunft werden dann; was soll aus mir werden? Dass ich ja dann irgendwann eh allein dastehe. Also so die Zukunft hab ich jetzt nicht so als rosig empfunden. Ja, hab schon ein bissl Angst gehabt auch vor der Zukunft: Was passiert jetzt?“ (Mann 80er Jahre)

Dieser Betroffene reflektiert nicht nur seine mangelnde Beteiligung, sondern auch über das Problem, wo er im Falle einer Beschwerde hinkommen würde. Da er bei diesen Überlegungen keine Unterstützung bekommt, sieht er die Situation als ausweglos und „zieht die Maßnahme durch“. Vermutlich wäre unter der Berücksichtigung der heutigen Maßstäbe des Kindeswohls dieser Jugendliche aus dieser Pflegefamilie an einen anderen Ort verlegt worden. Dieses, so erklärt eine Jugendamtsfachkraft, hat für sie damals gar keine Rolle gespielt.

*„Der Begriff Kindeswohl, mit dem hab ich in den ersten zehn Jahren garantiert nicht gearbeitet ... es gab Gespräche natürlich dann, oder es gab ein Telefonat, oder ich bin vorbei, sicher auch im Josefsheim. Da kamen Erklärungen, die ich damals als plausibel empfunden habe. Wo ich heut denke, das ist ein No-Go. (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

Hinzu kam, dass man damals den Jugendlichen und auch ihren Eltern viel weniger Glauben geschenkt hat, als man das heute tun würde.

*„Und da das Heim am längeren Hebel saß und wir die auch als die Profis eher gesehen haben und nicht die Eltern, die einfach emotional verstrickt waren, haben wir natürlich der Einrichtung mehr zugetraut an, ja, an realistischem Sehen einer Situation.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

7.2.2. Nicht unterstützend und eher abwertend

Im zweiten Muster werden die Mitarbeiter*innen des Jugendamts als parteiisch, als wenig unterstützend und teilweise auch abwertend empfunden. Im Unterschied zu jenen Ehemaligen, die sich an kaum einen Kontakt erinnern können, gab es bei den folgenden Beispielen mehrere Kontakte. Die Ehemalige erinnert sich im ersten Beispiel noch genau an den Namen des Jugendamtsmitarbeiters, den sie als sehr einseitig und voreingenommen erlebt hat.

„Doch, der Herr S. war regelmäßig da. Er war von den Jugendamtsmitarbeitern, den man am häufigsten im Josefsheim gesehen hat. Ja, ja, doch, der hat auch mit uns gesprochen. Aber zu dem hat man ja nichts sagen brauchen, weil der war ja ein Herz und eine Seele mit unseren Schwestern. Also alles, was die gesagt haben, das hat gezählt.“ (Frau 70er Jahre)

Nicht gezählt hat hier wohl die Meinung der Jugendlichen. Auch in anderen Berichten wird deutlich, dass die Kinder und Jugendlichen das Jugendamt eher als negativ und voreingenommen empfunden haben. Drei Beispiele

*„Und dann bin ich wieder ins M.-Heim, aber kurz danach wieder raus. Und dann bin ich – dann weiß ich gar nimmer, ab da war’s chaotisch, ab da hab ich eigentlich alleine gelebt. Da bin ich dann zum Jugendamt, ich wollte dann immer eine Ausbildung machen, da haben sie gesagt gehabt, **ja, das tät bei mir nichts bringen, weil ich würd eh Kinder kriegen und heiraten.**“ (Frau 70er Jahre)*

„Das war „mein Freund“, der Herr S,. Der hat geschrien, der hat ja gleich gar nicht mit mir geredet, **der hat mich nur angeschrien. Und dann hat er gesagt, ja, und der nächste Schritt ist eben, ich muss ins Schwererziehbaren-Heim.** Hab ich gesagt, ja, okay, schön für ihn, bin ich aufgestanden und hab gesagt, dann kann ich ja jetzt wieder gehen. Und dann hat die P. schon gewartet, und dann sind wir wieder raus.“ (Frau 70er Jahre)

„Ja. Und ich hatte halt niemand, ich konnte nirgendwo hin. Das Jugendamt, die Dame hab ich ein einziges Mal erlebt, und das war, als sie sich überlegt haben, wo sie mich hinstecken, nachdem ich vierzehn war; weil in Hoheneck war man immer allerhöchstens bis zur Lehre, dann musste man gehen. Und dann wussten sie nicht, wohin mit mir, und dann waren wir eingeladen beim Jugendamt, und das war der einzige Termin, wo ich die Frau kennengelernt hab, die über mich entscheidet. Dann sind wir da ins Büro gekommen, und da stand nur ein Stuhl da. Und da bin ich losgerannt und hab natürlich gesagt,... **hab mich draufgesetzt, und dann hat die gesagt, ich soll gefälligst aufstehen, der Stuhl ist für die Oberin. Dann hab ich gesagt, aber ich möchte gern auch einen. Und das war der Auslöser, mich in ein Erziehungsheim zu stecken. Ja.**“ (Frau 60er/70er Jahre)

Selbst wenn im letzteren Fall dies vielleicht nicht der alleinige Grund für die Einweisung in ein Erziehungsheim war, so machen dieses und die anderen Beispiele deutlich, wie wenig die Kinder und Jugendlichen sich als ernst genommen und beteiligt erlebt haben.

„Aber als Kind hat man ja nicht unbedingt die – ja, man darf nicht das sagen, was man möchte, und es hört nicht unbedingt gleich einer zu. ... Die haben sich nicht mit Ruhm bekleckert.“ (Frau 60er/70er Jahre).

7.3. Das Problem der (fehlenden) Akteneinsicht – gelöschte Identitäten?

Fast alle Kinder und Jugendlichen, die in einem Heim aufwachsen, stellen sich ähnliche Fragen: Warum bin ich hier und nicht bei meinen Eltern? Warum hat es gerade mich getroffen? Manche stellen sich darüber hinaus die Frage, warum sie so geworden sind, wie sie sind.

„Also ich hab etliche Therapien machen müssen, weil ich war komplett ..., also ich war eigentlich ein Wrack. Und als ich meine Kinder gekriegt hab, hab ich mich nicht getraut, sie in den Arm zu nehmen, weil das ist ja schweinisch. Ja. Ich musste dann eine Therapie machen, dass das nicht schweinisch ist. Und so ist eigentlich Stein auf Stein ...“ (Frau 60er/70er Jahre)

Da viele dieser Kinder Herkunftsfamilien haben, die dazu keine Auskunft geben wollen oder/und können, hoffen diese Jugendlichen, mehr über ihr Leben zu erfahren, wenn sie Akteneinsicht bekommen. Sie hoffen, dass in diesen Akten interessante Hinweise zu zentralen Fragen und Schlüsselstellen ihres früheren Lebens stehen.

„I: Entwicklungsberichte vom Heim an die Jugendhilfe. Fühlen Sie sich da gesehen in den Entwicklungsberichten? Oder denken Sie: Was schreiben die über mich?

A: Ich find's eigentlich eher interessant, weil es gibt ... Ich hab eigentlich niemand, wo mir was erzählen kann groß. Ich kenn eigentlich, wie ich als Kind war, nur aus diesen Berichten. Weil, ja, mit meinem Vater hab ich ja kaum Kontakt; also er war der Einzige, der mir was erzählen, der mir noch was erzählen könnte noch, wie ich damals war oder so. Von dem her kenn ich mich eigentlich nur aus diesen Berichten.“ (Mann 80er Jahre)

Nicht immer sind die Hinweise positiv oder einführend in der Art, wie sie geschrieben sind. Und dennoch bleiben sie oft das Einzige, was zumindest in Teilen Erklärungen zur Herkunftsfamilie und der erfolgten Fremdunterbringung gibt.

„I: Aber mit Ihrer Mutter: Was war der Hintergrund?

A: Hab ich nie erfahren.

I: Steht auch in den Akten nicht?

A: Doch. Sie ist Nutte gewesen, ... Also was ich ihr hoch anrechne, ist, dass sie die Kinder ausgetragen hat und sie dann freigegeben hat zur Adoption. Also das muss ich einfach zugute rechnen. Und ich geh mal davon aus, dass sie daheim rausgeworfen worden ist(...)

I: Also die Kinder wurden alle freigegeben zur Adoption; und dass Ihre Mutter wahrscheinlich rausgeworfen wurde von zu Hause.

A: Also ich geh davon aus, dass sie da ..., weil sie war ja wohnsitzlos. Also die ist in der XXXstraße ums Leben gekommen,.... Und da gab's auch einen Schriftwechsel, weil sie war nicht schuld, sondern der Fahrer war besoffen.“ (Frau 60er/70er Jahre)

„Darum sind Akten wichtig. Sollte man nie abschaffen. Ich kann's nur raten, das ist so wichtig, nachher die Bestätigung zu bekommen, dass nicht im Kopf irgendwas – weil dir ja immer suggeriert wird, du bist als Heimkind blöd oder bildest dir Sachen ein oder lügst um deine eigene Realität – um das irgendwie zu – so psychomäßig. Und in bestimmten Sachen bestimmt, und durch die Akte, das ist dann gleich – ich hab dann geschmunzelt, hab mich tierisch gefreut, dass das nicht meiner Fantasie entsprungen ist, sondern man kann dann eins und eins zusammenzählen.“ (Frau 70er Jahre)

Nicht alle der Kinder und Jugendlichen, die wir interviewt haben hatten das Glück, auf solche Hinweise zu stoßen

Also irgendwie, keine Ahnung, was man uns da unterstellt hat. Es gibt auch keine Unterlagen mehr im Jugendamt. Also die sind leider verschütt gegangen, weiß nicht, wo. Es ist mir irgendwo ein Rätsel, also gerade im Gespräch auch mit den anderen, die dort geblieben sind.“ (Mann 60er Jahre)

Ein Problem der Akteneinsicht ist manchmal auch der mühsame Weg, wie man zu ihr kommt.

„Ich hab gesagt, ich bin – mein ganzes Leben war nur mit wildfremden Leuten, die über mich Bescheid wissen und mir sagen, was ich für einen Charakter und was ich mach, wie schlimm ich bin. Und dann setz ich mich hin, will was erfahren, und dann entscheidet ein Wildfremder, ob ich das wissen darf oder nicht wissen darf.“ (Frau 70er Jahre)

Die Problematik der Akteneinsicht hatte schon der Runde Tisch Heimerziehung zum Thema gemacht: „Oft wird schnell beschieden, dass alle Akten vernichtet wurden oder nicht mehr auffindbar sind. Es gibt allerdings auch immer wieder Berichte, dass längst verloren geglaubte Akten nach einigen Anstrengungen und manchmal auch durch Zufall wieder aufgefunden wurden. Insbesondere wenn die ursprüngliche Einrichtung oder Behörde nicht mehr besteht, Umstrukturierungen, Umzüge oder Sanierungen stattgefunden haben, wurden die Akten mancherorts nicht (wie vermutet) vernichtet, sondern in Kellern, auf Dachböden oder anderen Gebäuden aus- oder zwischengelagert. Dort sind sie in Vergessenheit geraten und werden heute nicht mehr erinnert. Es lohnt sich also immer, Nachforschungen anzustellen und dabei nicht nur die aktuelle Registratur zu berücksichtigen. Auch ehemalige Mitarbeiter können oft wichtige Hinweise auf den Verbleib von alten Akten geben.“ (RTH 2010, Anhang, S. XX)

7.4. Jugendhilfe und ihre Gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nach dem Krieg bis 1990

Um das Handeln der Jugendämter verstehen zu können, muss man auch ihre Einbettung in die damaligen rechtlichen Rahmenbedingungen und die gesellschaftliche Haltung zur Heimerziehung sehen. Anders gesagt, Jugendämter sind immer auch Teil der Zeitgeschichte und verlängern in der Tendenz gesellschaftliche Haltungen und Vorurteile zur Frage guter und richtiger Erziehung. Ein Beispiel:

Bis in die 1970er Jahre standen alleinerziehende Mütter unter dem Vorbehalt, ihre Kinder alleine nicht ausreichend erziehen zu können (siehe auch Kapitel 3). Deshalb gab es bis 1970 die automatische Amtsvormundschaft für alle von einer alleinerziehenden Mutter geborenen Kinder, d.h. das Jugendamt konnte entscheiden, ob das Kind bei der Mutter leben darf oder nicht. Diese gesellschaftlichen Rahmenbedingungen machen verständlich, warum auch Fachkräfte in den Heimen alleinerziehenden Müttern skeptisch bzw. prüfend gegenüberstehen. Dies rechtfertigt aber nicht all die negativen und abwertenden Haltungen und Worte der Nonnen gegenüber den Müttern der Kinder.

Anpassung statt Bedarfsorientierung.

Von 1961 bis 1990 galt für die Jugendhilfe in der Bundesrepublik Deutschland das sog. Jugendwohlfahrtsgesetz. Dies wurde aber keineswegs in den 1960er Jahren neu entworfen, sondern entstand auf der Grundlage des 1924 verabschiedeten Reichsgesetzes für Jugendwohlfahrt. Wesentliche Inhalte und Regelungen aus dieser Zeit wurden weitgehend identisch in das Jugendwohlfahrtsgesetz übernommen. Dieser historische Ballast aus der Weimarer Republik und teilweise auch aus der Zeit des Nationalsozialismus und der damit fehlende Neustart nach 1945 wurde immer wieder kritisiert (Caspari et al. 2021, Kappeler 2011). Es dauerte jedoch bis zum Jahr 1990, bis ein neues modernes Gesetz verabschiedet wurde. Erst mit diesem wurde ein Verständnis zu einer rechtlichen Norm, in dem die Bedürfnisse der Betroffenen in den Mittelpunkt gerückt wurden und nicht die Anpassung der Jugendlichen an geltende Normen und Werte. Mit Bezug auf die Arbeiten von Kappeler konstatieren Caspari et al. 2021, S. 22: „Es galt noch lange Zeit ein kollektivistisches Erziehungsverständnis, dessen wichtigstes Ziel es war, Kinder und Jugendliche zu tüchtigen und funktionierenden Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen. Dabei wurde in der Regel keine Rücksicht auf die freie Persönlichkeitsentfaltung und die Bedürfnisse der in den Heimen untergebrachten Kinder und Jugendlichen genommen.“

Wichtig zu wissen ist, dass alle der oben aufgeführten Schilderungen sich auf die Zeit vor der großen Reform des Kinder- und Jugendhilferechts 1990 bezogen und damit auch vor der pädagogischen Wende, die im Bereich der Jugendämter und der Heimerziehung nach dem 5. Jugendbericht (Deutscher Bundestag, 1980) begann.

Disziplinierung statt Individualisierung.

Die Erziehung der Nachkriegszeit war bis zur Mitte der 1960er Jahre geprägt durch einen eher autoritären Erziehungsstil. Zum einen wurden den Kindern vorgegeben, was sie zu tun und zu lassen hatten, und es galten die alten Tugenden von Gehorsam, Disziplin und Strenge. Als Erziehungsmethoden waren in dieser Zeit auch gewisse körperliche Bestrafungen erlaubt. In all diesen Werten und Praktiken unterschied sich die Erziehung in dieser Zeit kaum von der Erziehung der vorangegangenen Jahrzehnte des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. Die Elterngeneration erzog ihre Kinder, wie sie es von ihren Eltern gelernt hatte. Wichtig festzuhalten ist aber, dass auch dieser Erziehungsstil auf Liebe und Schutz der Kinder durch ihre Eltern aufbaute und dass sadistische körperliche Bestrafungen und fehlende emotionale Zuwendungen (Lieblosigkeit) dadurch nicht gedeckt wurden. Auch war jede Form sexualisierter Gewalt verpönt bzw. stand unter Strafe. Ebenso war die sogenannte schwarze Pädagogik damals zwar weit verbreitet. Aber ihre Kernideologie (vereinfacht gesagt, Kinder über Gewalt, Einschüchterung und Erniedrigung zu formen) wurde pädagogisch schon früh kritisiert und es gab vielfältige Gegenmodelle (beispielsweise die reformpädagogische Bewegung).

Erst ab den 1970er Jahren änderten sich auf breiter Basis langsam die pädagogischen Werte und Praktiken. Kinder wurden in ihrer Individualität mehr gesehen, stärker und früher in Entscheidungsprozesse mit einbezogen. Das Kind galt nun mehr als Partner im Erziehungsprozess, anstatt als Gegenstand von Belehrungen und Strafen.

Hoher Rechtfertigungszwang.

Mit der einsetzenden Kritik an der Heimpädagogik Ende der 60er Jahre gerieten die Jugendämter in einen doppelten Rechtfertigungszwang. Einmal gegenüber den Kritikern der repressiven Erziehungsmethoden und andererseits gegenüber jenen, die die hohen Kosten der Heimunterbringung kritisierten. Dies beschreibt eine Jugendamtsfachkraft wie folgt: *„Es ging permanent darum, gegenüber einer anderen Abteilung sich zu rechtfertigen, warum die Familie jetzt diese Hilfe braucht.“* Wenn eine Heimunterbringung nicht vermeidbar war, sollten zumindest die Kosten kontrolliert werden. Das hieß häufig, Kostenreduzierung und damit billige Lösungen qualitativ besseren Lösungen vorzuziehen. Nicht selten spielte hier – wie auch in Ludwigsburg – die Politik (insbesondere die Landräte) eine unrühmliche Rolle.

Diese geschichtliche Einbettung dessen, was im St. Josefsheim in der Zeit bis 1990 unter nur teilweise geeigneten Rahmenbedingungen an pädagogischen Fehlern, an seelischer und körperlicher Gewalt geschah, werden so verständlicher, aber in keiner Form legitimiert. Verständlicher wird auch, warum es trotz der offensichtlichen Mängel so wenige Beanstandungen seitens der Jugendhilfe gab. Aus Sicht des heutigen Wissens und Verständnis von Kinderschutz hat sich die Jugendhilfe in der Zeit bis zur Reform 1990 mitschuldig gemacht. Die Jugendämter haben sich hinter den ungenauen Bestimmungen des Jugendwohlfahrtsgesetzes und dem Zeitgeist versteckt und institutionell und auch individuell in vielen Fällen versagt: auch manchmal wider besseres Wissen, wenn man das im nächsten Abschnitt skizzierte Bild des Josefsheims betrachtet.

7.5. Das Josefsheim aus Sicht der Jugendhelfemitarbeiter*innen

Welches Bild hatten nun die Mitarbeiter*innen des Jugendamts bzw. die befragten Kooperationspartner vom St. Josefsheim? Deutlich wird, dass neben einigen positiven Bewertungen die negativen Beschreibungen deutlich überwiegen. Offensichtlich sahen viele der Befragten auch während der Zeit, in der das St. Josefsheim von ihnen belegt wurde, viele Mängel. Sechs typische Beschreibungen des St. Josefsheims werden im Folgenden dargestellt:

Mangelnde Professionalität und Überforderung

Zunächst bezieht man diese Kritik auf einzelne Personen und macht Unterschiede zwischen überforderten und einfühlsamen, verständnisvollen Erziehungspersonen

„Es gab eine Nonne, mit der ich eigentlich dann so die ganze Zeit zu tun hatte, die die Gruppenerzieherin war. Und die hatte keinerlei Qualifikation und war so vom Typ her, na ja, ein bisschen mütterlich, aber vorwiegend frustriert, immer depressiver, unsicher auch und hatte so das Gefühl, für ihren Tag- und-Nacht-Einsatz im Grunde wird sie nicht belohnt, ob von den Kindern oder sonst jemandem. Und Supervision oder Anleitung oder Nachschulung, wie immer man das nennen will, von Seiten des Ordens fand einfach nicht statt, zumindest ist mir das nicht bekannt gewesen.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

„Nee, also (lacht), kompetente Erzieherinnen, nee, so kann man´s nicht sagen. Also die Schwester G., und auf die allein kann ich mich beziehen, die hat – ja, die hat schon eine gewisse Kompetenz gehabt

und auch ein Einfühlungsvermögen⁴¹ und auch einen Plan in Bezug auf die Kinder, ein Verständnis für die Kinder, und insofern kann ich eben nur über diese Schwester sprechen.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

„Besondere Entwicklungsberichte“

Vor 1990 gab es zwar noch keine Hilfepläne, wohl aber mussten das Josefsheim wie auch andere Einrichtungen jährliche Entwicklungsberichte schreiben. Auch bei den Entwicklungsberichten gab es Lob und Kritik.

„Ja, die waren eigentlich ausführlich. Ja. Fand ich. Also die Schwester G. hat das, so aus der Erinnerung raus, recht gut gemacht. Also auch natürlich immer im Verhältnis zum damaligen Zeitpunkt, zum damaligen Standard. (kurze Unterbrechung) Also von daher, heutzutage gibt's natürlich keine Entwicklungsberichte mehr in dem Sinn. Aber mit denen von der Schwester G. war ich zufrieden. Die waren umfassend und auch also so thematisch geordnet, und jeder Punkt war aus meiner Sicht schon vermerkt und beschrieben. Also so in kurzen...“ -(Jugendamtsmitarbeiter*in)

„Vom Josefsheim kam jedes Jahr einmal im Jahr ein Entwicklungsbericht...ich hab die noch vor mir, weil zum Schluss, als wir schon anders gearbeitet haben, haben wir da drüber uns amüsiert. Also nicht amüsiert über den Inhalt, sondern dass man noch so arbeiten kann: das Kind ist jetzt so und so viel Jahre alt, es wiegt so und so viel, es geht in die soundsovielte Klasse.... Wir konnten also jedes Mal sehen, ob ein Kind zugenommen oder auch versetzt worden oder nicht versetzt worden ist. Und dann kam ein kurzer Bericht, wie sich das Kind verhält, und wie der Kontakt zu den Eltern sich gestaltet bzw. ob die Eltern, ich sag mal jetzt in Anführungszeichen, ob die Eltern störend einwirken. Die Eltern waren fürs Josefsheim oft Störer.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

(Jüngere) Kinder ja, pubertierende Jugendliche (ab ca. 11/12 Jahren) nein

In mehreren Erzählungen der befragten Jugendamtsmitarbeiter*innen bzw. der Kooperationspartner*innen wird deutlich, dass sich ein Bild herauschälte, dass das St. Josefsheim aufgrund der Haltungen der Nonnen wenn, dann nur für jüngere Kinder geeignet ist:.

„Also auf jeden Fall war's ganz klar, kein älteres Kind. Aber die Kritik, die hab ich mitbekommen und dass man sich dann eher auch andere Heime gesucht hat. Aber im Einzelnen war ich da nicht so involviert. Also man hört das, das wär jetzt nicht mehr so gut, und dann orientiert man sich irgendwie so gleich in eine andere Richtung.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

„I: Es gab ja auch Kinder, die bis zum 16., 17. Lebensjahr dageblieben sind.“

A: „Ja, wenn sie anpassungsfähig waren, ja. Dann war das kein Problem. Also wir haben nicht gesagt, die kommen raus, weil sie in die Pubertät kommen. Sondern die Schwestern haben signalisiert, wir – die können bei uns nicht mehr bleiben.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

„Also mir kam nie der Gedanke, einen Jugendlichen im Josefsheim unterzubringen, sondern nur für Kinder im Grundschulalter oder noch kleinere ist das eine Option, ja, für eine kurzfristige Geschichte.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

Flexibel, immer bereit Kinder aufzunehmen und sehr preisgünstig

„Schwester R. – eine energische, also energisch nicht im Sinne von autoritär, sondern von streng und strukturiert, Also wie hat die ihr Heim im Griff. Und zwar nicht im Sinne von Strafen, sondern von Organisieren. Schwester R. hab ich als kooperativ, was das Jugendamt betrifft, erlebt. Und wenn wir gestöhnt haben und gesagt haben, wir brauchen dringend (einen Platz für ein Kind) – Schwester R.

⁴¹ Was das Einfühlungsvermögen von Sr. G. angeht gibt es unter den Betroffenen allerdings ganz andere Ansichten.

*hat versucht, es möglich zu machen, Platz zu schaffen und so. Also ich hab sie als kooperativ und jetzt in keinster Weise irgendwie als boykottierend oder irgendwie dagegen – also ich hab eher so das als ein Miteinander erlebt.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

*„Auch deswegen hat das (Josefsheim) so ein Alleinstellungsmerkmal damals gehabt, und das war natürlich für uns brutal wichtig, weil wir immer wieder halt Situationen hatten, wo wir schnell mal in der Nacht oder abends eine Einrichtung oder eine Institution brauchten, die uns so einen Säugling aufgenommen hat. Und wir hatten keinen Fundus an gut ausgebildeten und vorbereiteten Pflegefamilien, das haben wir dann erst im Laufe der 90er Jahre entwickelt“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

Offensichtlich wurde das Problem, dass viele der Schwestern mit Jugendlichen nur schwer umgehen konnten, mit dieser Spezialisierung auf jüngere Kinder überdeckt. Hinzu kam der Preisvorteil.

*„Und da hat er (Leitung des Jugendamts) mir gesagt, das hab ich auch nicht vergessen, ja, sie würden das schon auch ein bisschen skeptisch sehen, aber das Heim sei so **günstig im Preis, dass der Landrat damals ihnen quasi die Vorschrift gemacht hat, da immer wieder Kinder hinzubringen**“ (Kooperationspartner*in).*

Schwarze Pädagogik

Wir finden in den externen Bewertungen aber auch schon erste verallgemeinernde Bewertungen, die deutliche Kritik am Erziehungsalltag äußern:

*„Also man kann sagen, dass diese beiden Nonnen, die da noch da waren – vielleicht war es auch noch eine dritte, aber ich kann mich jetzt nur an die beiden erinnern, eigentlich nicht den Kindern gewachsen sind und auch eben ihre Art, Auffassung von Erziehung – ja, das kann man eher so dieser schwarzen Pädagogik, jetzt also sehr pauschal gesagt, zuordnen – jedenfalls mit sehr rigiden Moralvorstellungen“ (Kooperationspartner*in)*

Diese Kritik verfestigte sich zu einem Bild vom St. Josefsheim als einer eher altmodischen, irgendwie aus der Zeit gefallenen Einrichtung.

Altmodisch, aus der Zeit gefallen

Ein Befragter erinnert sich aus der Anfangszeit seiner beruflichen Tätigkeit (1970er Jahre):

*„...das war relativ grauenhaft, so hab ich das in Erinnerung. Das Gebäude selber existiert ja noch, gab es irgendwie zwei Etagen, die hab ich alle als ziemlich dunkel in Erinnerung. Es gab einen großen Schlafsaal – also es gab für Jungen und Mädchen einen großen Schlafsaal. Ich war jetzt in dem Jungen-Schlafsaal, da waren alle Jungen sozusagen in einem großen Schlafsaal. In der Mitte war so ein Kabuff, wo eine Nonne eben Nachtdienst hatte und dann irgendwie schlief oder aufwachte, und sie konnte rund rum durchs Fenster, durch so Fenster schauen, was da los – ob da was los war. Also das war wirklich sehr schockierend, **weil es entsprach überhaupt nicht mehr den damaligen Zuständen, die ich jetzt in meiner Tätigkeit von anderen Einrichtungen kannte.**“*

Der Befragte berichtete dann, dass sich diese Zustände aber relativ bald geändert haben.

*„Das mussten sie ändern, sonst hätten sie vermutlich die Lizenz entzogen bekommen. Also sie mussten das Ganze umwandeln in Mehrbettzimmer. Das haben sie dann auch gemacht. ... Da gab es ein Spielzimmer, das weiß ich auch, das gab es, das ist dann wirklich alles umgestaltet worden und freundlicher gemacht worden.“ (Kooperationspartner*in)*

Dieses Muster „altmodisch, hinter den normalen Standards der damaligen Heimpädagogik“ wiederholte sich dann aber in den 80er Jahren erneut und bereitete allmählich die Schließung vor:

- „Das neue KJHG hat schon seine Schatten vorausgeworfen. Manche Heime waren früher dran, grad durch den systemischen Ansatz. Und manche Heime (wie das Josefsheim), die haben sich überhaupt nicht bewegt....(die Folge war), ein Teil des Kollegiums hat einfach das Josefsheim nicht mehr belegt.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)
- „Also das Heim ist aus der Zeit gefallen damals, zu meinem Beginn. Das hat einfach nicht mehr für mich gepasst, ja. Allerdings aus einer Situation heraus, wo ich sag, die Jugendhilfe hat sich da schon auch nach meinem Gefühl gut bewegt, ja, in die richtige Richtung. Und die Entwicklung hat das Josefsheim in der Weise nimmer mitgetragen wie alle anderen Einrichtungen, mit unterschiedlichem Tempo, ja. Angefangen von Dezentralisierungsgedanken, von Familienorientierung, das war einfach nicht meine Einrichtung, muss ich einfach dazu sagen, ja. Deswegen hab ich da jetzt die nie im Blick gehabt.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)
- „Und das war beim Josefsheim, glaub ich, dieses sich verändern übers – über die Jahre, dass einfach die Eltern mehr einbezogen werden und, und, und, das hat sich – das hat das Josefsheim, glaub ich, verschwitzt. Oder konnte es nicht, aus welchen Gründen auch immer.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)
- „Ich hab meine Lieblingsheime gehabt, muss ich einfach dazu sagen. Und das war nicht das Josefsheim. Wenn, dann waren es in der Phase, als wir dann eigentlich schon gesagt haben, wir müssen das Ganze etwas **anders strukturieren und die Einrichtung selber bzw. die Schwestern damals signalisiert haben, dass sie eigentlich diese neuen Entwicklungen, die da von uns angeleiert wurden, gar nimmer mitmachen wollen**, da haben wir dann eh schon angefangen zu sagen, ja, also wir nutzen das Heim und die Ressourcen und die Möglichkeiten, die da vor Ort sind, eher für kurzfristige Kriseninterventionen und gucken dann, dass wir die Kinder dauerhaft, wenn's notwendig ist woanders unterbringen.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

Mit der immer stärker werdenden Modernisierung der Jugendhilfe beginnen die Jugendämter anders zu arbeiten und nun fallen die Mängel des St. Josefsheims verstärkt ins Auge. Nun wird die Kritik auch nicht mehr nur intern geäußert, sondern offensichtlich an das St. Josefsheim herangetragen.

„Dass da keine Bereitschaft mehr da ist, das auch entsprechend dann wirklich offensiv anzugehen. Das hätte ja bedeutet, dass man wirklich sich sehr viel stärker noch dafür öffnet, professionelles, ausgebildetes Personal, das jetzt nicht dem Karmeliter Orden direkt zugeordnet ist, ja, integriert eben in diese Einrichtung. Und zu sagen, wir schaffen da jetzt vielleicht auch mit einer ganz anderen Philosophie. Also weg von diesem ursprünglichen nur Rettungs- und Fürsorgegedanken hin zu einer moderneren Ausrichtung, zu sagen, wir bieten eine Dienstleistung für Kinder und Familien an. Und wir öffnen uns da auch für das gesamte Familiäre.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

„Das heißt, wir haben für dieses große Gespräch, das wir dann geführt haben, auch Informationen gesammelt, was fällt uns auf, was läuft gut im Heim, was läuft nicht so gut, und haben das zusammengetragen. Und das hat dann letztendlich dazu geführt, dass wir dann gesagt haben, was wir erwarten. Kleinere Gruppen mit einer entsprechenden personellen Ausstattung, diese Hilfeplanung, das an einem Tisch sitzen, die Beteiligung sicherstellen. Regelmäßige persönliche Gespräche, keine Entwicklungsberichte. Ja, das waren halt die Dinge, die man damals versucht hat, verbindlich mit den einzelnen Einrichtungen zu verabreden und zu sagen, so stellen wir uns die Zusammenarbeit vor. Und da kam dann sehr schnell die Rückmeldung, das schaffen wir nicht.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)

7.6. Mitschuld der Jugendhilfe – die Forderung nach Aufarbeitung

Wie dieses Kapitel gezeigt hat, ist für viele der ehemaligen Heimkinder die Rolle des Jugendamts bzw. die Mitarbeiter*innen, die für sie zuständig waren, eher negativ als positiv besetzt. Sie fühlen sich selten verstanden, oft überhaupt nicht gesehen, manchmal auch gedemütigt. Zwar lässt sich einiges mit den gesellschaftlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen der 50 bis 80er Jahre erklären, aber auch die befragten Mitarbeiter*innen des Jugendamts bzw. der Kooperationseinrichtungen sehen blinde Flecken und Fehler.

*„Aber das ist an uns oder an vielen von uns, glaub ich, vorbeigegangen, muss ich echt dazu sagen. Ich muss im Nachhinein schon immer wieder sagen, **wir haben da auch unsere blinden Flecken** gehabt. Haben wir da nicht richtig hingeguckt, ja. Das hat mir schon zu denken gegeben, dass da sehr viel Repression in der Heimerziehung oder halt in dem ganzen System steckte.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

*„So gab’s dann halt diese so genannten Heimkarrieren, ja, also wenn das Josefsheim nimmer gepasst hat, dann kam halt die nächste Einrichtung, wo man dachte, da wird’s jetzt funktionieren. **Und dann sind alle wieder in dieselben Fallen getappt, und man hat einfach Wiederholungen geschaffen.** Also fatal für diese Kinder und manchmal auch so fatal, wenn man dann gemerkt hat, jetzt wiederholt sich das Schicksal dieses Kindes in ähnlicher Weise, wie es den Eltern schon erging.“ (Jugendamtsmitarbeiter*in)*

Einer der befragten Ehemaligen formuliert eine ähnliche Kritik, zugleich mit der Aufforderung, diese nicht nur für das Josefsheim, sondern auch die ganze Jugendhilfe aufzuarbeiten.

*„Da hoff ich natürlich, dass, wenn jetzt so was angestoßen wird, dass mal auch, vielleicht von Ihrer Seite aus, dass mal dann so nachgefragt wird: **Was ist mit der Aufarbeitung der Jugendhilfe?** Warum passiert da nichts? Wo sind die? Es gibt ja nicht nur Heimkinder, sondern eben auch Pflegekinder, denen auch von ihren Pflegefamilien Schlimmes zugefügt wurde, die keinen Ansprechpartner hatten. Ich bin bestimmt nicht die Einzige, die missbraucht wurde, oder sonst irgendwas. Da gibt’s mit Sicherheit Hunderte, Tausende, ne?, die wahrscheinlich heute noch nicht darüber sprechen können, ne. I: Ja, das gibt es sicherlich, ja.*

*A: Ich sag immer, die katholische Kirche hat sich ja zumindestens mal auf den Weg gemacht oder hier so Odenwald und wie sie alle heißen, die machen sich auf den Weg. **Und da müsste sich so diese staatliche Institution Jugendhilfe erst recht auf den Weg machen.** Und da gäb’s mit Sicherheit auch noch viel, aber solange das niemand anstößt, ducken die sich erst mal alle weg. Wahrscheinlich müsste es erst mal wieder einen großen Skandal geben, und dann muss der politische Druck so groß sein, dass die Politik sagt, ja, wir machen jetzt mal einen Runden Tisch oder wir machen eine Forschungsarbeit oder so; wir machen eine Aufarbeitung. Aber dieser Druck ist anscheinend gar nicht da.*

I: Der ist nicht da, nein, das ist eher über diese Institutionen dann.

A: Also ich kann’s ja nur von mir sagen, wie gesagt, ich will ja eigentlich meine Ruhe haben. Wahrscheinlich geht’s vielen so, die sagen: Gott sei Dank hab ich’s überlebt, Gott sei Dank sitz ich jetzt hier, ich kann arbeiten, ich kann mein Geld verdienen; I: Ja, denk ich auch. Ja, Jugendhilfe ... Aber wie gesagt, die war bei Ihnen“ (Frau 60er Jahre)

8. Kapitel: Aufdeckung und Aufarbeitung

8.1. Lange Jahre des Ignorierens von Hinweisen auf Missstände

Bis die Vorwürfe gegen das Heim ernst genommen und dann auch öffentlich wurden, hat es sehr lange gedauert. Die Geschichte des St. Josefsheims ist auch eine Geschichte des Ignorierens von Hinweisen auf problematische Praktiken gegenüber den Kindern und Jugendlichen. Der folgende erste Abschnitt dokumentiert Hinweise seitens ehemaliger Praktikant*innen, seitens der Polizei, der Schule, der Eltern, der Jugendhilfe und der Ehemaligen. Diese Hinweise sind unterschiedlich konkret, hätten aber alle bei einer aufgeschlossenen Leitung des Heims für eine Änderung der in Kapitel 4 ausführlich beschriebenen Missstände sorgen können. Es liegt in der Natur der Sache, dass wir davon ausgehen müssen, dass diese Sammlung keineswegs komplett ist.

8.1.1. Die Praktikantinnen 1974 – 1975

Bereits im Jahr 1974/75 haben im Heim beschäftigte Praktikantinnen als „Whistleblowerinnen“ versucht, sowohl die Caritas als auch die Jugendhilfe auf Missstände aufmerksam zu machen, sind aber auf ganzer Linie gescheitert. Es geht um vier Vorpraktikantinnen für die Ausbildung zur Erzieherin. Alle sind so etwa 17 Jahre alt, haben gerade die Realschule abgeschlossen:

„Aber ich war damals 17, ich kam frisch von der Schule, und man hat ja noch nicht sehr viel gewusst. Wir hatten alle grad die Mittlere Reife gemacht, und damit hat sich's gehabt. ... Und ich hatte zu dieser Zeit noch eine gute Einstellung oder eine positive Einstellung auch zu Orden, Ordensschwwestern, weil ich kannte – ich komm aus einem kleinen Dorf hier in der Gegend, und da gab's Ordensschwwestern bis in die 80er Jahre.“ (Praktikantin).

Zwei Praktikantinnen werden zunächst im Müttergenesungsheim eingesetzt als Küchenhilfen, woraufhin sie sich beschwerten:

„Eine Praktikantin und ich, wir mussten im Müttergenesungsheim arbeiten; die Sachen richten, also wirklich Hilfskräfte in der Küche. Und dann haben wir gesagt, das kann nicht sein. Das war die erste Beschwerde, die wir gemacht haben, dass wir ein Vorpraktikum in der Küche von einem Müttergenesungsheim machen ..., weil das wird irgendwann mal nicht anerkannt. Du brauchtest ja dieses ganze Jahr. ... Dann bin ich in eine Gruppe gekommen, nach dieser Beschwerde.“ (Praktikantin).

In diesem Jahr erleben sie unterschiedliche Schwestern. Eine Schwester, M., wird von ihnen als liebevoll und zugewandt beschrieben, als Einzige, die mit den Kindern auch was unternimmt usw. Sie wurde dann aber nach München versetzt.

Eigentlich hätten sie als Praktikantinnen pädagogische Anleitung erhalten sollen, aber wie auch schon die Befragte im Anerkennungsjahr schilderte, schien man sie in hohem Maße zum Putzen zu benötigen:

„Wir waren eigentlich, ja, fürs Putzen da. Und ich kann Ihnen sagen, ich habe Strümpfe stopfen gelernt. ... Ich durfte nämlich, wenn ich dann raus durfte mit den Kindern, dann hab ich einen Korb Flickwäsche mitgekriegt und konnte mich draußen hinsetzen und flicken. ... das hab ich da gelernt. Vom Pädagogischen her war nichts.“ (Praktikantin).

Mit jugendlich scharfem Blick charakterisieren sie die verschiedenen Schwestern. Sr. X. wird von einer der Befragten als jemand geschildert, die zwar „nett“ gewesen sei, aber dass sie keine Ahnung von Kindern oder Pädagogik hatte:

„...die hat wirklich keine Ahnung gehabt von Menschen. ... Und Kinder morgens komplett auf den Topf, so lange, bis die ... Also die mussten ..., also es gab so einen richtigen Plan: bis 10 Pipi ... – also ich überspitz jetzt, ja? –, bis 11 muss Kacka gemacht werden; und so war der Tag strukturiert.“

Sr. Ca. war zwar die Heimleitung, nach Ansicht der Praktikantinnen hatte aber letztlich R. das Sagen in der „Hackordnung“ der Schwestern.

„R. war die einzige Schwester, die eine Erzieherinnenausbildung hatte – ... Aber sie war die Einzige im Haus, die eine Ausbildung hatte. Wobei ich immer gesagt hab, sie war dafür die Schrecklichste von der Art. Ja. Ich würde flapsig sagen: Also die war eine sehr machtvolle Person und sehr hinterhältig.“ (Praktikantin).

Die Pädagogik wird von einer Befragte folgendermaßen geschildert:

„Satt und sauber und funktionieren. Das war deren Pädagogik. ... Die Kinder sind gut ernährt, ja, es ist alles sauber, und damit hat sich's. Ja? Sie hat sich selten mal mit Kindern hingestellt – das ist ja so ein Orden, der sehr viel betet, also die waren ständig irgendwie am Beten.“ (Praktikantin).

Die Kinder werden insbesondere von Sr. R. ständig abgewertet, genau wie auch die Praktikantinnen selber.

„Die hat auch Kinder ständig beleidigt: Du kannst doch nichts, du wirst doch nichts, aus dir wird nichts ... Durchgängig. Ja? Auch mit so blöden Sprüchen, wo ich damals schon als Siebzehnjährige gedacht hab, also ... so blöd! ... Es waren Beleidigungen: Du wirst nur in der Küche bei uns im Heim unten landen, ja? ... Aus dir wird nichts, ... Das siehst du doch; und so jemand wie du wird auch gar nicht adoptiert. ... Wer soll denn solch ein Mädchen adoptieren! ... Also immer durchgängig. Und ich kann mich auch wirklich nicht erinnern, dass die irgendwann mal ein Kind in den Arm genommen haben, auch die Kleinen nicht.“ (Praktikantin).

Die Befragte erinnert z.B. eine Situation, in der Sr. R. der Gruppe einen Brief einer Mutter an eines der Mädchen vorliest und ständig negativ kommentiert: *„... Das war diese komplette Lieblosigkeit“* (Praktikantin).

Da die vier Praktikantinnen im Heim wohnen und sich dort zwei Zimmer teilen, befreunden sie sich und teilen letztlich dann auch ihr großes Unbehagen über das, was sie im Umgang des Heims mit den Kindern wahrnehmen, der auch keinesfalls dem Zeitgeist geschuldet gewesen sei.⁴²

„Und das ist auch das, was ich allen vorwerf, die sich jetzt hinter dieser Aussage verkriechen und sagen: Es war eine andere Zeit. Weil wir waren in der Zeit, und wir haben gesagt, es war falsch. Ja? Und wir hatten keine Ausbildung ... Wir kamen aus ganz schlichten Familienverhältnissen, also W. kam von einem Bauernhof, mein Vater war Maurer – meine Eltern sind 56 nach Deutschland gekommen –, H.'s Vater war, glaub ich, auch Fabrikarbeiter, und M's auch. Also ... wir kamen nicht aus pädagogisch orientierten, wir kamen aus einfachsten Verhältnissen. Wir kommen dorthin, und alle vier sagen: Das ist nicht in Ordnung, was da läuft. Dann kann niemand sagen, das ist der Zeit geschuldet, weil wir Siebzehnjährige haben es gespürt. ... Das, was da läuft, ist schräg.“ (Praktikantin).

Dadurch, dass sie als Gruppe zu viert waren und sich austauschen konnten, sind sie vom System nicht eingenommen worden, wie das von anderen Mitarbeiterinnen erzählt wird, die entweder zu viel Angst haben, die Arbeit zu verlieren, wie von einer alleinerziehenden Mitarbeiterin berichtet wird, oder sich an den harschen Umgang mit den Kindern anpassen. Zum ersten Mal wurden derartige Prozesse im so genannten „Stanford Prison Experiment“ beschrieben⁴³: Durch situative Elemente wie bspw. bestimmte Rollen, unterstützt durch Uniformen und Gruppenverhalten, können – sonst „normale“ Menschen gewalttätige Verhaltensweisen entwickeln; eine Art De-Humanisierung geschieht.

⁴² Dieser so genannte Zeitgeist herrschte keinesfalls in allen Heimen (vgl. dazu Kap. 5.3).

⁴³ Vgl. dazu das Stanford Prison Experiment: <https://www.swr.de/wissen/1000-antworten/was-war-das-stanford-prison-experiment-100.html>. Es gibt weitere Studien, die solche Prozesse der De-Humanisierung beschreiben: „die Konformitätsexperimente von Solomon Asch, die Gehorsamkeitsstudien von Stanley Milgram und das Stanford-Prison-Experiment von Philip Zimbardo.“ (Sapolsky 2017, S. 597; vgl. dazu auch Goffman 1973).

Die vier jungen Frauen wenden sich zunächst an den zu der Zeit zuständigen Pfarrer K.,⁴⁴ der ihnen empfiehlt, ihre Vorbehalte der Caritas und dem Jugendamt mitzuteilen.

„Auf alle Fälle ist da einer (von der Caritas) gekommen und hat uns erklärt, dass sie nichts machen können, weil nämlich der Orden (der Caritas) nicht untersteht.⁴⁵ ... Da war nichts zu machen. Also das war schon – also da sind wir schon dagesessen wie so begossene Pudel. So nach dem Motto, jetzt machst du den Mund auf und willst eigentlich was tun, und dann geht gar nichts.“ (Praktikantin).

Auch das Jugendamt, mit dem die Praktikantinnen telefonieren, um zu erreichen, dass keine Kinder mehr untergebracht werden, unternimmt nichts und sagt nur, man brauche das Heim. Der Beschwerde wurde weder von Seiten der Caritas noch der Jugendhilfe nachgegangen; beide Institutionen schließen die Augen. Die Heimaufsicht vom Landeswohlfahrtsverband ist zwar tendenziell kritisch geworden, verlangt nach einem Konzept, es muss immer neu ein Antrag auf Anerkennung gestellt werden, aber es ändert sich nicht viel.

Die Heimleiterin Sr. Ca. erfährt von dem Versuch der Praktikantinnen – und die Praktikantinnen müssen gehen und erhalten Hausverbot.

„Wir sind ja dann in die Mangel genommen worden. Also dies Bild hab ich auch noch vor mir, da sitzen wir zwei auf der kleinen Eckbank und uns gegenüber drei Nonnen. Die G., die R. und die Ca. Und die wollten dann immer wissen, wer das gemacht hat. Und wir haben gesagt, das waren wir zusammen, Also da waren wir dann alle, ja, nicht mehr so gern gesehen. ... Wir mussten alle zusammen gehen, und wir haben ja auch Hausverbot bekommen.“ (Praktikantin).

Sie hatten große Angst, dass sie kein Abschlusszeugnis vom Vorpraktikum erhalten, denn dann hätten sie die Schule für Erzieherinnen nicht besuchen können.

„Wir kamen alle nicht aus begüterten Elternhäusern; du weißt, du musst mit deinen Eltern vereinbaren, dass die noch mal weiter dich finanzieren, ja? Was 74 für ... unsere Eltern sehr schwierig war. Also meine Eltern sind da schon dahinter gestanden, aber das hieß natürlich trotzdem, sie müssen mich weiter finanzieren. Und – also ich weiß... Also ich hatte wahnsinnige Angst, ich hab's ..., wir haben's auch daheim nicht erzählt.“ (Praktikantin).

Aber sie einigten sich dann mit dem Heim, dass sie einen Monat früher gehen müssen, so dass sie den neuen Jahrgang der Praktikantinnen nicht kennenlernen können, sie haben die Bescheinigung für das Vorpraktikum erhalten, aber :

„Wir durften mit dem Pfarrer nicht mehr reden. Das war das Ergebnis.“ (Praktikantin).

„Die (Schwestern) haben völlig freischwebend dieses Haus führen können ... Es war eine Pädagogik der Unterdrückung, der Verachtung von Menschen und Machtmissbrauch“, so eine der Befragten.“ (vgl. dazu auch Morsbach 2020).

8.1.2. Jugendamt/öffentliche Jugendhilfe

Die Jugendhilfe ignorierte lange Zeit diese und andere Bedenken. Eine ehemalige Jugendamtsmitarbeiterin sieht sehr selbstkritisch, dass man andere Konsequenzen aus den Entwicklungsberichten,

⁴⁴ Pfarrer K. wird von Ehemaligen als eine der wenigen sehr positiven Personen beschrieben, die im St. Josefsheim tätig waren; er habe mit den Kindern gesungen, sich zu den Kindern auch mal auf den Boden gesetzt. Er ist später Klinikseelsorger geworden, d.h. aus der Gemeindefarbeit rausgegangen.

⁴⁵ Verwaltungstechnisch war das Kinderheim St. Josef/Ludwigsburg-Hoheneck zwar eine Seelsorgestelle der katholischen Kirchengemeinde Ludwigsburg-Hoheneck und hatte meist einen älteren Priester, der die Seelsorgestelle vertrat. Es war offensichtlich üblich, dass Pfarrer der angrenzenden Kirchengemeinde z.B. zum Mittagessen ins Kloster kamen. Zur Kirchengemeinde gab es immer enge Kontakte, zur Diözese eher auf formaler Ebene (der Orden ist eingebunden in die verschiedenen AGs für Ordensgemeinschaften und Tagungshäuser). Der Orden ist päpstlichen Rechts, der St. Josefsheim e.V. untersteht jedoch kirchenrechtlich der Aufsicht des Bischofs der Diözese Rottenburg.

die vom Heim geschickt wurden, hätte ziehen müssen und bedauert zutiefst, was die Jugendhilfe zu der Zeit den Kindern und Eltern angetan hat:

„Einmal im Jahr kam der Entwicklungsbericht. ... Wir haben immer gesagt, so, jetzt ist wieder Märchenstunde. Das war uns klar. Bloß unsere Konsequenzen draus, die hätten durchaus auch anders sein können. ... also da hat man dann schon geguckt im Entwicklungsbericht (wie ist das Verhältnis zu den Eltern, kommen die zu Besuch), aber ansonsten hat man den abgeheftet. Das war die Regel. ... Also ich sag mal, heut bin ich manchmal fassungslos, aber es war halt so. Wir haben sie abgegeben. Und somit hatten wir auch die Verantwortung los. ... Es macht mich sowas von fassungslos! Was wir – also was wir auch – ich drück’s jetzt vielleicht mal überspitzt aus, und da kann ich Wir sagen, nicht bloß Ich. Was wir verbochen haben an den Kindern.“ (Fachkraft Jugendamt).

Zwar haben in den 80er Jahren **Jugendamtsmitarbeiter*innen** beschlossen, das Heim weniger in Anspruch zu nehmen. Aber: das Heim war unschlagbar billig – auf Kosten der Kinder; und vom Landrat in Ludwigsburg gab es die Anweisung, weiter zu belegen. Öffentlich wurden die Vorgänge um das Heim nicht; es wird auch in der Jugendhilfe (siehe Kapitel 7) ignoriert und geschwiegen.⁴⁶

Wie im Kap. 2 zur Geschichte des Heims beschrieben, wurden von der **Heimaufsicht** immer wieder Mängel kritisiert; es gab Gesprächsrunden mit dem Heim, dem entsprechenden Fachreferat der Caritas, den Jugendämtern Stuttgart und Ludwigsburg; ein Konzept wird angefordert, das erst anderthalb Jahre später eingereicht und von der Heimaufsicht nicht akzeptiert wird; ein weiteres Konzept wird abgelehnt; ein Konzept, das von der Heimaufsicht für tragfähig gehalten wird, gibt es letztlich nicht; Änderungen sind relativ marginal und betreffen hauptsächlich die Räumlichkeiten und den Einbezug weiterer Fachkräfte. Auch wenn sich Ende der 80iger Jahre das Heim ein Stück weit öffnet, bleibt die grundlegende Rigidität des streng getakteten Alltags, der Bestrafungen, des Essenszwangs usw. bestehen – und wird auch nicht von der Heimaufsicht thematisiert.

Die **Polizei** muss vereinzelt Kinder, die weggelaufen sind, zurückbringen, schreibt Berichte an das Jugendamt; aber auch dies führt nicht zu Aufdeckung; obwohl die Polizisten anscheinend – wie es eine Betroffene schildert – die einzigen sind, die ihr zuhören; und das Heim als „Kinderknast“ bezeichnen.

Weder in den Akten der Kinder- und Jugendhilfe noch in den Erzählungen der Betroffenen gibt es Hinweise darauf, dass sie von jemandem aus dem Jugendamt gefragt worden seien, wie es ihnen geht; was ihre Bedürfnisse sind. Etwas überspitzt kann man sagen, dass es nur um eine günstige Unterbringung ging. Auch die Heimaufsicht spielt keine Rolle. Fast alle Interviewten verneinen die Frage, ob sie gewusst hätten, wer überhaupt im Jugendamt zuständig sei und wo man sich über die Missstände beschweren könnte (vgl. dazu Kap. 7).

Eltern hatten wenig Chancen gegenüber dem Heim und der Jugendhilfe, wenn sie Missstände ansprachen. Die Mitarbeiterinnen im Jugendamt haben Beschwerden von Eltern so abgetan, dass diese halt ihr Kind wieder bei sich zuhause haben möchten und deshalb Negatives aus dem Heim berichten. Viele Eltern – insbesondere alleinerziehende Mütter – wurden sowieso lange Zeit nicht ernstgenommen aufgrund ihrer allein durch den Status alleinerziehend als sozial prekär geltenden Lebenssituation (siehe dazu Kap. 4). Hinzu kommt, dass im Heim ein Kind Gefahr lief, bestraft zu werden, wenn sich Eltern beschwerten. So erzählt ein Interviewter davon, dass er großen Stress bekam und ihm Strafen auferlegt wurden, nachdem seine Eltern sich bei den Schwestern über fehlerhafte medizinische Behandlung beschwert hatten, die nicht mit ihnen abgesprachen war (Mann, 80er Jahre).

⁴⁶ Dass die ausgeübte sexuelle Gewalt durch den Pfarrer Metzler im Heim erst 2019 zur Sprache kommt, verwundert nicht. Hier kann man von typischen Vertuschungsgeschichten der katholischen Kirche – und der Schwestern – ausgehen.

Ein **Schulleiter**⁴⁷, der aufgrund der blauen Flecken eines Kindes einen Brief an das Heim schrieb⁴⁸, wird doch so ernstgenommen, dass die betroffene Schwester aus der Arbeit mit Kindern entfernt wurde. Grundsätzlich geändert hat sich dadurch aber nichts; die Jugendhilfe wurde nicht informiert. Später gab es vereinzelt **Betroffene**, die versucht haben, mit dem Orden Kontakt aufzunehmen und über ihre Gewalt-Erfahrungen zu sprechen. So erzählt eine Interviewte, ihr Bruder sei an die Schwestern herangetreten, um mehr zu erfahren, er sei aber komplett abgeblockt worden. Er habe Hausverbot erhalten; ihm wurde bedeutet, er habe auf dem Gelände nichts mehr zu suchen – und das, nachdem er 17 Jahre im Heim gelebt hat, d.h. er wurde im Alter von einem Jahr aufgenommen und hat mit 18 Jahren das Heim verlassen, also ist dort also aufgewachsen. Im Gegenteil, ihm wird gedroht: „*Wenn er dieses Kloster angreifen würde, dann würden sie andere Mittel aufziehen. Also die haben dann schon anders gedroht. Er hat's dann auch abgetan.*“ – so seine Schwester (Frau, 70er/80er Jahre).

Erst **2016 wird ein erstes Treffen von Ehemaligen** von einer engagierten Betroffenen organisiert: „*Im Januar, am 2. Januar 2016 haben wir ein Heimtreffen organisiert. Ich wollt eigentlich schon länger mal eins haben, hab aber ein paar Mal gemerkt, dass viele das Heim verdrängt haben, nicht drüber reden wollen und auch ... Angst vor dem Treffen haben: Ich treff jetzt einen, und komm ich damit klar, dass ich jemandem aus meiner Kindheit wieder gegenüberrete? Also es hat Jahre gedauert, um das doch zu planen. Dann haben wir soweit alle zusammengekriegt. Es war erstaunlich, wie viele gekommen sind, das war also wirklich erstaunlich.*“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Erst hier erfahren einige der Anwesende vom Heimkinderfonds und davon, materielle Entschädigung erhalten zu können; nur war die Frist für die Antragstellung schon abgelaufen. Und gleichzeitig sprechen die Betroffenen zum ersten Mal miteinander und erfahren, dass sie alle Ähnliches erlebt haben, obwohl ihnen nie geglaubt wurde:

„*Aber wir haben dann untereinander gemerkt, dass jeder von uns die gleichen Erinnerungen hat und so viele Parallelen da sind und dass keiner aber mit dem andern drüber gesprochen hat, weil jeder das für sich ausmacht, ja?*“ (Frau, 70er/80er Jahre).

Die Ehemaligen stellen fest, sie sind keine Einzelfälle, es sind keine Hirngespinnste und sie erkennen, dass die Gewalt eine strukturelle, institutionelle Seite hatte und nicht nur auf Übergriffen einzelner Schwestern/Erzieher*innen basierte.

8.2. Die Vorwürfe werden öffentlich

Über die vorherige Leiterin vom Heimkinderfonds Baden-Württemberg nimmt ein Journalist Kontakt auf mit Ehemaligen; denn eine Zeitzeugin hatte ihm berichtet von ihren Erfahrungen im Josefsheim. Sie lebte nach dem Krieg für zwei Jahre in diesem Heim, das sie als so furchtbar in Erinnerung hatte, dass sie erst im hohen Alter darüber sprechen konnte. Aufgrund seiner Recherchen und des Kontakts mit Ehemaligen, die bereit sind, an die Öffentlichkeit zu gehen, erscheinen erste sehr kritische Artikel in der Stuttgarter Zeitung. Vom Orden wird dies zunächst abgewehrt:

„*Aber ... dann kamen ja so die Reaktionen; und die erste Reaktion vom Kloster war ja auch: Ha, was erzählen die denn da? So ein Schwachsinn! ... Also da kamen ja schon wieder, ja, die lügen, und wo ziehen die das jetzt her? Ja, die ziehen das ja an den Haaren herbei.*“ (Frau, 70er/80er Jahre).

⁴⁷ Da im Brief von Sr. L. explizit seine SPD-Zugehörigkeit genannt wird, kann man vermuten, dass hier eine gewisse Diskreditierung des Lehrers als „rote Socke“ gemeint ist (vgl. dazu Brief im Kap. 2).

⁴⁸ Heute, mit dem 2012 in Kraft getretenen Bundeskinderschutzgesetz (BKisSchG), sollten Schulen bei Verdacht auf Gefährdung oder Beeinträchtigung des Kindeswohls das Jugendamt oder andere Einrichtungen einbeziehen; Lehrer*innen können sich zumindest pseudonymisiert beraten lassen.

Auch die ehemaligen kritischen Praktikantinnen (siehe oben, Punkt 8.1.1.) nehmen durch den ersten Zeitungsartikel Kontakt miteinander auf und versuchen, ehemalige Heimkinder zu kontaktieren.

„Als wir den ersten Zeitungsartikel gesehen haben, hab ich angefangen aufzuschreiben Ja, dann hab ich aufgeschrieben, was ich so wusste, und hab’s den anderen geschickt. ... Also ich hab hier auch geschrieben: Es war eine Pädagogik der Unterdrückung, der Verachtung von Menschen und Machtmissbrauch ... das war auch durchgängig, ja?“ (Ehemalige Praktikantin, 70er Jahre).

Die durch die Presseartikel⁴⁹ hergestellte Öffentlichkeit führt dazu, dass sich der Orden den Vorwürfen stellt und – wie von einer Gruppe von Ehemaligen gefordert – eine unabhängige Aufarbeitung der Vorwürfe in Auftrag gibt (siehe Kapitel 1).

8.3. Aufarbeitung

Caspari u.a. (2021, S. 411ff) haben aus den Erfahrungen des Fonds Heimerziehung und der bayerischen Anlaufstelle folgende Eckpunkte einer sinnvollen Aufarbeitungs- und Anerkennungskultur formuliert und in einem Diagramm zusammengefasst:

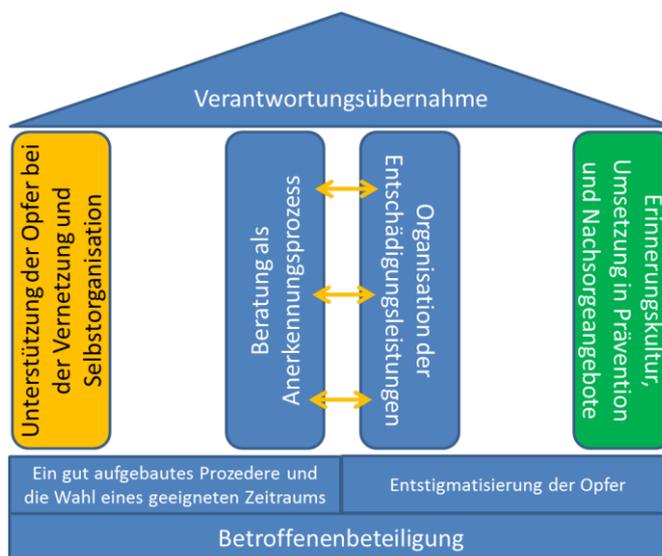


Abbildung 6: Aufarbeitung

⁴⁹ Binkowski, R. (2019, 10. März). Heimkinder fordern unabhängige Aufklärung. *Stuttgarter Zeitung*. Zugriff am 28.04.2019. Verfügbar unter <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.heimskandal-in-ludwigsburg-hohe-neck-heimkinder-fordern-unabhaengige-aufklaerung.688d055d-4dbe-4386-aadd-bfba1cfe4ca8.html>, Abruf: 19.4.2022.

8.3.1. Verantwortungsübernahme und Organisation von Entschädigungsleistungen

Nach anfänglichem Zweifel an den Aussagen der Betroffenen hat der Orden Verantwortung übernommen. Die Beauftragung des IPP mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung ist ein Teil der Verantwortungsübernahme.

Des Weiteren wurde ein geregeltes Verfahren eingerichtet, mit dem die Betroffenen finanzielle Anerkennung des erfahrenen Leids beantragen konnten. Hinter der Idee einer finanziellen Anerkennungsleistung „steht zunächst das wichtige Eingeständnis, dass durch die Zeit im Heim ein Schaden entstanden ist ...“ (Caspari u.a. 2021, S. 409). Eine Entschädigung ist es nicht – und kann es nicht sein! Mit der Durchführung wurde die ehemalige Leiterin des Heimkinderfonds Baden-Württemberg beauftragt. Die Betroffenen haben die Gespräche mit den für die Anerkennungsleistung Verantwortlichen als unterstützend und empathisch wahrgenommen. Die finanziellen Leistungen haben sich orientiert an der Minimalsumme der Sachleistungen des Fonds Heimerziehung, ein Betrag von 10.000 Euro pro Person.

Für die erfahrene sexuelle Gewalt durch eine Mitarbeiterin und einen älteren Ehemaligen im Heim ist ebenfalls vom Orden ein geregeltes Verfahren auf den Weg gebracht worden. Der sexuelle Missbrauch durch Pfarrer Metzler im Kontext des St. Josefheims wurde von der „Kommission sexueller Missbrauch“ der Diözese Stuttgart-Rottenburg⁵⁰ untersucht; die Betroffenen erhielten eine materielle Leistung in Anerkennung des Leids.

Der Orden habe das Anliegen, – so die Generaloberin des Ordens – sich mit der Realität der Geschichte der Heime, in diesem Fall des Josefsheims, auseinanderzusetzen.⁵¹ Es habe viel Angst gegeben, sich auf kritische Stimmen einzulassen. Angst habe den Sinn verschlossen und man habe weiterhin auf übliche Erziehungsmittel gesetzt, gar nicht im Sinn der Stifterin. Angst habe jeglichen Entwicklungsprozess verhindert, man habe Heime unbedingt halten wollen, ohne die reale Situation zu sehen (siehe dazu Kap. 2). Man will sich bewusst sein, dass Unrecht geschehen ist und jungen Menschen Leid zugefügt wurde. Deshalb müsse die Frage gestellt werden: Wie konnte es dazu kommen? Es gelte, daraus Schlüsse zu ziehen, um bessere Entscheidungen zu treffen, auch für die drei noch existierenden Heime. So will der Orden in Zukunft darauf achten, dass Schwestern in der Heimerziehung nicht überfordert sind.

Was noch aussteht, ist eine offizielle, öffentliche, glaubwürdige Entschuldigung, ein klares Bekenntnis zur Schuld, von Seiten des Ordens, aber auch von Seiten der Kinder- und Jugendhilfe, vor allem durch die Jugendämter in Ludwigsburg und Stuttgart.

8.3.2. Betroffenenbeteiligung und Unterstützung bei der Vernetzung und Selbstorganisation

Als wichtigste Grundlage einer gelingenden Anerkennungskultur sehen Caspari u.a. (2021) eine möglichst weitgehende Betroffenenbeteiligung. Was das Josefsheim betrifft, hat es zwar lange gedauert, bis es zu einer Entstigmatisierung der Opfer von Seiten des Ordens gekommen ist. Während anfangs Ehemalige, die über ihre Gewalterfahrungen im Heim sprechen wollten, noch weggeschickt oder ignoriert wurden, hat der Orden mit einem ersten Runden Tisch mit Betroffenen am 24.05.2019 begonnen, sich der Aufarbeitung zu stellen. Im vom IPP durchgeführten Aufarbeitungsprojekt, dessen Ergebnisse hier vorgelegt werden, wurde zudem durch die Begleitgruppe mit zwei Teilnehmenden aus den Reihen der Betroffenen die Beteiligung gesichert. Zur Unterstützung und Vernetzung der

⁵⁰ <https://www.drs.de/kommission-sexueller-missbrauch.html>, Abruf 19.4.2021.

⁵¹ Mündliche Mitteilung, Gespräch mit Generaloberin Sr. Marija Karla, Sittard, 18.10.2021

Betroffenen bei der Selbstorganisation stellte der Orden Räume zur Verfügung, für Treffen und für Interviews.

8.3.3. Individuelle Aufarbeitung

Endlich gehört zu werden in Bezug auf das erlittene Leid, endlich nicht mehr als Lügner*in dazustehen und damit Anerkennung zu erhalten: All das sind wichtige Aspekte der individuellen Aufarbeitung. Die individuelle Aufarbeitung braucht viel Zeit und Unterstützung, sei es im sozialen Nahraum, sei es in der Verbundenheit und im Austausch mit anderen Ehemaligen, sei es durch therapeutische Prozesse. „Es dauert lange, bis Opfer sprechen können. Und nicht immer ist jemand überhaupt interessiert und bereit zuzuhören. Dagegen steht die Tendenz zu schweigen, zuzudecken, zu verheimlichen, das Tabu aufrechtzuerhalten.“ (Katsch 2013, S. 3).

„Und ich hab durch die Aufarbeitung bei vielen so die Reaktion, dass die sagen: Ja, warum jetzt? Warum so nach vielen Jahren? Und dann hab ich gesagt: Die Aufarbeitung ist immer bei mir da, sag ich: Hast in den ganzen Jahren, seit du mich kennst, einmal von mir gehört, dass irgendwas toll war (im Josefsheim)? Mir fällt immer was ein, wo ich sag, ja, aber was war das? Warum krabbelt ein kleines Kind untern Tisch und hält beim Weinen die Luft an? Warum macht ein Kind so was? Warum werden andere Kinder animiert, unter den Tisch zu gehen und dem Kind eine zu scheuern, damit es Luft holt, weil es die Schwester nicht machen will? Was passiert da? Warum wird ein Kind zum Bettnässer, wenn es schon alt genug ist? Das sind alles Sachen, ..., das passt nicht zusammen.“ (Frau 70er/80er Jahre). Unrecht und Leid müssen öffentlich werden, eine Stimme erhalten. Gerade der Austausch mit anderen wird von manchen als therapeutisch wertvoller Prozess beschrieben:

„Und ein Teil der Therapie ist eben jetzt auch die Aufarbeitung von Hoheneck, also was mir sehr geholfen hat. ... Ich hab wirklich gemerkt, wie mir ein Stein oder ein Felsbrocken von der Seele gefallen ist, eben auch im Austausch mit den anderen, dass ich das nicht alleine so erlebt habe. Das hat unheimlich geholfen.“ (Mann, 70er Jahre).

Aufarbeitung ist vermutlich ein lebenslanger Prozess (vgl. dazu Kap. 7: Folgen der Heimsozialisation), so wie ein Betroffener formuliert:

„Wir waren ja zum Glück nur zweieinhalb Jahre dort oder so. Wenn ich überlege, dass da andere ihre ganze Jugendkarriere dort verbracht haben, dann wird's mir richtig schlecht. Und – na ja, auf jeden Fall aber die zwei Jahre waren prägend, also absolut.“ (Mann, 70er Jahre).

Bei der Aufarbeitung geht es zwar um das erfahrene Leid, aber die Betroffenen brauchen ebenso Anerkennung und Respekt für ihre Versuche, auch unter Gewaltbedingungen und in ihrem von traumatischen Erfahrungen gezeichnetes Leben ihre persönliche Würde gewahrt zu haben und zu wahren.

8.3.4. Erinnerungskultur

In engem Zusammenhang mit dem Thema Verantwortungsübernahme steht das Thema eines aktiven, dynamischen Erinnerns, das verhindert, dass das Unrecht erneut vergessen und durch das ein Lernen aus der Vergangenheit ermöglicht wird. In Bezug auf das ehemalige Josefsheim wird vom Orden mit den Betroffenen diskutiert, in welcher Form, durch welches Gedenkzeichen bspw. im Park die Leiderfahrungen nicht in Vergessenheit geraten können.

Aber nicht nur der Orden, sondern die Gesellschaft als Ganze – und im Besonderen die Kinder- und Jugendhilfe – haben eine Mitverantwortung für das geschehene Leid – und den misslungenen Schutz-

auftrag. „Es bedarf einer deutlichen, glaubwürdigen und nachhaltigen gesamtgesellschaftlichen Anerkennung des von den ehemaligen Heimkindern erlittenen Leids, z.B. in Form von Mahnmalen, Museen, Veranstaltungen, etc. ... Diese Erinnerungskultur ist in einem größeren Kontext der gesellschaftlichen Entstigmatisierung von (ehemaligen) Heimkindern zu sehen. Die Tatsache der Unterbringung in einer stationären Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung darf nicht länger als biografischer Makel gelten.“ (Caspari u.a. 2021, S. 434).

9. Fazit und Empfehlungen

9.1. 30 Jahre massiver Machtmissbrauch

In den vorangegangenen Kapiteln wurde ausführlich die Sicht der Betroffenen geschildert, die Machtmissbrauch und massive Gewalt erlebt haben. Wir haben eingangs bereits darauf hingewiesen, dass nicht alle Kinder das St. Josefsheim Ludwigsburg Hoheneck als gewalttätig haben. Dafür gab es verschiedene Gründe. Nicht alle Kinder waren negativ im Fokus der Schwestern; es wird von „Lieblingen“ berichtet, die gut behandelt wurden. Es gab Kinder, die sich abschirmen konnten; die aufgrund von engen Kontakten zu ihren Eltern nicht so ausgeliefert waren wie Ehemalige, die von sehr wenigen Kontakten zu Eltern erzählen. Zudem gab es Eltern, von denen berichtet wird, sie hätten einen guten Kontakt zur Schwester gehabt, was wiederum den Kindern zugutekam. Enge Geschwisterbeziehungen können ebenfalls unterstützen darin, sich emotional vom Heim distanzieren zu können, wie auch häufige Besuche bei Verwandten, bei denen man z.B. die gesamten Sommerferien verbringen konnte, sowie regelmäßige Wochenendbesuche.

Aus den 50er Jahren wird ein noch nicht so eng geschlossener Heimalltag berichtet; der nach Aussage eines Betroffenen nach Weggang von Sr. R., also ab etwa Mitte der 80er Jahre ebenfalls wieder etwas weniger rigide durchgesetzt wird, wenn auch weiterhin – in den Augen der meisten Interviewten willkürliche – Bestrafungen und Disziplinierungen an der Tagesordnung waren. Gleichwohl gab es in den 80er Jahre stärker auch Lichtblicke im Heimalltag: Ausflüge in die Berge, Urlaubsaufenthalt in den Bergen, mehr Freiraum nach außen, d.h. Freunde besuchen zu dürfen, Unterstützung bei schulischen Belangen. Zudem wurden weniger Kinder betreut, man hatte mehr Platz, auch der Schlafraum durfte tagsüber genutzt werden. So erzählt ein Interviewter, der im Alter von drei Jahren mit seiner Schwester im Heim untergebracht wurde, nach häuslicher Gewalt, Alkoholabhängigkeit des Vaters und Aufenthalt im Frauenhaus mit der Mutter:

„Die schlechten Erinnerungen, oder wenn ich an die Zeit denk, ist das, glaub ich, eher die Trennung von der Mutter gewesen und dass man halt ins Heim gekommen ist. Aber ich denk mal, so unterbewusst hat mich meine Schwester da schon aufgefangen, dass ich da halt doch nicht alleine bin.“
(Mann, 2. Hälfte der 80er Jahre).

Er erinnert sich am meisten an den Aufenthalt in den Bergen: *„Ja, das war für mich echt ein sehr schönes Erlebnis. Ja, und dann hört eigentlich fast schon wieder die Erinnerung eigentlich bei mir auf.“*
(Mann, 80er Jahre).

Wir haben an anderer Stelle ausführlich erläutert (Keupp u.a. 2017, 11ff.), warum es keinen Sinn macht, positive und negative Erinnerungen von Ehemaligen gegeneinander aufzurechnen. Es geht vor allem nicht darum, dass die eine Erinnerung die andere Erinnerung unglaubwürdig macht. Wir konnten zeigen und finden auch im Josefsheim Beispiele dafür, dass selbst in der gleichen Gruppe, über die gleiche Zeit und dieselben Personen sehr unterschiedliche Erinnerungen nebeneinander existieren können. Vor allem aber ist zu beachten, dass die Beispiele einer positiven Heimkindheit nicht die Misshandlungserfahrungen der anderen relativieren können. Diese genauer zu analysieren und die folgenden sechs Fragen zu beantworten, war der Auftrag dieser Studie.

- (a) **Welches Ausmaß an Gewalt innerhalb des St. Josefsheims lässt sich innerhalb welcher Zeiträume belegen?** Der Zeitraum, in dem Betroffene interviewt wurden, umfasst die späten 50er Jahre bis Anfang der 90er Jahre. Ab Ende der 50er Jahre ist die Gewalt an den Kindern und Jugendlichen gut dokumentiert. Es gibt eine Vielzahl von Erzählungen unterschiedlicher Personen, die in ausreichend vielen Details übereinstimmen und belegen, dass das St. Josefsheim

über viele Jahre ein Ort massiver Gewalterfahrungen war. Diese Gewalt bleibt bis Anfang der 80er Jahre auf einem hohen Level und umfasst eine Vielzahl von Gewaltformen:

- *Vernachlässigung* (Vorenthalten von Bindungs-Vertrauenspersonen; ein streng getakterter, rigider Alltag mit nur wenig Unterstützung auch in Bezug auf schulische Bildung);
- *psychische Gewalt* (wiederholte Abwertungen (auch der eigenen Herkunft); Beschämung, Kontrolle der Beziehungen zu anderen Kindern, Bestrafung durch Ausgrenzung aus der Gruppe; Einsperren im Dunkeln; Vorenthalten von persönlichem Raum, religiöse Zwangserziehung)
- *körperliche Gewalt* (Prügel, Essenszwang, Zeugenschaft von Gewalt).
- *Sexuelle Gewalt* (unangemessene sexualisierte Handlungen durch Schwestern, Zuführung zu einem kirchlichen Missbrauchstäter, fehlender Schutz vor sexualisierter Gewalt unter Peers).

Für das Josefsheim war also neben der „schwarzen“ auch eine „weiße“ Pädagogik⁵² typisch. Damit ist eine pädagogische Haltung gemeint, die Gefühle gegenüber den Kindern weitgehend ausblendet und aus heutiger Sicht eine Variante extremer Lieblosigkeit darstellt.

- (b) Gibt es neben den bisher bekannten Fällen weitere Vorwürfe gegen ehemalige Mitarbeiter*innen des St. Josefsheims?** Zu den Vorwürfen von Betroffenen, die 2019 zu dieser Studie geführt haben, kamen über die verschiedenen Aufrufe weitere Ehemalige mit einer Vielzahl zusätzlicher Erzählungen hinzu. Diese haben zur einer Erweiterung des Mosaiks an Gewaltbeispielen geführt (vgl. dazu Kapitel 4). Der Vorwurf eines Kinder und Jugendliche schädigenden Machtmissbrauchs wurde erhärtet. Zudem wurde deutlich, dass es im Josefsheim auch zu sexuellen Übergriffen gekommen ist.
- (c) Wie steht es um den Vorwurf des sexuellen Missbrauchs durch einen Priester? Gibt es Hinweise, dass dieser im Zusammenhang mit dem St. Josefsheim verübt wurde bzw. haben die Schwestern von dem Missbrauch Kenntnis gehabt?** Sowohl durch Zeitzeuginnen als auch durch die Kommission sexueller Missbrauch der Diözese Stuttgart-Rottenburg ist das sexuelle Missbrauchsverhalten des Priesters bestätigt. Gravierender für die Bewertung der Rolle des St. Josefsheim ist, dass es wohl nicht nur ein latentes Wissen um die Neigung des Priesters gab, sondern von Betroffenen wurden insbesondere eine Mitarbeiterin und eine Schwester als Beteiligte identifiziert. Diese haben dem Priester Kinder aus dem Heim zugeführt.
- (d) Welche Folgen hatte die erfahrene Gewalt für den späteren Lebensverlauf der Betroffenen?** Die Anpassungsfähigkeit von Menschen an Gewalt sind begrenzt. Zwar finden wir viele Überlebensstrategien während der Zeit im St. Josefsheim und auch teils erfolgreiche Bewältigungsformen des Alltags danach. Allerdings bleiben bei fast allen der interviewten Ehemaligen gravierende Beeinträchtigungen auf psychischer und sozialer Ebene zu konstatieren. Viele der Ehemaligen leiden unter Traumatisierungen; etliche brauch(t)en langfristig therapeutische Unterstützung.
- (e) Handelt es sich um Übergriffe einzelner Mitarbeiter*innen oder gibt es institutionelle Erklärungsfaktoren?** Auch wenn es stets Einzelpersonen waren, von denen die Gewaltakte ausgingen, so kann man zumindest für die Zeit Ende der 50er bis Mitte der 80er Jahre auch von einem System des Machtmissbrauchs sprechen. In einem durch das fehlende pädagogische Konzept nicht geregelten Freiraum hat sich ein System der Lieblosigkeit, Strenge und Disziplinierung

⁵² In Anlehnung an den Film „Das weiße Band“ von Michael Haneke, der eine Erziehung zeigt, die von emotionaler Distanz in Kombination mit einer rigiden, sittenstrengen Religiosität geprägt wird.

etabliert. Dieses hat u.a. auch dazu geführt, dass den Kindern und Jugendlichen emphatisch und fürsorglich zugewandte Mitarbeiter*innen meist schnell wieder entlassen oder versetzt wurden. Lange Jahre fehlte auch jegliches Verständnis dafür, dass bestimmte religiöse Praktiken (Schweigen, Beichte usw.) in der praktizierten Form für die Kinder nur schwer verständlich und auszuhalten waren. Selbst die eigenen im Orden für den Umgang mit Kindern aufgestellten Regeln wurden häufig missachtet. Der natürliche Drang der Kinder, sich zu bewegen und auch außerhalb mit anderen Peers zu vernetzen, wurde systematisch beschränkt. Die Geschlossenheit des Heims nach innen, dazu kaum unabhängige Kontrolle von außen durch die Jugendhilfe: All dies führte dazu, dass sich im Mikroklima der Organisation Machtmissbrauch durchsetzen konnte. Fatal war auch, dass die – durch die Kirche und das Ordenshabit – gestützte Autorität und pädagogische Kompetenz der Schwestern lange von niemandem angezweifelt wurden.

Auch der Jugendhilfe ist vorzuwerfen, dass sie bis Anfang der 80er Jahre ihrer Kontrollaufgabe trotz erkennbarer Mängel des Heims nicht nachgekommen ist. Die Jugendämter Ludwigsburg und Stuttgart, die dem St. Josefsheim hauptsächlich Kinder zugewiesen haben, tragen eine Mitschuld. Diese Schuld gilt auch eingedenk der in der Zeit vor 1990 geltenden anderen rechtlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.

- (f) **Gab es Phasen, in denen der Träger seine Heimpädagogik kritisch reflektiert und im Heimalltag verändert hat?** Das Heim öffnete sich in den 80er Jahren in kleinen Schritten nach außen. Uns liegen keine Dokumente oder Erzählungen vor, dass dies die Folge interner Reflexionsprozesse war. Deutlich stärker sind die Hinweise, dass im Laufe der 80er Jahre die Jugendämter und teilweise auch die Kooperationspartner Auslöser von Veränderungsprozessen waren, d.h. die Veränderungen (Urlaube, Schwimmbadbesuche, Öffnung gegenüber Vereinen usw., kein Verprügeln mehr) sind eher von außen eingefordert worden.
- (g) **Wie war und ist der Umgang des Trägers mit den Vorwürfen? Gibt es neben dem bekannt gewordenen Beispiel einer möglichen Aufdeckung noch weitere?** Die Möglichkeit eines konstruktiven Umgangs mit den hinter den Vorwürfen stehenden Problemen wurde bis 2018 nicht oder nur kaum genutzt. Ein Beispiel für einen verfehlten Umgang damit ist die im katholischen Milieu häufige Versetzungspraxis von Mitarbeiter*innen, die massive Verfehlungen begangen haben. Eine kritische Reflexion, warum solche Verfehlungen möglich wurden, fanden unserer Kenntnis nicht/kaum statt. Auch das Beispiel der Kritik durch die Praktikant*innen Mitte der 70er Jahre zeigt das immer gleiche Muster: Eine starke Abwehrhaltung und das Nicht-Glauben können/wollen; die Ablehnung von Gesprächen mit ehemaligen Betroffenen, die rasche Entfernung von „Störenfrieden“ verhindern Reflexionspotenziale. Auch die Skandale um Missbrauchsfälle in anderen Einrichtungen bzw. die Etablierung des Fonds Heimerziehung und der Anlauf- und Beratungsstellen für ehemalige Heimkinder Anfang 2012 sensibilisieren den Orden nicht für Probleme der Vergangenheit, die auch auf das Josefsheim zutreffen könnten. Erst der medial immer stärker werdende Druck nach 2018/19 führen zur Aufgabe der Abwehrhaltung. Schrittweise beginnt man mit der Aufarbeitung (v.a. über diese Studie) und stellt sich der Verantwortung für das früher begangene Unrecht.
- (h) **Welche Erwartungen und Möglichkeiten gibt es für einen Dialog zwischen Opfern und dem Kloster mit dem Ziel einer anerkennenden Aufarbeitung des Geschehenen?** Von Seiten der Betroffenen gab es die Erwartung, dass der Orden anerkennt und sich dafür entschuldigt, dass im Josefsheim Kindern und Jugendlichen viele Jahre lang Leid zugefügt wurde und dass er sich der anerkennenden Aufarbeitung stellt. Mit dem an das IPP gegebenen Auftrag für die Studie

und der zur Verfügungstellung von vorhandenen Unterlagen wurde dieser Erwartung entsprochen. Die Aufarbeitung wurde von Seiten des Ordens unter anderem durch eine finanzielle Anerkennung des erfahrenen Leids der Betroffenen unterstützt. Zudem gab es zweimal einen Runden Tisch von Betroffenen mit dem Orden, wo diese ihre Erfahrungen thematisieren konnten. Diskutiert wird zudem im Sinne der Erinnerungskultur über eine Gedenkstätte im Park des St. Josefsheims.

Der Orden hat dem IPP sämtliche noch vorhandenen **Unterlagen** zur Verfügung gestellt. Dieser an sich positive Sachverhalt ist verknüpft mit unserem ungläubigen Erstaunen, dass zu einer Kerneinrichtung des Ordens (die Stifterin hat Kinderheime gegründet) nicht mehr als ein Belegbuch, ein Fotoalbum und einige wenige weitere Dokumente (Personallisten,...) existieren. Eigentlich sind die Kirchen und Klöster dafür bekannt, Dinge lange zu archivieren, nicht umsonst finden sich viele der wichtigsten Bibliotheken der Welt in Klöstern. Weder in Hoheneck noch im Mutterhaus in Holland konnten uns jedoch weitere Akten zur Verfügung gestellt werden. Alle daran knüpfenden Überlegungen sind spekulativ und zugleich verstörend. Warum wurden diese Akten so schnell vernichtet? Hat es möglicherweise gar keine weiteren Akten gegeben? Waren die Kinder so unbedeutend, dass man außer den spartanischen Notizen im Belegbuch nichts weiter notiert hat? Wenn ja, wäre das gegen die Erziehungsregeln des Ordens, die besagen: „Bei der Aufnahme eines Kindes soll auf das liebevollste notiert werden“, was über die Lebensgeschichte und die Familie des Kindes in Erfahrung zu bringen ist. Nicht nur sollen Informationen zu den Eltern, sondern auch zu Großeltern und Verwandten festgehalten werden. (Regel 81, S. 28). Wenn es aber doch noch Akten gibt, warum wurden diese uns nicht ausgehändigt?

9.2. Empfehlungen – Die Aufarbeitung ist durch den Bericht nicht abgeschlossen

Zu den Grunderkenntnissen der Aufarbeitungsforschung und der Erinnerungskultur gehört, dass eine Studie wie diese zwar einen wichtigen Beitrag in der Aufarbeitung leisten kann, diese jedoch nicht mit der Veröffentlichung der Studie abgeschlossen ist. Wie kann nun eine lebendige Erinnerungskultur und Fortsetzung der Aufarbeitung für das St. Josefsheim aussehen?

- **Schaffung eines Erinnerungsorts**
- **Erinnerungskultur wird Teil der öffentlichen Darstellung**
- **Unterstützung der Selbstorganisation der Betroffenen**
- **Weitere Unterstützungsleistungen**

Wenn man aus dem Erfahrenen Konsequenzen ziehen will, so sind u.a. folgende Punkte für das Leben der Betroffenen jenseits von finanzieller Anerkennung von Bedeutung:

9.2.1. Weitere Aufarbeitungsschritte im Orden

Schaffung eines nachhaltigen Erinnerungsorts. Wer Hoheneck besucht, muss auch die Möglichkeit haben, sich angemessen an das Geschehene zu erinnern. Erinnerungsorte gehören inzwischen zum Standard der Erinnerungskultur. Hier ist die Diskussion im Rahmen der Aufarbeitungsstudie auf gutem Weg; es sollte zeitnah zu einer Entscheidung und Umsetzung kommen. Gedacht ist an einen

Baum, den die Betroffenen stiften wollen, sowie eine Bank mit einer Plakette, die an das Unrecht erinnert.⁵³ Im Oktober 2022 ist dazu eine Veranstaltung geplant.

Erinnerungskultur wird Teil der öffentlichen Darstellung. Der Orden bekennt sich zu seiner Verantwortung und akzeptiert dieses Kapitel der Heimerziehung als Teil seiner Geschichte. Deutlich wird dies u.a. durch eine Darstellung dieses Teils der Geschichte auf seiner Homepage. Was Hoheneck betrifft, gibt es bereits eine erste Information, die erweitert werden könnte, z.B. mit einer Verlinkung zum Abschlussbericht der Aufarbeitung. So wie heute bereits unter der Registerkarte „Aktuelles“ erste Informationen zu finden sind, sollten die Informationen mit einer eigenen Registerkarte einfach zugänglich gemacht werden. Dies betrifft aber auch den Orden insgesamt. Ein wahrhaftiger Umgang mit den Schatten der Vergangenheit sollte Teil eines christlichen Verständnisses – Eingeständnisses – von Schuld beinhalten.

Unterstützung der Selbstorganisation der Betroffenen.

Es braucht auch weiter eine Unterstützung für die Vernetzung und Selbstorganisation von Betroffenen. Der Orden kann dies in Hoheneck dadurch fördern, indem er den Betroffenen kostenlos die Möglichkeit bietet, sich in den Räumen zu treffen oder auch durch ein kleines Budget (500-1000€), das es Betroffenen ermöglicht, bspw. eine Website einzurichten oder auch Ehemaligen, die aufgrund ihrer Geschichte in Armutssituationen leben, die Fahrtkosten zu Treffen zu finanzieren.

Weitere Unterstützungsleistungen.

„Aufarbeitungsprozesse sind nicht einfach abgeschlossen, weil definierte Fristen abgelaufen sind.“ (Caspari u.a.2021, S. 424). Aufarbeitung verläuft in Phasen, in denen Betroffene sich mal mehr, mal weniger intensiv mit ihrer Heimgeschichte auseinandersetzen bzw. aufgrund der eigenen Lebenssituation auseinandersetzen müssen (z.B. aufgrund von Krankheit, von psychischen Zusammenbrüchen usw.).

Vorbildlich wäre, wenn der Orden einen Unterstützungsfond bereit hielte, um in Notlage gekommene Betroffene auch zu einem späteren Zeitpunkt noch zu helfen.⁵⁴ Vorbildlich wäre auch, es den Personen, die jetzt bereits Leistungen bekommen haben, dies proaktiv zu signalisieren.

Empfehlenswert wäre die Möglichkeit, dass Betroffene weiterhin gegebenenfalls vom Orden bei der therapeutischen Aufarbeitung unterstützt werden, wenn es z.B. um begründete, spezifische Leistungen geht, die von der Krankenkasse nicht (nicht mehr) finanziert werden.

9.2.2. Und die Jugendhilfe?

Was braucht es über das Josefsheim hinaus? Wie wir gesehen haben, ist das St. Josefsheim auch Teil eines Versagens der öffentlichen Jugendhilfe. Wir halten daher eine eigene Aufarbeitung für angemessen und prüfenswert. Das ehemalige St. Josefsheim ist nicht die einzige Einrichtung in den Zuständigkeitsbereichen. Das Versagen der Jugendhilfe hat mit großer Wahrscheinlichkeit auch dort stattgefunden.

⁵³ Gedacht ist auch daran, dort einen QR Code zu veröffentlichen, der direkt zu diesem Bericht führt.

⁵⁴ Das Josefsheim hat sich in seinen Entschädigungsleistungen an dem im Rahmen des Fonds Heimerziehung und vielfach von der katholischen Kirche gezahlten Betrag orientiert. Dazu muss man wissen, dass diese Summe beim Heimfonds mit Stand 2012 einen Minimalkonsens darstellt und von Anfang an auch stark als zu niedrig kritisiert wurde. Auch die katholische Kirche hat ihre Zahlungen inzwischen differenziert. In Ausnahmefällen werden sogar über 50 000 € bezahlt.

Wie kann nun eine lebendige Erinnerungskultur und Fortsetzung der Aufarbeitung für die Jugendhilfe aussehen? Geht es um das Lernen aus den Heimerfahrungen für die heutige Kinder- und Jugendhilfe – und auch das ist ein wichtiger Aspekt von Aufarbeitung (vgl. Caspari u.a. 2021, S. 434) – so sind u.a. folgende Empfehlungen abzuleiten:

- In der Ausbildung von Fachkräften des Jugendamts muss die wenig ruhmreiche Geschichte der Heimerziehung zum Thema werden. Unter anderem könnten Zeitzug*innen auf lebendige Weise vermitteln, welche Folgen eine destruktive Heimsozialisation hat – sowohl für die Betroffenen als auch für die Gesellschaft.
- Es bedarf neuer Präventionskonzepte, die jenseits von gut klingenden Leitlinien konsequent und wiederholt evaluieren, wie es den jeweiligen Kindern in Einrichtungen geht (vgl. z.B. Caspari 2021).
- Die Kinder angemessen und qualifiziert einzubeziehen, ist eine unabdingbare Forderung an die Kinder- und Jugendhilfe. Die Sichtweisen, Wünsche und Gefühle der Kinder müssen besprochen und sollten auch in Akten dokumentiert und festgehalten werden.⁵⁵
- Heimkinder brauchen Vertrauenspersonen; zudem geht es hier um grundlegende Aspekte wie Mitbestimmung, Beschwerdekultur und Transparenz während der Heimunterbringung. Diese müssen „immer wieder ‚neu belebt‘ werden, um – auch partielle – Rückfälle in frühere Zeiten der Heimerziehung keinesfalls zuzulassen. Neue Konzepte wie Ombudschaft müssen flächendeckend umgesetzt werden. Für diese Reflexion unter der Perspektive der Prävention muss ein Konzept erarbeitet werden.“ (Caspari u.a. 2021, S. 434; vgl. dazu auch Caspari 2021).
- Nicht zu unterschätzen ist die hohe Bedeutung eines unterstützten Schulbesuchs von Kindern und Jugendlichen in Fremdunderbringung. Die Erfahrungen bspw. aus dem Projekt „Pflegekinderhilfe“ (Kindler u.a. 2011) haben gezeigt, dass die Betroffenen auch nach sehr belastenden Erfahrungen ihr Leben wesentlich besser hätten bewältigen können, wenn ihre schulische Karriere erfolgreich verlaufen wäre. Im stationären Bereich sind die Bildungsabschlüsse immer noch deutlich zu niedrig.
- Nach wie vor ist eine gute Zusammenarbeit mit Eltern nicht in jedem Heim selbstverständlich und wird bisweilen eher als ein notwendiges Übel gesehen. Es braucht die Entwicklung und Evaluation von Konzepten der Arbeit mit Eltern, und im Einzelfall hartnäckiges, freundliches Dranbleiben der Fachkräfte in der Jugendhilfe, um die Beziehungen für fremduntergebrachte Kinder zu erhalten (vgl. dazu Helming/Wiemann/Ris 2011; Helming/Küfner/Kindler 2011). Eine Aufrechterhaltung der Beziehungen zur Herkunftsfamilie – soweit möglich –, sei es zu Eltern, Geschwistern und Verwandten, hilft den Kindern, sich zugehörig zu fühlen und nicht ganz allein in der Welt dazustehen.

⁵⁵ Brandon et al. (2005) kamen in ihrer Follow-up-Studie, einer Auswertung von 77 Verläufen von Kinderschutzfällen, zu folgendem Ergebnis: „Die Perspektive des Kindes war deutlich sichtbar in einem Viertel der Akten und wurde in ungefähr der Hälfte der Fälle teilweise dokumentiert. Im restlichen Viertel der Akten war die Information über das Kind und seine Familie oft sehr knapp gehalten. Was es auch immer an kleinen Details dazu gab, es enthielt nichts, was das Kind gesagt oder in anderer Form mitgeteilt hatte. Dies waren oft Fälle, die schnell abgeschlossen wurden. Aber es waren doch auch zwei Fälle dabei, in denen beachtliche Interventionen der sozialen Dienste über eine Reihe von Jahren hin dokumentiert wurden, und das Kind zuhause geblieben war, aber die Sichtweisen, Wünsche und Gefühle des Kindes völlig fehlten. In einer kleinen Anzahl von Akten jedoch kam die Stimme des Kindes sehr stark zur Geltung. In all diesen Fällen waren die Kinder in einem beträchtlichen Zeitraum im Blick der sozialen Dienstleistungen. Der Eindruck von sensibler und gründlicher Arbeit, den wir aus diesen Akten gewannen, wurde fundiert, als wir die jungen Leute selbst interviewten.“ (ebd. S. 39., Übersetzung d. Verf.).

- Durch ausreichende Personalausstattung im Bereich der Erzieher*innen und der Heimaufsicht gilt es, Überforderungen zu vermeiden, „und dem Auftrag, fremduntergebrachten Kindern und Jugendlichen bei der Verarbeitung ihrer biografischen Belastungen zu helfen und ihre Bildungschancen zu verbessern, tatsächlich gerecht zu werden. Auch bei der Beratung und Begleitung ehemaliger Heimkinder ist auf geeignete Arbeitsbedingungen zu achten, Überlastungen auf Seiten der Berater*innen entgegenzuwirken.“ (Caspari u.a. 2021, S. 434).
- Personal in Heimen braucht externe qualifizierte Supervision, die nicht in die Strukturen des Heims eingebunden ist.
- Kinder und Jugendliche müssen nach dem Verlassen von Jugendhilfemaßnahmen weiterhin begleitet werden; sei es bei der Rückführung zu den Eltern oder beim Wechsel in eine Pflegefamilie, sei es bei der Verselbstständigung. Jugendliche sind in diesem für ihre weitere Entwicklung sehr bedeutsamen Übergangsprozess in besonderem Maße auf öffentliche Unterstützung und Ermutigung angewiesen (vgl. Sierwald u.a. 2017).

9.2.3. Und die Gesellschaft ...

Auch über die Jugendhilfe hinaus gibt es Notwendigkeiten, die Anliegen der Opfer aus den Kinder- und Jugendheimen der Zeit vor 1990 aufzugreifen. Nur drei Beispiele sollen hier abschließend genannt werden:

Es bedarf dringend qualifizierter Traumatherapeut*innen, die die Heimsozialisation in die Therapie einbeziehen können – und es braucht mehr davon, denn Termine bei Therapeut*innen sind nur sehr schwer zu erhalten.

Institutionen wie z.B. Reha-Kliniken, aber auch Altenpflege und Altenhilfe müssen sich auf die Bedürfnisse ehemaliger Heimkinder einstellen. „Es müssen Betreuungsformen geschaffen werden, die in deutlicher Abgrenzung zu den Strukturen und Atmosphären früherer Kinder- und Jugendheime konzipiert sind. Hier geht es zentral um Vermeidung von Gefühlen der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins und um die Verhinderung von Retraumatisierungen.“ (Caspari u.a. 2021, S. 434).

Auch die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens ist unter einer Missbrauchsperspektive interessant. Erwachsene, die als Kinder Gewalt erfahren mussten – in welcher Form auch immer – und im Erwachsenenleben aufgrund ihrer Beschädigung Probleme im normalen Arbeitsleben haben, sollten nicht um Geld betteln müssen, sondern es selbstverständlich erhalten.

10. Literatur

- AGJ – Arbeitsgemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe (Hrsg.) (2010): Abschlussbericht des Runden Tisches „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“. Berlin: AGJ. https://www.agj.de/fileadmin/files/publikationen/RTH_Abschlussbericht.pdf. Abruf 24.04.2022.
- Andresen, S.; Heitmeyer, W. (Hrsg.) (2012): Zerstörerische Vorgänge. Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Arendt, H. (1989): Menschen in finsternen Zeiten. München/Zürich: Piper Verlag.
- Arendt, H. (2000): Über den Zusammenhang von Denken und Moral. In: Arendt, Hannah: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken, Bd. I, S. 128 – 155. München: Piper Verlag.
- Bartens, W. (2012): Wenn Ausgrenzung schmerzt. In: Süddeutsche Zeitung vom 31.3.2012.
- Becker-Stoll, F.: Bindungsentwicklung und frühkindliche Bildung. <https://www.familienhandbuch.de/babys-kinder/entwicklung/saeugling/bindung/Bindungsentwicklungundfruehkindliche-Bildung.php>. Abruf 18.02.2022.
- Blandow, J.; Ristau-Grzebelko, B. (2010): Pflegekinderhilfe in Deutschland: Entwicklungslinien. In: Kindler H., Helming E., Meysen T. & Jurczyk K. (Hrsg.) (2010): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.; S. 31-47.
- Brassard, M.R.; Hart, S.N.; Glaser, D. (2020): Psychological maltreatment: An international challenge to children's safety and well being. Child Abuse & Neglect, Volume 110, Part 1, December 2020, 104611. <https://doi.org/10.1016/j.chiabu.2020.104611>. Abruf 01.03.2020.
- Brandon, M.; Thoburn, J.; Rose, S.; Belderson, P. (2005): Living with a significant harm: a follow up study. Final Report for NSPCC. (War online verfügbar unter: www.nspcc.org.uk/Inform/publications/Downloads/livingwithsignificant_harm_wdf48153.pdf. Abruf 24.11.2014. Steht auf der Website nicht mehr zur Verfügung).
- Budnowski E. (1. Auflage 1985, 3. Auflage 1986): Sie folgte der inneren Stimme. Leutesdorf: Johannes Verlag.
- Busch, B.; Straus, F. (2019): Unabhängige Anlaufstelle zu den Vorwürfen über Gewalt und Lieblosigkeit im Josefsheim, Ludwigsburg-Hoheneck – Ergebnisbericht (22.07.2019). IPP. http://www.ipp-muenchen.de/texte/IPPBericht-Hoheneck_Anlaufstelle_2019_2207.pdf. Abruf 19.04.2022.
- Caspari, P. (2021): Gewaltpräventive Einrichtungskulturen. Theorie, Empirie, Praxis. Wiesbaden: Springer VS
- Caspari, P.; Dill, H.; Hackenschmied, G.; Straus, F. (2021): Ausgeliefert und verdrängt – Heimkindheiten zwischen 1949 und 1975 und die Auswirkungen auf die Lebensführung Betroffener. Wiesbaden: Springer VS.
- Cecil, C.A.M.; Viding, E.; Fearon, P.; Glaser, D.; McCrory, E.J. (2017): Disentangling the mental health impact of childhood abuse and neglect. In: Child Abuse & Neglect 63. S. 106–119.
- Deutscher Bundestag (1980). Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe – Fünfter Jugendbericht. Drucksache 8/3684 vom 20.2.1980
- Eisenberger, N. (2012): The pain of social disconnection: examining the shared neural underpinnings of physical and social pain. In: Nature Review Neuroscience, 13, p. 421–434 (2012). <https://doi.org/10.1038/nrn3231>.
- Galm, B.; Hees, K.; Kindler, H. (2016): Kindesvernachlässigung – verstehen, erkennen, helfen. München Basel: Reinhardt.
- Goffman, E. (1973): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.
- Grossmann, K. E.; Fremmer-Bombik, E.; Friedl, A.; Grossmann, K.; Spangler, G.; Suess, G. (1989): Die Ontogenese emotionaler Integrität und Kohärenz. In: Roth, E. (Hrsg.): Denken und Fühlen. Berlin: Springer, S. 36–55.
- Hare, B.; Woods, V. (2020): Survival of the Friendliest. Understanding Our Origins and Rediscovering Our Common Humanity. London: Oneworld Publications.

- Helming, E. (2011): »Wir waren deren Eigentum. Wir konnten uns nicht wehren«. Weggesperret im rechtsfreien Raum: Sexuelle Gewalt in den Kinderheimen der DDR. In: DJI Impulse 3/2011 (Nr. 95): Sexuelle Gewalt gegen Kinder, S. 27 – 30.
- Helming, E. (2014): Pflegekinder und ihre Geschwister: Risiko und Ressource. In: Kuhls, A.; Glaum, J.; Schröder, W. (Hrsg.): Pflegekinderhilfe im Aufbruch. Weinheim: Beltz Juventa., S. 151-173.
- Helming, E.; Küfner, M.; Kindler, H. (2010): Umgangskontakte und die Gestaltung von Beziehungen zur Herkunftsfamilie. In: Kindler, H./Helming E./Meysen T./Jurczyk K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e.V. S. 562 - 613; siehe dazu auch S. 524 – 561 zur Gestaltung von Umgangskontakten. Online verfügbar unter: www.dji.de/pkh [02.11.2015].
- Helming, E.; Kindler, H.; Langmeyer, A., Mayer, M.; Mosser, P.; Entleitner, C. u.a. (2011): Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen in Institutionen. Abschlussbericht. München: Deutsches Jugendinstitut. [https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/DJIAbschlussbericht Sexuelle Gewalt.pdf](https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/DJIAbschlussbericht_Sexuelle_Gewalt.pdf), Abruf 23.03.2022.
- Kappeler, M. (1999): Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen: Rassenhygiene und Gesundheitspflege in der Geschichte der sozialen Arbeit. Marburg: Schüren Verlag.
- Kappeler, M. (2011): Anvertraut und ausgeliefert. Sexuelle Gewalt in pädagogischen Einrichtungen. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
- Katsch, M. (2013): „Denkfigur Aufarbeitung“ - Vorgehensmodell für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem sexuellen Missbrauch in Deutschland. Manuskript; vorgestellt anlässlich des Hearings „Aufarbeitung – systematisch, umfassend, unabhängig“, am 30. April 2013 in der Berliner Akademie der Künste am Pariser Platz. Berlin: Unabhängiger Beauftragter für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs.
- Kaup, C. (1981): Der therapeutische Prozess eines frühgestörten, hyperaggressiven Kindes in einer Psychodramagruppe mit Kindern. Stuttgart: Moreno Institut, Skripten zum Psychodrama Band 3, S. 14.
- Kelman, H. C. (1973): Violence without moral restraint: Reflections on the Dehumanization of victims and victimizers. In: Journal of Social Issues, 1973, Heft 4.
- Keupp, H.; Straus, F.; Mosser, P.; Gmür, W. & Hackenschmied, G. (2017): Sexueller Missbrauch und Misshandlungen in der Benediktinerabtei Ettal. Ein Beitrag zur Wissenschaftlichen Aufarbeitung. Wiesbaden: Springer VS.
- Kindler, H. (2010): Die Entscheidung für die Unterbringung eines Kindes in einer Pflegefamilie. In: Kindler, H.; Helming, E.; Meysen, T.; Jurczyk, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. – München. Online verfügbar unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/pkh/DJI_DIJuF_Handbuch_Pflegekinderhilfe.pdf. Abruf: 15.2.2022, S. 282-342.
- Kindler, H.; Scheuerer-Englisch, H.; Gabler S.; Köckeritz, C. (2010): Pflegekinder: Situation, Bindungen, Bedürfnisse und Entwicklungsverläufe. In: Kindler, H.; Helming E.; Meysen T.; Jurczyk, K. (Hrsg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: Deutsches Jugendinstitut e.V. Online verfügbar unter: www.dji.de/pkh [02.11.2015].
- Kindler, H. (2022): Auswirkungen häuslicher Gewalt auf Kinder bzw. Jugendliche und Unterstützungsangebote. In: Trauma – Zeitschrift für Psychotraumatologie und ihre Anwendungen 20 Jg. (2022) Heft 1, S. 14 – 21.
- Kindler, H.; Schwabe-Höllein, M. (2012): Aspekte seelischer Kindesmisshandlung. In: Praxis der Rechtspsychologie, 22 (2), S. 404 – 418.
- Kuhls, A.; Glaum, J.; Schröder, W. (Hrsg.) (2014): Pflegekinderhilfe im Aufbruch. Weinheim: Beltz Juventa.
- Leitner, S.; Loch, U.; Sting, (2011): Geschwister in Fremdunterbringung. Wien: Lit Verlag.
- Levi, Primo (2010, 12. Auflage): Ist das ein Mensch? München: DTV.
- Lillig, S.; Helming, E.; Blüml, H.; Schattner, H. (2002): Familiäre Bereitschaftsbetreuung. Ergebnisse und praktische Empfehlungen. Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Morsbach, P. (2020): Der Elefant im Zimmer. Über Machtmissbrauch und Widerstand. München: Penguin Verlag/Random House.

- Mosser, P. (2009): Wege aus dem Dunkelfeld. Aufdeckung und Hilfesuche bei sexuellem Missbrauch an Jungen. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Mullender, A. (Ed.) (1999): We are family. Sibling relationships in placement and beyond. London. National Scientific Council on the Developing Child (2012): The Science of Neglect: The Persistent Absence of Responsive Care Disrupts the Developing Brain. Working Paper 12. <http://www.developingchild.harvard.edu>. <https://developingchild.harvard.edu/resources/the-science-of-neglect-the-persistent-absence-of-responsive-care-disrupts-the-developing-brain/> Abruf 24.2.2022.
- Perry, B. D.; Szalavitz, M. (2008): Der Junge, der wie ein Hund gehalten wurde: Was traumatisierte Kinder uns über Leid, Liebe und Heilung lehren können – Aus der Praxis eines Kinderpsychiaters. München: Kösel.
- Petri, C.; Radix, K.; Wolf, K. (2013): Ressourcen, Belastungen und pädagogisches Handeln in der stationären Erziehungshilfe. Band 14 der SPI-Materialien, hrsg. von SOS-Kinderdorf e.V., München. Online verfügbar unter: <https://www.sos-kinderdorf.de/portal/paedagogik/publikationen/ressourcen-belastungen-und-paedagogisches-handeln-in-der-stationaeren-betreuung-von-geschwisterkindern-8610>. Abruf 14.2.2022.
- Powell, B.; Cooper, G.; Hoffman, K.; Marvin, R. (2013): The Circle of Security Intervention: Enhancing Attachment in Early Parent-Child Relationships. New York: The Guilford Press.
- RTH. (2010). Abschlussbericht des Runden Tisches "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren (Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe - AGJ, Hrsg.). Berlin.
- Sapolsky, R. (1996): Warum Zebras keine Migräne kriegen. Wie Stress Menschen krank macht. München: Piper Verlag.
- Sapolsky, R. (2017): Gewalt und Mitgefühl. Die Biologie des menschlichen Verhaltens. München: Hanser Verlag.
- Schäfer-Walkmann, S.; Störk-Biber, C.; Tries, H. (2011): „Die Zeit heilt keine Wunden“: Heimerziehung in den 1950er und 1960er Jahren in der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Freiburg: Lambertus Verlag
- Schone, R.; Gintzel, U.; Jordan, E.; Kalscheuer, M.; Münder, J. (1997): Kinder in Not. Vernachlässigung im frühen Kindesalter und Perspektiven sozialer Arbeit. Münster: Votum.
- Sierwald, W.; Weinhandl, K.; Salzburger, V.; Straus, F. (2017). Wie Care Leaver den Weg in die Selbstständigkeit erleben. Erste Ergebnisse aus der SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung. *Unsere Jugend* (1), 10-19.
- Stadler, R. (2012): Der Schweigepanzer im Kloster Ettal. Eine Fallgeschichte. In: Andresen, S.; Heitmeyer, W. (Hrsg.): *Zerstörerische Vorgänge. Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa; S. 71 – 81.
- Tauscher van den Bosch, A. M. (1954): Die Dienerin Gottes. Mutter Maria Theresa vom Hl. Josef. Selbstbiographie. Steyler Verlagsbuchhandlung Kaldenkirchen.
- Tomasello, Michael (2020): Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese. Berlin: Suhrkamp-Verlag.
- Ungar, M. (2008): Resilience across Cultures. In: *British Journal of Social Work*, 38. Jg., H. 2, S.218–235.
- Ungar, M. (2012): Resilience after maltreatment: The importance of social services as facilitators of positive adaptation. In: *Child Abuse & Neglect*, 37. Jg., H. 2–3, S.110–115.
- Ungar, M.; Liebenberg, L. (2011): Assessing Resilience Across Cultures Using Mixed Methods: Construction of the Child and Youth Resilience Measure. In: *Journal of Mixed Methods Research*. 5. Jg., H. 2, S. 126–149.
- Ungar, M.; Liebenberg, L.; Dudding, P.; Armstrong, M.; Van De Vijver, F. J. R. (2013): Patterns of Service Use, Individual and Contextual Risk Factors, and Resilience among Adolescents Using Multiple Psychosocial Services. In: *Child Abuse & Neglect*, 37. Jg., H. 2–3, S. 150–159.
- United Nations Convention on the Rights of the Child – Committee on the Rights of the Child (2011): General comment No. 13 (2011): The right of the child to freedom from all forms of violence. https://www2.ohchr.org/english/bodies/crc/docs/CRC.C.GC.13_en.pdf. Abruf 16.4.2022.

- Walper, S.; Thönissen, C.; Wendt, E.-V.; Bergau, B. (2009): Geschwisterbeziehungen in riskanten Familienkonstellationen. München. Online verfügbar unter: <https://www.sos-kinderdorf.de/portal/paedagogik/publikationen/geschwisterbeziehungen-in-riskanten-familienkonstellationen-8670>. Abruf 14.02.2022.
- Wang, M.-T.; Kenny, S. (2013): Longitudinal Links Between Fathers' and Mothers' Harsh Verbal Discipline and Adolescents' Conduct Problems and Depressive Symptoms. In: *Child Development*, Volume 85, Issue 3 May/June 2013, S. 908-923.
- Wensierski, Peter (2007): *Schläge im Namen des Herrn: Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik*. München: Goldmann-Verlag.
- Werner, E.; Smith, R.S. (1992): *Overcoming the Odds: High Risk Children from Birth to Adulthood*. Ithaca and London: Cornell University Press.